BODY POLITICS

Zeitschrift für Körpergeschichte

Heft 1 – Jahrgang 1 (2013)
Fordismus
Herausgegeben von Peter-Paul Bänziger

www.bodypolitics.de

BODY POLITICS **Zeitschrift für Körpergeschichte**

Auf Anregung des Arbeitskreises für Körpergeschichte wird Body Politics herausgegeben von: Peter-Paul Bänziger (Zürich), Magdalena Beljan (Berlin), Pascal Eitler (Berlin), Jens Elberfeld (Bielefeld), Andrej Findor (Bratislava), Christian Fritz-Hoffmann (Oldenburg), Alexa Geisthövel (Berlin), Henriette Gunkel (Bayreuth), Patrice Ladwig (Halle), Maren Möhring (Potsdam), Marcus Otto (Braunschweig), Massimo Perinelli (Köln), Katja Sabisch (Bochum), Monique Scheer (Tübingen), Imke Schmincke (München), Olaf Stieglitz (Köln), Heiko Stoff (Braunschweig), Marcel Streng (Bielefeld) und Annika Wellmann (Hannover). Geschäftsführend sind gegenwärtig: Pascal Eitler, Maren Möhring und Marcus Otto.

Anschrift: Body Politics, c/o Dr. Pascal Eitler, Forschungsbereich "Geschichte der Gefühle", Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Lentzeallee 94, D-14195 Berlin

E-Mail: kontakt (at) bodypolitics.de

Unterstützt werden die Herausgeberinnen und Herausgeber durch die Mitglieder ihres wissenschaftlichen Beirats: Thomas Alkemeyer (Oldenburg), Ulrike Bergermann (Braunschweig), Gabriele Dietze (Berlin), Franz X. Eder (Wien), Ute Frevert (Berlin), Christa Hämmerle (Wien), Heinz- Gerhard Haupt (Bielefeld), Dagmar Herzog (New York), Klaus Hödl (Graz), Sabine Kienitz (Hamburg), Gesa Lindemann (Oldenburg), Thomas Lindenberger (Potsdam), Sabine Maasen (Basel), Jürgen Martschukat (Erfurt), Georg Mein (Luxemburg), Rolf Parr (Duisburg-Essen), Nicolas Pethes (Bochum), Sven Reichardt (Konstanz), Philipp Sarasin (Zürich), Detlef Siegfried (Kopenhagen), Jakob Tanner (Zürich), Jakob Vogel (Paris), Paula-Irene Villa (München) und Anne Waldschmidt (Köln).

Alle Artikel stehen unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 3.0 (Deutschland). Die Urheberrechte für die Artikel verbleiben damit bei den jeweiligen Autorinnen und Autoren.

Umschlagabbildung unter Verwendung einer Fotografie von Georg Pahl aus dem Jahr 1926, Bundesarchiv, Bild 102-08112.

ISSN 2196-4793

Editorial

Die Körpergeschichte hat in den vergangenen zwanzig Jahren enorm an wissenschaftlicher Aufmerksamkeit gewonnen und eine bemerkenswerte Ausweitung erfahren. Diese Zeitschrift versucht diese Entwicklung in ihrer Facettenvielfalt abzubilden und weiter voranzutreiben.

Der Körper gerät dabei als ein multidimensionaler Forschungsgegenstand und das Ergebnis eines historischen Wandels in den Fokus – als ein Effekt sozialer Praktiken, ein Objekt der Imagination und Repräsentation, in seiner Diskursivität, Materialität und Produktivität. Er war und ist sowohl ein Medium der Subjektivierung als auch ein Ort gesellschaftlicher Ordnungsversuche und nicht zuletzt politischer Konflikte. In diesem umfassenden Verständnis lautet der Titel dieser Zeitschrift: Body Politics.

Die Körpergeschichte verändert dabei nicht nur unseren Blick auf Menschen und deren Körper und Geschichte – sie betrifft auch unsere Wahrnehmung von Tieren und Dingen und deren vermeintlich grundsätzliche Andersartigkeit.

Dementsprechend greift diese Zeitschrift auf ein breites Angebot von Fragestellungen und unterschiedliche Herangehensweisen zurück. Sie versammelt zudem nicht nur Artikel aus den Geschichtswissenschaften, sondern steht ebenfalls historisch interessierten Beiträgen aus den Literatur- und Medienwissenschaften sowie anderen Kultur- bzw. Sozialwissenschaften offen.

Dieses Online-Journal veröffentlicht Artikel in deutscher oder englischer Sprache. Alle Beiträge haben ein beidseitig anonymisiertes Peer Review durchlaufen und erscheinen kostenfrei im Open Access.

BODY POLITICS Zeitschrift für Körpergeschichte

Heft 1 – Jahrgang 1 (2013)
Fordismus
Herausgegeben von Peter-Paul Bänziger

Redaktionsschluss: 01.03.2013

bodypolitics.de | doi.org/10.12685/bp.v1i1 |CC-License BY-NC-ND 3.0

Inhaltsverzeichnis

Peter-Paul Bänziger: Einführung: Der Fordismus aus körpergeschichtlicher Perspektive 5

Perspektiven

Peter-Paul Bänziger: Fordistische Körper in der Geschichte des 20. Jahrhunderts – eine Skizze 11

Analysen

Astrid Kusser: Arbeitsfreude und Tanzwut im (Post-)Fordismus 41

Noyan Dinçkal: "Sport ist die körperliche und seelische Selbsthygiene des arbeitenden Volkes": Arbeit, Leibesübungen und Rationalisierungskultur in der Weimarer Republik 71

Karin Harrasser: Sensible Prothesen. Medien der Wiederherstellung von Produktivität 99

Patrick Kury: Vom physiologischen Stress zum Prinzip "Lebensqualität": Lennart Levi und der Wandel des Stresskonzepts um 1970 119

Simon Graf: Leistungsfähig, attraktiv, erfolgreich, jung und gesund: Der fitte Körper in post-fordistischen Verhältnissen 139

Body Politics 1 (2013), Heft 1, S. 5-10

Einführung: Der Fordismus aus körpergeschichtlicher Perspektive

Peter-Paul Bänziger

English abstract: The introduction gives a brief overview of the subject of this issue as well as of the individual articles. Particularly, it points to three aspects: First, there is a need for a reevaluation of the concept of Fordism in order to come up to the »consumerist productivism« that was established in the twentieth century. This contributes, second, to a differentiation of the history of productive and consuming bodies within this period. In this regard, some of the articles stress that both, hegemonic discourses and forms of (re-)appropriation and autonomous productions, must be taken into consideration.

»Tick-tick-tick – rrrrrrrr … die Stenotypistin Gilgi geht zum Chef und legt ihm die Briefe zur Unterschrift vor. […] Gilgi ist ein erfahrenes Mädchen. Sie kennt Männer und die jeweiligen Wünsche und Nichtwünsche, die sich hinter dem Ton ihrer Stimme, ihren Blicken und Bewegungen verbergen. Wenn ein Mann und Chef wie Herr Reuter mit unsicherer Stimme spricht, ist er verliebt, und wenn er verliebt ist, will er was. Früher oder später« (Keun 1979). In diesen Zeilen aus dem 1931 veröffentlichten Roman *Gilgi – eine von uns* beschreibt Irmgard Keun zwei Ikonen der Arbeitswelt der 1920er Jahre, die Sekretärin und ihren Chef, zwischen professioneller Be- und körperlicher Anziehung. Auch im Titelbild des vorliegenden ersten Heftes von *Body Politics* wird dieses Verhältnis in Szene gesetzt und auf die enge Verflechtung von Arbeit im modernen Betrieb, freizeitlicher Körperkultur und Geschlechterverhältnissen verwiesen. Das Bild stammt von Georg Pahl (1900-1963), einem bekannten Pressefotografen der Weimarer Republik. In der Beschreibung des Fotos ist zu lesen: »Das Büro im Wasser. Ein geschäftstüchtiger Kaufmann, welcher die Hitze in seinem Büro nicht mehr aushalten kann, hat sich in die märkischen Gewässer zurückgezogen und erledigt dort mit seiner Stenotypistin die notwendigen Büroarbeiten.« Nur schemenhaft zu erkennen sind die Liegestühle im Hintergrund – Zeichen für jene aufkommenden konsumkulturellen Dienstleistungen und Vergnügungen, die Pahl auf weiteren Bildern zum Thema »Wasserreiten auf Gummitieren« oder über »[e]in ›Original‹ im Strandbad Wannsee, der saure Gurken Verkäufer mit Mexikaner Hut und Ohrringen«, ablichtete.

Wie das Büro im Bild verlagerte sich auch der Fokus der geschichtswissenschaftlichen Diskussion über den Fordismus in den letzten Jahren vermehrt auf Orte und soziale Beziehungen jenseits des Betriebs, der die

industriehistorische Debatte über Rationalisierung und Fließbandproduktion während langer Zeit dominiert hatte: Mit Bezug auf Antonio Gramscis Überlegungen zum *Amerikanismus und Fordismus* in den frühen 1930er Jahren wird der Fordismus in diesen neueren Beiträgen als Epochenbegriff für die Geschichte des 20. Jahrhunderts verwendet. Das vorliegende Themenheft nimmt diese Diskussion aus körpergeschichtlicher Perspektive auf und fragt sowohl nach den Körpern im (Post-)Fordismus als auch danach, ob, ab wann und inwiefern von fordistischen und/oder post-fordistischen Körpern die Rede sein kann.

Das Heft beginnt mit einem Perspektiventeil von Peter-Paul Bänziger, der die skizzierte Thematik anhand dreier Aspekte konkretisiert. Zunächst argumentiert er, dass der Begriff »Fordismus« vor allem deshalb als heuristisches Instrument der Historiographie des 20. Jahrhunderts dienen könne, weil damit nicht nur die Sphäre der Produktion, sondern insbesondere auch die konsumgesellschaftlichen Aspekte beschrieben werden können. In diesem Punkt, der in der aktuellen Debatte lediglich eine marginale Rolle spielt, unterscheide sich der Fordismus von Konzepten wie der Arbeits- oder der Industriegesellschaft, der Verwissenschaftlichung, des Social Engineering, der Verbürgerlichung oder Amerikanisierung. Er könne somit dazu beitragen, die parallele und verschränkte Herausbildung der einzelnen Bereiche dieses »konsumgesellschaftlichen Produktivismus« vermehrt in den Blick zu nehmen. Um dieses Programm umzusetzen, so das zweite Argument des Beitrags, sei eine körpergeschichtliche Perspektive behilflich. Schon in den Ausführungen Gramscis finden sich zahlreiche Bemerkungen, die auf die körpergeschichtliche Relevanz des Fordismus hinweisen. Dieser Blickwinkel müsse vermehrt aufgegriffen werden, wodurch drittens nicht zuletzt ein Beitrag zu den aktuellen sozial- und kulturwissenschaftlichen Debatten über den »Post-Fordismus« geleistet werden könne. Es zeige sich, dass man weder die Bedeutung der ab den 1960er Jahren erkennbaren Rekonfiguration produktiver Selbste unterschätzen, noch deren fordistische Eigenschaften ausblenden sollte. Zugleich müsse man sich stärker den Gesellschaften um 1900 zuwenden, wenn es darum gehe, Veränderungen wie das Aufkommen konsumgesellschaftlicher Strukturen zu untersuchen, die das 20. Jahrhundert nachhaltig prägten.

Der darauf folgende Analyseteil enthält fünf Beiträge, die bezüglich ihres Untersuchungszeitraums chronologisch geordnet sind. Er beginnt mit einem Beitrag von Astrid Kusser, die am Beispiel von Tanzpraktiken der Frage nach dem Verhältnis von Vereinnahmung durch hegemoniale produktivistische Diskurse und Aneignung durch »entfliehende« Körperpraktiken beziehungsweise autonomen Körperproduktionen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert nachgeht. Sie argumentiert, dass die

Geschichte von Tanzen und Arbeiten zum einen immer durch Formen ökonomisch motivierter und/oder an Herrschaftsstrategien orientierter Formen der Indienstnahme und Herstellung von Körpern geprägt gewesen sei. Nicht zuletzt durch rassistische und klassistische Diskurse seien die Körper und Subjekte an bestimmten (Arbeits-)Plätzen fest- und ruhig gestellt worden. Zum anderen aber ließen sich gerade in der Geschichte des Tanzens und seiner medialen Repräsentation zahlreiche Momente erkennen, an denen die Verwertung von Körpern als »Rohstoffe« scheiterte: Die Bewegungen tanzender Körper im transnationalen Austauschraum des *Black Atlantic* erwiesen sich immer auch als grundlegende Herausforderung für hegemoniale Techniken, auch wenn – oder gerade weil – dabei kein alternatives Projekt verfolgt wurde. Zugleich verweist Kusser auf die deutlichen Unterschiede zwischen den individualisierenden Anrufungen in post-fordistischen Filmen wie *Flashdance* und fordistischen Körperbildern, wie sie etwa in Fritz Gieses Buch über die *Girlkultur* beschrieben werden. Das Fortbestehen von Strategien der Verwertung tanzender Körper im Produktionsprozess belege aber, dass auch die grundlegenden Gemeinsamkeiten dieser kapitalistischen Gesellschaften berücksichtigt werden müssten.

Die Frage nach dem fordistischen Zugriff auf den Körper steht auch im Zentrum von Noyan Dinçkals Beitrag zur Verschränkung von Sport- und Arbeitswissenschaften in der Rationalisierungskultur der 1920er und 1930er Jahre. Er zeigt auf, wie stark produktivistische Überlegungen die Art und Weise der Verwissenschaftlichung des Sports in jener Zeit prägten. Zugleich wird deutlich, dass das Modell des »Motor Mensch« nur noch teilweise maßgeblich war: Neben den thermodynamischen Vorstellungen und dem Mäßigungsdiskurs konnte man in jener Zeit vermehrt den Gedanken finden, dass nicht Ruhe, sondern eine geordnete Aktivität die beste Form der Erholung sei. Von zentraler Bedeutung sei damals auch das Leistungs- und Wettbewerbsdenken gewesen, was durchaus auf heutige (post-fordistische) Körperpraktiken verweist. Doch es lassen sich auch deutliche Unterschiede erkennen, etwa wenn der Sport vor allem der Stärkung der (nationalen) Wirtschaft dienen sollte. Praktiken wie der Spitzensport, die über dieses Ziel hinaus zu schießen drohten, seien deshalb argwöhnisch beobachtet worden. Die Vehemenz, mit der dies geschah, deutet Dinçkal als Hinweis darauf, dass Sport ein umkämpftes Terrain darstellte, zu dem sich nicht nur die Sportwissenschaften äußerten. Sogar innerhalb der Wissenschaften gab es Stimmen, die den Sport als befreiende Praxis der Übertreibung zum Gegensatz der Arbeitswelt stilisierten. Zugleich zeigt sich in den von Dinçkal untersuchten Schriften aus dem Umfeld der zeitgenössischen Sportwissenschaften auch, wie sehr sich die ProtagonistInnen bemüh-

ten, ihre Vorstellungen gegen die Konsum- und anderen »unproduktiven« Körperpraktiken der »unteren« Klassen durchzusetzen. Der produktivistische Sportdiskurs erweist sich damit auch als Form der Thematisierung der damals aufkommenden konsumgesellschaftlichen (Identitäts-)Angebote.

Auch im Zentrum von Karin Harrassers Ausführungen zur Geschichte der Prothetik im 20. Jahrhundert steht die Zwischenkriegszeit. Die Autorin beschreibt die unterschiedlichen zeitgenössischen Vorstellungen darüber, was eine Prothese sein und leisten sollte. Auf der einen Seite standen die tayloristisch argumentierenden Ingenieurswissenschaften, die vor allem die produktive Funktion eines verlorenen Körperteils wieder herstellen wollten, beispielsweise durch die Herstellung von »Armersätzen«. Ihnen widersprachen VertreterInnen einer »regelnd-vitalistischen« Konzeption der Prothese, die darauf hinwiesen, dass auch der technisch avancierteste Ersatz nur dann dauerhaft eingesetzt wurde, wenn er sich in das Leben der betroffenen Personen einfügen ließ, ihnen also in Form eines Ersatzgliedes ein *passing* innerhalb ihres sozialen Umfeldes ermöglichte. Zugleich, so Harrasser, finde man neben der mechanistischen Anthropologie des »Motor Mensch« zunehmend Vorstellungen eines anpassungsfähigen Körpers, der grundsätzlich mangelhaft, aber individuell optimierbar sei. Damit trägt auch sie zur Differenzierung der Geschichte der Menschenführung im 20. Jahrhundert bei und verweist auf die komplexen Beziehungen von Fordismus und Post-Fordismus. Einen zentralen Unterschied sieht sie in Prozessen der Kommerzialisierung: Heute werden Prothesen nicht mehr aufgrund eines sozialstaatlichen Anspruchs auf Entschädigung für Kriegs- oder Arbeitsfolgen zugeteilt, sondern zunehmend als Lifestyle-Produkte vermarktet, die sich vor allem jene leisten können, die genügend Kapital haben. Freilich gibt es auch hier unvorhergesehene Aneignungen, wenn sich etwa – zumindest in der literarischen Fiktion – die Optimierungsinteressen von Prothesenmenschen nicht mehr mit den kommerziellen Absichten von Herstellerfirmen vereinbaren lassen.

Um die Verschiebung vom thermodynamischen »Motor Mensch« zu kybernetischen und adaptationstheoretischen Modellen geht es auch im ersten Teil der Studie von Patrick Kury. Er arbeitet heraus, wie mit dem Aufkommen des Stress-Begriffes bei Hans Selye die älteren physiologischen Modelle des »milieu intérieur« und der »Homöostase« aktualisiert wurden und die bisher dominierenden mechanistisch-thermodynamischen Begrifflichkeiten verdrängten. Im angelsächsischen Raum und in Skandinavien, so argumentiert Kury, habe diese Verschiebung früher eingesetzt als im deutschsprachigen Raum, weil mit der sogenannten »Managerkrankheit« vor allem in Deutschland und Österreich ein alter-

natives Konzept existierte, das erst in den 1970er Jahren abgelöst wurde. In diesem Prozess habe der schwedische Sozialmediziner Lennart Levi eine zentrale Rolle gespielt, sowohl aufgrund der Rezeption seiner Einführung in die Sozialmedizin, die 1964 in deutscher Sprache unter dem Titel *Stress, Körper, Seele und Krankheit* erschien, als auch durch seine Rolle als Redner auf Kongressen und als wichtige Figur auf dem internationalen gesundheitspolitischen Parkett. In seinen Forschungen zu den Zusammenhängen von Arbeit, Alltag und Gesundheit habe Levi das Stresskonzept insofern modifiziert, als für ihn weniger die physiologischen als die psychosozialen Anpassungsprozesse an die (menschliche) Umwelt im Vordergrund standen. Auf dieser Basis habe er sich mit einer Reihe von Forderungen an den (Sozial-)Staat gewandt, mit dem Ziel, nicht mehr nur soziale Sicherheit, sondern eine größtmögliche und je individuell zu bestimmende »Lebensqualität« für alle zu ermöglichen. Insbesondere habe er dabei auf Formen der Selbstführung gesetzt. Damit zeigt Kury, dass das Stresskonzept, das oftmals mit dem Aufstieg postfordistischer Produktionsverhältnisse und einer entsprechenden Anthropologie in Verbindung gebracht wird, in seiner psychosozialen Variante durchaus in die Logik sozialstaatlichen Handelns im Fordismus eingepasst werden konnte.

Abgerundet wird das Heft durch einen Text von Simon Graf, in dessen Beschreibung des Fitness-Diskurses es ebenfalls um Formen der Selbstführung seit den 1970er Jahren geht. Im Unterschied zum Sozialprogramm Levis ist der Hintergrund heutiger Fitnesspraktiken jedoch nicht mehr ein sozialstaatlich abgesichertes Streben nach individueller Lebensqualität, sondern das Bemühen, fit für die Anforderungen des postfordistischen Produktionsprozesses zu sein und zu bleiben. Während Levi die Grenzen der menschlichen Anpassungsfähigkeit betonte, ist hier – wie in den von Karin Harrasser beschriebenen post-fordistischen Prothesediskursen – die Idee der Machbarkeit zentral. Graf weist aber anhand des Beispiels der Lebensreformbewegung darauf hin, dass es auch Kontinuitäten zwischen fordistischen und postfordistischen Körperbildern gibt, die es schwierig machen, von einem Bruch in den 1970er Jahren auszugehen. Insbesondere die Verbindung von Gesundheit, Schlankheit und Leistungsfähigkeit wurde schon damals etabliert, ebenso individualisierende Anrufungen. Gleichwohl sind auch die Unterschiede nicht zu übersehen, wie Graf abschließend ausführt: Zum einen lasse sich nicht bestreiten, dass es zu einer grundlegenden Umstrukturierung der Produktionsverhältnisse gekommen sei, die zu einer viel direkteren Involviertheit der individuellen Körper geführt habe. Im Fordismus sei die Rolle von Fitnesspraktiken *avant la lettre* eher kompensativ gegenüber einer krankmachenden Arbeitswelt denn prospektiv mit Blick auf

Leistungsfähigkeit und Karriere gewesen. Auch hätten im Fordismus Identitätsangebote wie Gemeinschaft und Nation einen wichtigen Stellenwert gehabt, während heute eine stärkere Individualisierung biopolitischer Anrufungen festzustellen sei. Nach wie vor aber dürfe der Klassencharakter von Körperpraktiken nicht übersehen werden.

Neben der übergreifenden Thematik des fordistischen »konsumgesellschaftlichen Produktivismus« lassen sich zwei weitere Punkte festhalten, die in den meisten Texten eine zentrale Rolle spielen. Zum einen bemühen sich alle um eine Differenzierung der Geschichte produktiver Körper im 20. Jahrhundert. Sie zeigen auf, dass die klare Gegenüberstellung von Fordismus und Postfordismus, wie sie in der sozialwissenschaftlichen Diskussion oftmals zu finden ist, für eine geschichtswissenschaftliche Perspektive wenig brauchbar ist. Ebenso tragen sie zu einer besseren Kenntnis jener Prozesse bei, die dazu führten, dass der menschliche Motor des ausgehenden 19. Jahrhunderts an Bedeutung verlor und durch den gestressten Menschen unserer heutigen Zeit ersetzt oder zumindest ergänzt wurde. Zweitens fragen verschiedene Beiträge nach dem Verhältnis von hegemonialen Diskursen oder Strukturen einerseits und Aneignungen beziehungsweise autonomen Produktionen andererseits. Sie nehmen damit eine wichtige Perspektive der Geschichtswissenschaft auf, die auch und gerade in einem Heft zum Fordismus nicht fehlen sollte.

Quellen

Keun, Irmgard (1979 [1932]), Gilgi – eine von uns. Roman, Düsseldorf: Claassen.

Pahl, Georg (1926), Hitze in Berlin! Berlin hat augenblicklich eine Hitzewelle wie sie seit Jahren nicht mehr vorgekommen ist. Der Berliner versucht auf jede mögliche Art und Weise sich Abkühlung zu verschaffen. Das Büro im Wasser. Ein geschäftstüchtiger Kaufmann, welcher die Hitze in seinem Büro nicht mehr aushalten kann, hat sich in die märkischen Gewässer zurückgezogen und erledigt dort mit seiner Stenotypistin die notwendigen Büroarbeiten. Unser Bild zeigt ihn beim Erledigen seiner Korrespondenz mit seiner Sekretärin im Wasser, Deutsches Bundesarchiv, Bild 102-08112.

Pahl, Georg (1929), 30 Grad Hitze! Wasserreiten auf Gummitieren lässt die Hitze beim fröhlichen Sport ertragen, Deutsches Bundesarchiv, Bild 102-11711.

Pahl, Georg (1930), Interessante Aufnahmen aus dem schönsten und größten Strandbad Wannsee b/Berlin! Hunderttausende von Berlinern suchen hier täglich bei der grossen Hitze ihre Erholung. Ein »Original« im Strandbad Wannsee, der saure Gurken Verkäufer mit Mexikaner Hut und Ohrringen, Deutsches Bundesarchiv, Bild 102-10054.

Body Politics 1 (2013), Heft 1, S. 11-40

Fordistische Körper in der Geschichte des 20. Jahrhunderts – eine Skizze[1]

Peter-Paul Bänziger

English abstract: Over the last few years, there has been an increasing interest in the concept of Fordism. It is no longer only used to describe a specific form of the organization of production. Rather, scholars stress the importance of a broader understanding. In my article, I pick up these discussions by showing, first, that a concept of Fordism only makes sense if the effects of the emerging consumer societies are seriously taken into account. Second, I argue in favor of a body history of Fordism, giving rise to the question as to what extent we might be able to speak of »Fordist bodies«. With reference to debates about periodization, third, I discuss how such an account fits into the history of industrialized societies since the late 19th century. By focusing on the discussion about post-Fordism, I argue that there is certainly some evidence for a »break« in the course of the 1960s and 1970s. Particularly from the perspective of body history, however, there are also indications that a reevaluation of the Fordist features of late-20th century societies is also called for.

Im Oktober 1966, kurz vor seinem Tod, erläuterte Walt Disney in einem Werbefilm seine Pläne für die Walt Disney World. Im Zentrum seiner Ausführungen stand EPCOT, die »Experimental Prototype City of Tomorrow«: Auf dem riesigen, nach Freizeit, Wohnen und Arbeiten gegliederten Gelände in Florida sollte eine Stadt gebaut werden, in welcher der Alltag durch eine klare räumliche und zeitliche Differenzierung gekennzeichnet war und die auch aufgrund der überschaubaren Zahl von rund 20.000 EinwohnerInnen einen Gegenentwurf zu den von Disney wenig geschätzten Großstädten darstellte. Konsequente Planung, Spitzentechnologie und die Produktionskraft der us-amerikanischen Industrie sollten es erlauben, seine Vorstellungen über das menschliche Zusammenleben der Zukunft auch tatsächlich umzusetzen:

»Well, we're convinced we must start with the public need. And the need is not just for curing the old ills of old cities. We think the need is for starting from scratch on virgin land and building a special kind of new community. So that's what EPCOT is: an Experimental Prototype Community that will always be in the state of becoming. It will never cease to be a living blueprint of the future […]. Everything in EPCOT will be dedicated to the happiness of the people who live, work, and play here, and those

1 Ich danke den VerfasserInnen der Beiträge in diesem Heft, Lars Bluma, Andreas Fasel, Eveline Müller, Rahel Nüssli, Julia Stegmann, Karsten Uhl, den HerausgeberInnen und anonymen GutachterInnen von *Body Politics* sowie den TeilnehmerInnen meines Zürcher Fordismus-Seminars im FS 2012 für Anregungen, Anmerkungen und Kritik.

who come here from around the world to visit our living showcase.« (Disney 2004, 10:21ff.)

EPCOT sollte also niemals fertig gebaut sein, sondern ein Ort bleiben, an dem neue Materialien und Technologien getestet werden und frische Ideen willkommen sind. Neben den zeitgenössischen Ordnungsdiskursen, die immer auch versuchten, Körper und Dinge an einem bestimmten Platz festzusetzen, finden sich in Disneys Ausführungen starke Tendenzen, Bewegungen und Flüsse zu optimieren, um einen »constant flow« (ebd., 16:54) in Richtung zukünftiger Ordnungen zu ermöglichen. Dazu geht der Film insbesondere auf die verschiedenen Transportsysteme von EPCOT ein:

»EPCOT's People Mover is a silent, all-electric system that never stops running. These cars continue to move even while passengers are disembarking or stepping aboard. Power is supplied through a series of motors embedded in the track, completely independent of the cars. No single car can ever break down and cause a rush hour traffic jam in EPCOT.« (Ebd., 17:45ff.)

Die Parallelen zum Fließband, die auch auf der Bildebene hergestellt werden, sind kein Zufall. Disney war mit Henry Ford befreundet und nicht nur dessen industriegeschichtlicher Themenpark Greenfield Village war ein Vorbild für die Planung von EPCOT (Mannheim 2002, xv und 25): Für das Transportsystem ließ sich Disney nachweislich durch einen Besuch einer Produktionsanlage der Ford Motor Company inspirieren (ebd., 38). Nur standen die Menschen bei ihm nicht mehr am Fließband, sondern bewegten sich auf diesem – zwischen ihren im Park gelegenen Wohnungen, den hoch rationalisierten industriellen Arbeitsplätzen und den konsumgesellschaftlichen Vergnügungsangeboten im Zentrum von EPCOT. Auf dieses raum-zeitliche Arrangement bezog sich Disney, wenn er forderte, dass sich seine Stadt an den Menschen orientieren müsse, die dort leben, arbeiten und spielen. Seine Ideen verweisen somit nicht nur auf das Gemeinschafts- oder Ordnungsdenken und den Glauben an die technische Gestaltbarkeit sozialer Verhältnisse (vgl. Etzemüller 2009). Sie reflektieren auch eine Gesellschaft, in der sich die Suche nach Glück zunehmend zwischen (Klein-)Familie, Arbeit und (außerhäuslicher) Freizeit bewegte und zu deren ideellen wie materiellen Grundlagen damit jener »konsumgesellschaftliche Produktivismus« gehörte, der in jüngerer Zeit wieder vermehrt unter dem Stichwort »Fordismus« diskutiert wird.[2]

2 Vgl. Hachtmann/Saldern 2009; Saldern/Hachtmann 2009; Berghahn 2010a; Hachtmann 2011; Saldern 2012.

Diese Debatte nehme ich im Folgenden auf, um sie in dreierlei Hinsicht weiter zu führen. Erstens vertrete ich die These, dass das Konzept Fordismus gerade dann von heuristischem Wert für die Historiographie des 20. Jahrhunderts ist, wenn damit nicht nur eine spezifische Form der Arbeits- und Betriebsorganisation sowie allenfalls wohlfahrtsstaatliche (Planungs-)Institutionen, räumliche und zeitliche Ordnungen oder Gemeinschaftsdiskurse untersucht werden. Wichtig ist, so argumentiere ich im 1. Abschnitt, vor allem eine Ausweitung des Fokus auf die nicht zuletzt von Ford selbst diskutierten konsumgesellschaftlichen Phänomene. Der zweite Aspekt der Debatte über den Fordismus, den der vorliegende Text aufgreift, betrifft Fragen der Methodik. Eine körpergeschichtliche Perspektive, so das im 2. Abschnitt diskutierte Argument, kann verhindern, dass die Analyse der konsumgesellschaftlichen Aspekte des Fordismus eine programmatische Forderung bleibt.

Auf einen dritten Aspekt der geschichtswissenschaftlichen Debatte über den Fordismus gehe ich im 3. und 4. Abschnitt ein. Hier frage ich nach der Einordnung dieser Epoche im Rahmen einer Geschichte der Industriegesellschaften seit dem 19. Jahrhundert. Dazu diskutiere ich insbesondere jene sozial- und kulturwissenschaftlichen Positionen, die mit dem Begriff »Postfordismus« den Zeitraum seit den 1960er Jahren zu beschreiben versuchen. Zwar gibt es, wie unter anderem am Beispiel von Somatisierungsprozessen deutlich wird, gerade aus körpergeschichtlicher Perspektive gute Gründe, die Veränderungen in dieser Zeit nicht zu unterschätzen. Zugleich aber sollten auch deren fordistische Aspekte berücksichtigt werden, nicht zuletzt um eine Homogenisierung der Zeiträume davor und danach zu vermeiden. In diesem Sinne plädiere ich dafür, mit der Behauptung von Brüchen vorsichtig zu sein und sich stattdessen wieder vermehrt den Gesellschaften um 1900 zuwenden, wenn es darum geht, jene Veränderungen zu beschreiben, die das 20. Jahrhundert grundlegend prägten. Insbesondere dessen konsumgesellschaftliche Aspekte sollten nicht unterschätzt werden, ohne dabei simplen Narrativen des »Aufstiegs der Konsumgesellschaft« zu folgen.

1. Der Fordismus als produktivistische Konsumgesellschaft

Sucht man nach den Anfängen der Debatte um den Fordismus in Europa, so zeigt sich, dass in den 1920er Jahren zunächst dessen ideologischer Wert als »Weg ins Freie« (Gottl-Ottlilienfeld 1925, IV) aus den antagonistischen Positionen bezüglich der sozialen Frage diskutiert wurde. Antiliberale Kreise bezogen sich genauso auf das Konzept wie VertreterInnen sozialdemokratischer und gewerkschaftlicher Organisationen. Ne-

ben einem emphatischen Produktivismus war nicht zuletzt der noch bei Disney deutlich sichtbare Gemeinschaftsdiskurs zentral für diese Zeit.[3] Erst in den Überlegungen Antonio Gramscis (1999) aus den frühen 1930er Jahren wurde der *Amerikanismus und Fordismus* (auch) zu einer Epochenbezeichnung. Der marxistische Philosoph formulierte damit eine der Grundlagen für verschiedene Bemühungen seit den 1970er Jahren, Industriegesellschaften und Kapitalismus (dazu Welskopp 2004) zu historisieren. Vor allem die sogenannte Regulationsschule baute das Konzept zu einer umfassenden Theorie der Geschichte des industriegesellschaftlichen Kapitalismus aus (etwa Kohlmorgen 2004, 18ff.). Ihre VertreterInnen gingen angesichts des »Ölschocks« und anderer als Krisen wahrgenommener Erscheinungen davon aus, dass die seit der Nachkriegszeit hegemoniale Form der kapitalistischen Vergesellschaftung nicht mehr so reibungslos funktionierte wie bisher. Dieser im Anschluss an Gramsci »fordistisch« genannte Zeitraum wurde als historisches »Akkumulationsregime« beschrieben, das auf Intensivierung beziehungsweise Rationalisierung der Produktion beruht habe und von einem wohlfahrtsstaatlichen, auf Massenkonsum ausgerichteten Korporatismus reguliert worden sei. Es habe im frühen 20. Jahrhundert die Phase der Industrialisierung abgelöst, die durch eine extensive und vom Klassenkampf geprägte Form der Akkumulation geprägt gewesen sei und als deren ideologische Grundlage der bürgerliche Liberalismus gedient habe (ebd., 113ff.).

Auf dieses regulationstheoretische Schema stützen sich auch viele jener industrie- und arbeitssoziologischen und -historischen Arbeiten, die neben der Beschreibung der Produktionsseite weitere Aspekte in den Blick nehmen. Die geschichtswissenschaftliche Debatte zusammenfassend, unterscheidet Hachtmann (2011, 4ff.; vgl. Saldern/Hachtmann 2009, 2ff.) sechs verschiedene »Bedeutungsdimensionen« des Fordismus: Erstens werde damit die Modernisierung und Rationalisierung von Produktionsabläufen im engeren Sinne beschrieben, zweitens weitere Formen der Verwissenschaftlichung von Arbeit und Betriebsführung, drittens das Aufkommen überbetrieblicher und staatlicher Normierungs- und Koordinationsmechanismen, viertens eine (neo-)korporatistische, keynesianische und wohlfahrtsstaatliche Form der institutionellen Regulation sozialer Beziehungen, fünftens eine Verwissenschaftlichung weiterer staatlicher Handlungsfelder wie der Raumplanung, und sechstens die »nachhaltige Ausstrahlung […] auf die Kulturproduktion«,

3 Vgl. dazu Nolan 1994; Fehl 1995, 21; Etzemüller 2010, 7; Link 2011, 138ff.; Hachtmann 2011, 10. Zu Disney s. ferner Mannheim 2002, insbes. Kapitel 1.

wozu die futuristische Begeisterung für die Technik ebenso zu zählen sei wie die Revues in den Unterhaltungspalästen der 1920er Jahre.

Hachtmann bezieht sich mit dieser Darstellung auf eine längere Tradition der wissens- und technikgeschichtlichen Forschung zur Geschichte von Industrialisierung und Industriegesellschaften (vgl. auch Uhl 2010a), die zweifellos wichtige Impulse für die geschichtswissenschaftliche Debatte über den Fordismus lieferte. Zugleich drängt sich aber die Frage auf, was ein derart gewichteter Begriff im Vergleich zu anderen Ansätzen zu leisten vermag. Zu nennen sind hier insbesondere die »Industriegesellschaft« (etwa Welskopp 1994; Berghahn 2010b), die »Verwissenschaftlichung des Sozialen« (Raphael 1996) und das bereits erwähnte Social Engineering, in Bezug auf welches Hachtmann (2011, 10; vgl. auch Doering-Manteuffel 2009, 55f.) denn auch selbst auf »erhebliche Affinitäten und partielle Überschneidungen« hinweist.

Diese Konzepte haben sich zweifellos dort bewährt, wo die Geschichte des 20. Jahrhunderts aus der Perspektive der Güter- und Wissensproduktion oder von disziplinierenden Formen der Menschenführung (dazu Foucault 2004a/b) geschrieben werden sollte. Sie verpassen es aber, auf die bereits bei Ford deutlich sichtbaren konsumgesellschaftlichen Aspekte dieser Geschichte einzugehen. »Aufgabe des Geschäftslebens« sei, so betonte dieser in seiner Autobiografie *Mein Leben und Werk* immer wieder, »für den Konsum [...] zu produzieren« (1923, 14), und er fragte rhetorisch, ob »der Produzent für den Konsumenten da [sei] oder umgekehrt?« (ebd., 158) Hachtmann (2011, 7; Hervorh.: pb) dagegen kommt nur andeutungsweise auf diese Aspekte des Fordismus zu sprechen, wenn er zwar den »Übergang in die *konsumgesellschaftliche* Hochmoderne« erwähnt, diese Spur aber nicht weiter verfolgt. Und Thomas Etzemüller (2010, 3; vgl. auch 2009, 34) bezeichnet die »Entstehung der modernen westlichen Konsum- und Wegwerfgesellschaft« gar explizit als wesentlichen Faktor für den Verlust der »weltanschaulichen Grundlage« des Social Engineering und »Ordnungsdenkens«.

Dass die konsumgesellschaftlichen Aspekte des 20. Jahrhunderts nicht übersehen werden sollten, kann dagegen angesichts der Forschungen der vergangenen Jahrzehnte als gesichert gelten. Das gilt nicht nur für den Zeitraum seit den 1950er Jahren. Zumindest als Versprechen, zunehmend aber auch als – durch Kriege und Krisen immer wieder eingeschränkte – Möglichkeit, war der Konsum bereits im Europa der ersten Jahrhunderthälfte zum wichtigen Thema geworden.[4] Damit ist auch

4 Dies legen vor allem Arbeiten nahe, die kulturgeschichtlich argumentieren (vgl. u.a. Biebl/Mund/Volkening 2007; Rossfeld 2007; Kleinschmidt 2008; Stegmann 2008; König 2009; Torp/Haupt 2009; Ditt 2011; Kühschelm/Eder/Siegrist 2012). Eher kritisch beurteilt wird die Existenz konsumgesellschaftlicher Strukturen im ersten Jahrhun-

die Unterscheidung von produktions- und konsumorientierten Gesellschaften zu differenzieren, wie sie etwa bei Lawrence Birken (1989, 14; vgl. Stoff 2001) zu finden ist und deren Echo sich in Narrativen wie »from work to consumption« (Wirsching 2011) vernehmen lässt: Beim Aufkommen konsumgesellschaftlicher Strukturen handelt es sich nicht um einen Abschied von der Arbeits- oder Produktionsorientierung, sondern um eine Ergänzung und Transformation dieser (Bänziger 2012a). Studien zur Geschichte solcher produktivistischer Konsumgesellschaften sollten deshalb darüber hinausgehen, lediglich eine erweiterte Produktions- oder Verwissenschaftlichungsgeschichte zu schreiben. Die Konsumgeschichtsschreibung dagegen läuft Gefahr, die Bedeutung des »Aufstiegs der Konsumgesellschaft« zu sehr zu betonen, auch wenn immer wieder thematische Erweiterungen gefordert werden, um solchen Tendenzen entgegenzuwirken (etwa Berghoff/Spiekermann 2012).

Eine in diesem Sinne thematisch breit angelegte Perspektive kann es vermeiden, den Verführungen eines »ideelle[n] Fordismus« zu erliegen und an der Untersuchung des »real existierenden Fordismus« vorbei zu zielen, wie es Gerhard Fehl (1995, 32) der geschichtswissenschaftlichen Debatte über den Fordismus vorwarf. Tatsächlich besteht deren Problematik darin, dass nicht deutlich genug zwischen dem Fordismus als einem der zentralen Diskurse jener Zeit zum einen, der fordistischen Produktionsweise zum zweiten, und drittens dem Fordismus als Epochenbegriff unterschieden wird. Die hier vorgeschlagene Konzeptualisierung zielt auf letzteres ab. Auf einer solchen Basis können dann die konkreten gesellschaftlichen Arrangements jenes Zeitraums – etwa die Geschlechterverhältnisse oder Rationalisierungsprozesse – und die zeitgenössischen Debatten – wie Gottl-Ottlilienfelds Suche nach einem *Weg ins Freie* – gleichermaßen heuristisch gefasst werden.

Es geht also gerade nicht darum, lediglich nach den konkreten Formen zu fragen, welche die Produktion von Gütern oder die Arbeitsbeziehungen innerhalb fordistischer Gesellschaften annahmen (ebd., 34f.). Einer solchen Fragestellung entgeht, dass – zumindest wenn man sich auf Mitteleuropa beschränkt – neben den zweifellos beträchtlichen Unterschieden auch grundlegende Gemeinsamkeiten bestanden, die es rechtfertigen, von einer spezifischen Epoche zu sprechen. So sind die regionalen[5] und branchen- beziehungsweise firmenspezifischen[6] Ausprä-

dertdrittel dagegen u.a. von Wildt 1994; Benninghaus 1999; Schildt 1995; Grazia 2010; Trentmann 2011, doch stehen hier weniger die konsumgesellschaftlichen Versprechungen als die realen Möglichkeiten im Vordergrund.

5 So begann beispielsweise Opel in Rüsselsheim bereits in den 1920er Jahren mit der Fließbandproduktion. Für andere Großunternehmen und Regionen gilt ähnliches (etwa Kugler 1987; Bönig 1993; Stahlmann 1993). Daneben gab es aber auch teilweise

gungen der Veränderung der Produktion in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts dem Umstand gegenüber zu stellen, dass die Ideen der Rationalisierungsbewegung ebenso breit diskutiert wurden wie die sich verändernden Formen des Konsums oder der Geschlechterverhältnisse. Das hier skizzierte Konzept des Fordismus soll weder diese Unterschiede ausblenden, noch bei Differenzierungen stehen bleiben. Eine körpergeschichtliche Herangehensweise kann genau dies ermöglichen.

2. Eine körpergeschichtliche Perspektive

Die Frage nach einer Körpergeschichte[7] des Fordismus wurde bisher kaum gestellt,[8] auch wenn etwa Rudolf M. Lüscher (1988) in seinem Buch *Henry und die Krümelmonster* bereits in den 1980er Jahren in diese Richtung weisende Überlegungen anstellte. Dass die Etablierung des Fordismus mit einer zunehmenden Bedeutung der Natur- und Sozialwissenschaften und dem Aufkommen eines neuen Ordnungsdenkens zusammenhing, und dass sich in diesem Prozess auch die Menschen und ihre Körper veränderten, hatte allerdings schon Gramsci im ersten Paragraphen seiner Überlegungen deutlich gemacht:

bereits früh industrialisierte Gegenden, in denen wichtige Branchen bis in 1950er Jahre hinein noch weitgehend ohne Fließbänder und andere Formen von Automatisierung produzierten, beispielsweise die Maschinenindustrie im Großraum Zürich (Jaun 1986, 334). Auch für den Bergbau im Ruhrgebiet kann man in diesem Zusammenhang lediglich von einer partiellen Rationalisierung sprechen (vgl. Bluma 2012; Kift 2012).

6 Zur ambivalenten »Fordisierung« der Ford Motor Company vgl. Tolliday 1987, 31 und 34f.; Coopey 2010; Link 2011, 137f.

7 Auch wenn hier in erster Linie von Körpern und Materialitäten die Rede ist, soll damit nicht impliziert werden, dass es möglich wäre, »Selbst« bzw. »Subjekt« einerseits und »Körper« andererseits als getrennte Entitäten zu beschreiben. Damit würde letztlich nur die abendländische Unterscheidung von Körper und Geist reproduziert (vgl. Bänziger/Graf 2012, 102ff.; Haschemi Yekani/Klawitter/König 2012, 41ff.).

8 Das bedeutet nicht, dass es keine körpergeschichtlichen Studien zu diesem Zeitraum gibt. Während die Arbeiten zur Geschichte produktiver Körper zunächst nur selten über das frühe 20. Jahrhundert hinaus gingen (etwa Tanner 1999), hat sich dies in jüngerer Zeit deutlich geändert, nicht zuletzt vor dem Hintergrund geschlechtergeschichtlicher Perspektivierungen. Die herausragende Stellung, welche die Sexualitätsgeschichte und die Geschichte von Freikörperkultur und Lebensreform in der Körpergeschichtsschreibung zum 20. Jahrhundert zunächst hatten, ist einem allgemeinen Interesse an körpergeschichtlichen Fragestellungen gewichen, das auch den fordistischen Arbeits- und Konsumgesellschaften gilt; vgl. die Beiträge in diesem Heft sowie für die jüngeren Arbeiten u.a. Bröckling/Horn 2002; Schumacher 2002; Möhring 2004; Stoff 2004; Cowan/Sicks 2005; Orland 2005; Geisthövel/Knoch 2005; Biebl/Mund/Volkening 2007; Elberfeld/Otto 2009; Etzemüller 2010; Luks 2010; Uhl 2010a; Kaminski 2011; Martschukat 2011; Saxer 2011; Blondel/Terret 2012; Bluma/Uhl 2012; Verheyen 2012; Ahlheim 2013; Donauer 2013 und die Übersicht in Bänziger/Graf 2012.

»Allgemein lässt sich sagen, dass der Amerikanismus und der Fordismus aus der immanenten Notwendigkeit hervorgehen, zur Organisation einer programmatischen Ökonomie zu gelangen und dass die verschiedenen Probleme, die untersucht werden, die Kettenglieder sein müssten, die genau den Übergang vom alten ökonomischen Individualismus zur programmatischen Ökonomie signalisieren: diese Probleme entstehen aus den verschiedenen Widerstandsformen, auf die der Entwicklungsprozess in seinem Verlauf stößt, Widerstände, die von den der [sic!] ›societas rerum‹ und der ›societas hominum‹ herrührenden Schwierigkeiten kommen.« (Gramsci 1999, 2063) Kurz: Der Fordismus erfordere einen »neue[n] Menschentyp[en]« (ebd., 2069).

Da Gramsci sich als aufmerksamer Beobachter seiner Zeit erweist, macht es durchaus Sinn, bei der Frage nach den Konturen einer Körpergeschichte des Fordismus bei seinen Themensetzungen anzufangen. Im Wesentlichen behandelt er die drei Aspekte Arbeit/Produktion, Prohibition und Sexualität/Reproduktion. Der erste Themenbereich umfasst insbesondere das Selbstverhältnis der arbeitenden Menschen im Fordismus, das Gramsci (ebd., 2065) wie folgt gegenüber »traditionellen« Formen abgrenzt:

»Goethe hatte recht, die Legende von der organischen ›Tagedieberei‹ (lazzaronismo) der Napolitaner zu zerpflücken und hervorzuheben, dass sie stattdessen sehr aktiv und betriebsam sind. Doch die Frage besteht darin zu sehen, was das tatsächliche Ergebnis dieser Betriebsamkeit ist: sie ist nicht produktiv und nicht darauf gerichtet, die Bedürfnisse und die Erfordernisse produktiver Klassen zu befriedigen.«

Die fordistische Betriebsamkeit zeichne demgegenüber ein produktivistischer Aktivismus aus, der auch in anderen zeitgenössischen Texten über das Verhalten von ArbeiterInnen und Angestellten – etwa in Siegfried Kracauers (1989) Studie über die *Angestellten* aus dem Jahr 1930 – oder in deren Tagebüchern beschrieben wird: Der Körper wurde nun zunehmend als aktiv und leistungsfähig beschrieben, für »Erholung« sorgte eher die qualitative Unterscheidbarkeit von Tätigkeiten als die Muße (Bänziger 2012b).[9] Die bürgerlichen Ängste vor der Überlastung des »Motor Mensch« (Rabinbach 2001) und ihren Folgen »Neurasthenie« und »Nervosität« (vgl. Kury 2012) dagegen verloren jene dominante Rolle, die sie im ausgehenden 19. Jahrhundert hatten.

Als wichtiges Element der Produktion von Körpern im Fordismus beschreibt Gramsci zweitens die Prohibitionsdebatten. Auf einer allgemeineren Ebene lassen sie sich als Aspekte der zeitgenössischen Ordnungsdiskurse über die Ernährungsgewohnheiten der Arbeitenden beschreiben (dazu Tanner 1999). Zugleich verweist Gramsci (1999, 2087) hier

9 Vgl. auch Nolan 1994, 36ff.; Sarasin 2001, 322 und 336; 2003, 66; Verheyen 2012.

auf den biopolitischen Aspekt der fordistischen Regierung von Körpern: Der Alkohol als »gefährlichste[r] Zerstörungsfaktor der Arbeitskraft« werde hier »zur Staatsfunktion«. Er war nicht mehr nur Thema bürgerlicher Fürsorge- und Frauenvereine wie im 19. und frühen 20. Jahrhundert (etwa Sauerteig 1999; Jenzer 2012). Durch »Nachforschungen der Industriellen über das Privatleben der Arbeiter«, so lässt sich mit Gramsci (1999, 2086) weiter argumentieren, wurde im Fordismus Herrschaftswissen produziert, das sich auf das ganze Leben bezog: auf die Ernährung genauso wie auf die Sexualität und das Reproduktionsverhalten (vgl. auch Sachse 1990; Banta 1993; Sarasin 2003, 91ff.).

Die beiden letztgenannten Themen stellen den dritten Aspekt der Thematisierung von Körpern im Fordismus bei Gramsci dar. Auch sie, so erklärt er mehrfach, müssten im Fordismus reorganisiert werden. Es gelte, »eine neue Sexualethik zu schaffen, die den neuen Produktions- und Arbeitsmethoden gemäß ist.« Die Folge davon sei eine »allgemeine Systematisierung« des Familienlebens, »der Anschein von ›Puritanismus‹, den dieses Interesse angenommen hat [...] darf einen nicht täuschen« (Gramsci 1999, 2073; vgl. Lüscher 1988, 57): Zur Norm wurde die um eine Liebesbeziehung herum organisierte Kleinfamilie, die nicht mehr mit weiteren Familienmitgliedern oder nicht einmal verwandten MitbewohnerInnen zusammen lebt. Elemente dieses Prozesses der »Familiarisierung« (Donzelot 1980) waren nicht zuletzt die durch den genossenschaftlichen und sozialen Wohnungsbau getragenen Bemühungen, durch entsprechende Gestaltung von Wohnungsgrundrissen die Untervermietung an sogenannte EinliegerInnen zu verhindern.[10] Die innerfamiliären Beziehungen wurden parallel zu diesen Veränderungen der Architektur von Wohnungen und Vierteln beziehungsweise der Zeitstruktur des Alltags »de-kommodifiziert«, intensiviert und emotionalisiert. Jakob Tanner (1999, 124; vgl. Kohlmorgen 2004, 119) schreibt dazu:

»Die Rationalisierung der Küche und des Haushalts hat Frauen zwar entlastet, doch nur um sie für das emotionale Management der Familie freizustellen und ihre Eingliederung in den Arbeitsmarkt auf Teilzeitbasis zu erleichtern. Diese Gegenläufigkeit in der Beanspruchung manifestiert sich in relevantem Ausmass erst nach 1950; doch als Tendenz lässt sie sich auch schon während des hier behandelten Zeitraums [ab 1890; pb] beobachten.«

10 Donzelot (1980, 56f.) zeigt, dass es in Frankreich bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts Bestrebungen gab, »den ›sozialen‹ Teil der Wohnung zu reduzieren«. Es ist deshalb wichtig, deren Ziele zu berücksichtigen: Ging es zuerst hauptsächlich um die Überwachung, treten ab dem frühen 20. Jahrhundert Formen der Pädagogisierung und Emotionalisierung der Familie in den Vordergrund (ebd., 108ff.).

Etzemüller (2010, 8f.) verweist ferner auf die Bedeutung dieser Veränderungen für die Körperhygiene und -bewegungen sowie die Geschlechterverhältnisse. Letztere thematisiert auch Gramsci (1999, 2090), unter anderem wenn er die us-amerikanischen Milliardärsfrauen als »Luxussäugetiere« bezeichnet. Damit spricht er indirekt einen Prozess an, der für den Fordismus als Modus der Produktionsorganisation zentral war: die »Vermännlichung« der Arbeit. Unter Lohnarbeit wurde nun zunehmend männliche Arbeit verstanden, während gerade die Industriearbeit noch »bis ins ausgehende 19. Jahrhundert in starkem Ausmaß Frauensache« war (Tanner 1999, 114). Dies, obwohl die im klassischen Sinne fordistische Fließbandarbeit hauptsächlich von Frauen und anderen durch den männlichen Arbeitsdiskurs diskriminierten Personen ausgeführt wurde (Hachtmann/Saldern 2009, Abschnitt 2). Von einer eindeutig dequalifizierenden Tendenz fordistischer Arbeit kann nur schon deshalb keine Rede sein (vgl. auch Mahnkopf 1985, 176f.).

Zusammengefasst erhält der fordistische Körper in Gramscis Beobachtungen also folgende Konturen: Ein betriebsamer Produktivismus war mit spezifischen Ernährungspraktiken sowie Formen des Familien- und Intimlebens verbunden, die nicht zuletzt Objekte zeitgenössischer Biopolitik, Rationalisierungsprozesse und Ordnungsvorstellungen waren. Hingegen fehlt bei Gramsci – und darin ist ihm, wie erwähnt, die bisherige geschichtswissenschaftliche Debatte gefolgt – eine eingehende Auseinandersetzung mit den konsumgesellschaftlichen Phänomenen seiner Zeit.[11] Andere AutorInnen hingegen interessierten sich sehr wohl für die Effekte der Konsumkultur und ihre Auswirkungen auf die Geschlechterverhältnisse, wie etwa Fritz Gieses Studie über die großstädtische *Girlkultur* anschaulich zeigt. Maschinenrhythmus und Großproduktion werden hier zusammen mit dem Massenkonsum als prägende Elemente der 1920er Jahre beschrieben, deren Auswirkungen an den Körpern der tanzenden Frauen in den Revuetheatern studiert werden können.[12] Explizit schreibt Giese:

> »So ordnet sich das Girlproblem ein unseren Fragen der Zeit überhaupt. […] Unsere Tage bieten als Beispiel dieses Stückchen der Randzone des Lebens – und es erscheint vielleicht wichtiger und aufklärender als das Studium der offiziellen Welt der Maschinen, der formal-objektiven Gestalten.« (Giese 1925, 18)

11 Dies dürfte nicht zuletzt darauf zurückzuführen sein, dass es für ihn beim Konsum vor allem um die Befriedigung von »Grundbedürfnisse[n]« ging, durch die »die menschliche Qualität erhöht und verfeinert« werden sollte (Gramsci 1999, 2080f.).

12 Vgl. auch den Beitrag von Astrid Kusser in diesem Heft; zur »Girlkultur« der 1920er Jahre Biebl/Mund/Volkening 2007.

Möglich wurden konsumgesellschaftliche Phänomene neben einer erhöhten Kaufkraft verschiedener Bevölkerungsschichten nicht zuletzt aufgrund der spürbaren Reduktion der Arbeitszeiten in der Industrie (Cross 2001, 403ff.; vgl. auch Tanner 1999, Kap. 6). In der verbleibenden Zeit etablierte sich eine zunehmend konsumorientierte außerhäusliche Freizeit (vgl. dazu Cross 1993, 11; Etzemüller 2011); aber auch der »intime« Tagesabschnitt, den man zusammen mit der (Klein-)Familie verbrachte, wurde mit Konsumhandlungen angereichert (Illouz 2003; vgl. ferner Lüscher 1988, 57f. und 61ff.). Wenn fordistische Körper hauptsächlich als arbeitende beschrieben werden, bleiben folglich nicht einfach sekundäre Aspekte unberücksichtigt. Vielmehr wird ein langer Abschnitt des Alltags übersehen, in dem die Arbeitskraft auf eine sehr spezifische Weise konsumierend wiederhergestellt wurde.

3. Jenseits der Klassenkörper des 19. Jahrhunderts

Will man vor diesem Hintergrund nicht nur von *Körpern im Fordismus*, sondern von *fordistischen Körpern* sprechen, so müssen diese von den Körpern anderer Zeiträume unterschieden werden, insbesondere vom »Klassenkörper« (Foucault 2001) der Industrialisierungszeit. In Anlehnung an Philipp Sarasin (2001, 264), der von einem »paradoxen ›Sieg‹ des Bürgertums in der entstehenden Mittelstand- und Konsumgesellschaft« spricht, möchte ich vorschlagen, den Übergang zum fordistischen Körper weder einfach als »Verbürgerlichung« (differenziert: Mooser 1984; Reckwitz 2010) noch als »Verflachung« ehedem bürgerlicher Codes zu beschreiben, wie es die zeitgenössische Kulturkritik sah. Einerseits hatten bürgerliche Körperverhältnisse zweifellos einen weitreichenden Vorbildcharakter. Andererseits gilt es zu berücksichtigen, dass von einer bestimmten sozialen Gruppe getragene Körperkonzepte zwar einen hegemonialen Status erhalten, aber gerade deshalb niemals unverändert durchgesetzt werden können. Im vorliegenden Fall interagierten sie mit ArbeiterInnen-, MigrantInnen- und (anderen) Körpern marginalisierter Klassen und Gruppen, was, wie nicht zuletzt die Beiträge von Noyan Dinçkal und Astrid Kusser in diesem Heft belegen, zu spezifischen und unvorhersehbaren Effekten führte. [13]

Die Liebe zum Beispiel (dazu Arni 2004) war im Fordismus nicht einfach ein »ins Triviale« (Luhmann 2001, 187) gewendeter Abklatsch der »großen Gefühle« der bürgerlichen Romantik, sondern – wie erwähnt –

13 Vgl. auch Ebbinghaus 1984; Mahnkopf 1985; Lüscher 1988; Bologna 1989f.; Papadopoulos/Tsianos 2008; Perinelli 2013.

das Resultat von spezifischen Emotionalisierungsprozessen und Praktiken der »Individualisierung«. Darüber hinaus ist sie vor dem Hintergrund eines »Übergang[s] zum klassenübergreifenden Konsum […] nach dem Ersten Weltkrieg« (Carter 2009, 161) zu beschreiben. Ähnliches lässt sich für sportliche Tätigkeiten und andere Körperpraktiken in der Freizeit,[14] für die Differenzierung von Räumen und Zeiten oder wohlfahrtsstaatliche Subjektivationsangebote feststellen, ebenso für die Auswirkungen zunehmender Karrieremöglichkeiten in Gesellschaften, in denen verwaltende, dienstleistende und qualifizierende Tätigkeiten wichtiger wurden (Bänziger 2012a, 121ff.). Nicht zuletzt sind die Richtungswechsel von Migrationsbewegungen zu berücksichtigen: Die mitteleuropäischen Auswanderungsländer des 19. Jahrhunderts wurden im 20. Jahrhundert zu Einwanderungsländern – trotz der zahlreichen Versuche, Arbeit und Konsum zu nationalisieren.

Aus einer körpergeschichtliche Perspektive kann es also weder darum gehen, einen einfachen »Popularisierungsprozess« zu beschreiben, noch darum, eine grundsätzliche »Widerständigkeit« oder »Andersartigkeit« nicht-bürgerlicher Körper zu behaupten. Vielmehr kann einerseits gezeigt werden, dass auf der Ebene der Körper, gerade aufgrund von deren Materialität, Veränderungen oftmals nicht von heute auf morgen einsetzen: Wandlungsprozesse sind von den älteren Konfigurationen abhängig. Sie stoßen immer auch auf Widerstände und es eröffnen sich alternative Wege (etwa Butler 1997, 171ff.; Bourdieu 2000, 277ff.). Ein Beispiel für langsame Prozesse ist etwa die höhere durchschnittliche Lebenserwartung, die erst im späten 20. Jahrhundert zum wichtigen Thema wurde (etwa Wellmann 2013). Auch für die Ernährung stellt Tanner (1999, 160) fest, dass sie »ein retardierendes Moment im Prozess des sozialen Wandels« gewesen sei. Er argumentiert jedoch gerade nicht, dass die Gewohnheiten der ArbeiterInnen sich schließlich den bürgerlichen Vorstellungen angepasst hätten, sondern stellt heraus,

> »dass das Industriesystem ohne die großen Adaptationsleistungen der häuslichen Küche nicht hätte überleben können. Umgekehrt wurde die ›Lebensform der Fabrik‹ durch familienwirtschaftlich geprägte Gewohnheiten und Präferenzen beeinflusst.« (ebd., 91)

Andererseits ist es jedoch wichtig zu berücksichtigen, dass Körper sich manchmal auch sehr rasch verändern können – und das nicht nur auf der Ebene einer anderen Haartracht oder Kleidung. Auch Krankheiten, Ereignisse in der Umwelt oder weitreichende ökonomische Verände-

14 Vgl. etwa den Beitrag von Noyan Dinçkal in diesem Heft sowie jüngst Fenske/Stieglitz 2012.

rungen können sich innerhalb von relativ kurzer Zeit »materiell« äußern und zu Folgen führen, die nicht so schnell wieder zurückgenommen werden können. Wie der Beitrag von Astrid Kusser in diesem Heft zeigt, konnten beispielsweise europäische Körper um 1900 durch über den Atlantik vermittelte (Tanz-)Bewegungen sichtbar in Schieflage gebracht werden.

Die hier beschriebene körpergeschichtliche Herangehensweise kann also nicht darauf abzielen, eine Geschichte klar abgegrenzter historischer Gesellschaften zu erzählen; die Kritik am Schematismus beziehungsweise an der systemtheoretischen Ausrichtung der Regulationsschule (vgl. etwa Scherrer 1995) ist durchaus berechtigt. Ein brauchbares Instrument für die Erforschung der Geschichte des 20. Jahrhunderts kann die Frage nach fordistischen Körpern nur dann sein, wenn sie sich in der empirischen Arbeit bewährt, das heißt die Analyse von Quellen unterschiedlichster Provenienz und medialer Qualität fördert, indem sie Verschränkungen und Bezüge sichtbar macht. Dabei sollen nicht alle Aspekte von Nationalisierungs- (jüngst: Kühschelm/Eder/Siegrist 2012) oder Urbanisierungsprozessen und ähnlichen längerfristigen Veränderungen erklärt werden. Hingegen kann mit dem Konzept Fordismus die spezifische Form der Urbanisierung oder der Nationalisierung während großer Teile des 20. Jahrhunderts fassbar gemacht werden. So lässt sich etwa angesichts der funktionalen Differenzierung von Zeiten und Räumen nach den Körpern der PendlerInnen fragen (Poppitz 2009). Oder man kann die Geschichte von rassistischen und ethnisierenden Ausschlusspraktiken in den auf Einwanderung ausgerichteten Arbeitsmärkten der fordistischen 1960er Jahre untersuchen (Calvo Salgado 2009).

Im Sinne einer genealogischen Herangehensweise plädiere ich vor diesem Hintergrund für eine Analyse, die, ausgehend von einer Untersuchung von Formen der Materialisierung, in verschiedenen thematischen Bereichen den Veränderungen nachgeht, die sich ab dem späten 19. Jahrhundert feststellen lassen und die schließlich zusammen ein gesellschaftliches Arrangement bildeten, das sich grundlegend von jenem der Industrialisierungszeit unterschied. Letztere lässt sich dann als Epoche beschreiben, für welche die Verwissenschaftlichung und die Rationalisierung der Produktion genauso wenig charakteristisch waren wie die Familiarisierung breiter Bevölkerungsschichten, das Ordnungsdenken der SozialingenieurInnen oder konsumgesellschaftliche Strukturen und Phänomene. Zugleich kann mit einer solchen Perspektive erstens eine Engführung auf einzelne Aspekte gesellschaftlicher Veränderungen vermieden werden, wie es etwa bei den Konzepten der »Arbeitnehmergesellschaft« (Lepsius 1990, 136), der Industrie-, der Arbeits- oder der Konsumgesellschaft (vgl. dazu Bänziger 2012a) sowie bei der »Ameri-

kanisierung« beziehungsweise »Westernisierung« (Doering-Manteuffel 2011) der Fall ist. Zweitens kann auf eine umfassende (Fortschritts-) Erzählung verzichtet werden, wie sie – etwa durch die Suche nach »Ungleichzeitigkeiten« – von den klassischen Modernisierungstheorien (differenziert: Herbert 2007; vgl. auch Doering-Manteuffel 2009, 58f.; Schildt 2010, 1ff.) angeboten wurde und von VertreterInnen der Verbürgerlichungsthese nach wie vor propagiert wird (etwa Fischer 2010).

Mir ist bewusst, dass es auch zahlreiche Argumente gibt, die für eine weniger deutliche Unterscheidung von Industrialisierungszeit und Fordismus sprechen. Viele Veränderungen des frühen 20. Jahrhunderts lassen sich ohne Weiteres in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen, oftmals sogar noch weiter in die Vergangenheit. Wenn ich hier trotzdem die Differenzen betone, dann zum einen aufgrund des Umstands, dass es mit den bisher unterschätzten konsumgesellschaftlichen Aspekten des Fordismus tatsächlich zu einer Verschiebung kam, die äußerst weitreichende Konsequenzen hatte. Zum anderen möchte ich dazu anregen, sich auf der Suche nach den zentralen Veränderungen in der Geschichte des 20. Jahrhunderts wieder vermehrt dem Beginn des Jahrhunderts zu- und von den 1960er und 1970er Jahren abzuwenden. Denn auch in diesem Zeitraum, auf den ich nun eingehe, sind die konsumgesellschaftlichen Aspekte zentral geblieben, ohne dass sich die arbeitsgesellschaftlichen grundlegend abgeschwächt hätten.[15]

4. Verschiebungen statt Brüche: post-fordistische Körper

Neben der »Wissensgesellschaft«, dem »kognitiven Kapitalismus«, dem »Neoliberalismus«, der »reflexiven« oder »zweiten Moderne« und ähnlichen Begriffen stellt der Postfordismus zweifellos eines der beliebtesten Konzepte sozial- und kulturwissenschaftlicher Selbstbeschreibung mittel- und nordeuropäischer Gesellschaften seit den 1970er Jahren dar. Dies gilt insbesondere dort, wo die Arbeit und/oder die Organisation der Produktion Ausgangspunkt der Überlegungen sind. Mit Stichworten wie Flexibilisierung, Subjektivierung, Entgrenzung und Prekarisierung werden dabei Prozesse benannt, mit denen die Gegenwart, so der Tenor der Forschung, klar und deutlich von der fordistischen Vergangenheit abgegrenzt werden könne. Diese habe sich durch eine auf konformistischen Massenkonsum ausgerichtete und kaum flexible Form der Pro-

15 Unter der hier skizzierten Perspektive lassen sich auch der Nationalsozialismus und der 2. Weltkrieg kaum als grundlegende Zäsur fassen; ebenso kann die DDR als Variante des Fordismus beschrieben werden (vgl. auch Busch 2009).

duktion charakterisiert, deren Geschichte am Erfolg und Niedergang des millionenfach produzierten Ford Modell T beispielhaft nachgezeichnet werden könne.[16]

Im Zentrum eines auf diese Weise konzipierten Fordismus stehen Begriffe wie Masse, Ordnung, Planbarkeit und Standardisierung. Damit bleibt das Konzept jedoch sehr unbestimmt. Dies dürfte nicht zuletzt darauf zurück zu führen sein, dass es während langer Zeit hauptsächlich als Folie diente, um das spezifisch Neue der zeitgenössischen Gesellschaften hervorzuheben. Auch wenn diese methodische Perspektive zunächst durchaus sinnvoll war, konnte das Aufkommen post-fordistischer Produktions- und Vergesellschaftungsformen nicht zuletzt deshalb die Qualität eines Bruchs bekommen. In dieser derzeit nur selten widersprochenen Sichtweise gibt es ein fordistisches »Davor« und ein post-fordistisches »Danach«, die einander – getrennt durch eine tiefgreifende »Krise« (vgl. dazu etwa Steiner 2006) – mehr oder weniger deutlich gegenüberstehen. Der Wandel wird betont, die einzelnen Epochen selbst werden homogenisiert. Dagegen ist Hachtmann (2011, 1) vorbehaltlos zuzustimmen, wenn er schreibt, dass »[d]as Ende des Fordismus […] sich freilich nicht so eindeutig markieren« lasse.

Einerseits ist nicht daran zu zweifeln, dass es in Westeuropa ab den 1960er Jahren zu weitreichenden Veränderungen kam. So sind die Diskurse der Flexibilisierung und die zunehmende Bedeutung von Selbststeuerungs- und -optimierungshandlungen in den vergangenen Jahrzehnten kaum zu übersehen.[17] Die »Normalbiografie« des Fordismus mit ihren vier Stationen Kindheit, Ausbildung, Berufsleben und Rentenalter und ihren spezifischen Anforderungen an die Körper hat mit der Lebenswirklichkeit vieler Menschen nicht mehr viel zu tun; die Statuspassagen zwischen den einzelnen Lebensphasen sind diffuser geworden.[18] Zugleich kam es zu einer Auslagerung arbeitsintensiver Teile der Produktion in Regionen außerhalb des industrialisierten »Westens«.[19]

Andererseits sollte man nicht vergessen, dass auch in den Jahren des »Wirtschaftswunders« das »Normalarbeitsverhältnis« vor allem für Frauen und (andere) wenig qualifizierte Personen keineswegs die vor-

16 Für eine solche Perspektive vgl. u.a. Haipeter 2001; Doering-Manteuffel/Raphael 2008, 21; Ambrosius 2009, 23.

17 Vgl. beispielsweise Jürgens/Dohse/Malsch 1987; Tolliday/Zeitlin 1987; Voß/Pongratz 2002; Boltanski/Chiapello 2003; Bröckling 2007; Schönberger 2007.

18 Vgl. zu dieser Thematik u.a. Lutz 1989; Kohli 2000; Gonon 2002, 77ff. und 182ff.; Lessenich 2008, 73ff.; Wirsching 2009a.

19 Vgl. dazu Harvey 2006 sowie die aktuellen Debatten über eine globale Arbeitsgeschichte, etwa Kocka 2010; Linden 2012.

herrschende Form der Lohnarbeit war. Auch lässt sich nur schwer abschätzen, wann und inwieweit sich neue Formen des Arbeitens (Aulenbacher 2005; Andresen/Bitzegeio/Mittag 2011; Kaufmann 2012) und der Bewertung von Arbeit (Neuheiser 2013) durchgesetzt haben. Zur Vorsicht mahnt, um ein Beispiel mit einem allgemeinen sozial- und kulturgeschichtlichen Fokus zu nehmen, etwa Stefan Hradil (2009, 73), wenn er von einer »Prosperitätskultur« der Nachkriegszeit spricht, die in den 1970er und 1980er Jahren kaum gebrochen gewesen sei.

Darüber hinaus lassen zahlreiche Arbeiten aus den vergangenen Jahrzehnten vermuten, dass es sich bei einem Großteil der Veränderungen um längerfristige Prozesse handelte, die allerdings durch die Aufbrüche und Krisen um »1968« teilweise akzentuiert und beschleunigt worden sein dürften. Schon Michael Burawoy (1979) zeigte in seiner klassischen Studie *Manufacturing Consent*, dass neue Formen der Arbeitsorganisation in den USA bereits in den vierziger Jahren erprobt wurden, wenn etwa den ArbeiterInnen vor dem Hintergrund spezifischer Führungstechniken ein beträchtliches Maß an Selbstorganisation zugestanden werden konnte. Auch jenseits eines wirtschaftsgeschichtlichen Fokus lässt sich unschwer zeigen, dass es in den ersten zwei Dritteln des Jahrhunderts zu gewichtigen Veränderungen kam. Gramsci (1999, 2094; vgl. Lüscher 1988, 39) beispielsweise wies auf die vergesellschaftende Wirkung »weicher« Kräfte hin, wenn er anmerkte, dass die Durchsetzung des Fordismus

> »nicht mit ›Erzwingung‹ allein geschehen kann, sondern nur mit einem ausgewogenen Verhältnis von Zwang (Selbstdisziplin) und der Überzeugung, auch in Gestalt hoher Löhne«.

Verschiedene Arbeiten aus den letzten Jahren zeigen denn auch, wie komplex die Arrangements von Repression sowie Disziplinierungs- und Selbsttechnologien im fraglichen Zeitraum waren.[20] Auch werden jene Darstellungen post-fordistischer Verhältnisse zunehmend infrage gestellt, die einseitig auf die Bedeutung »neoliberaler« Technologien des Selbst hinweisen, ohne Praktiken der Disziplinierung und Repression als wesentliche Bestandteile auch der heutigen Gouvernementalitäten zu erkennen (Dörre 2009, 200f.). Mit anderen Worten: Bei der hegemonialen Gesellschaftsformation seit den 1960er und 1970er Jahren handelt es sich eher um einen Post-*Fordismus* als um etwas grundlegend Neues.

20 Vgl. etwa den Beitrag von Patrick Kury in diesem Heft sowie die Hinweise bei Sachse 1990, 179ff.; Herrmann 2002; Pias 2002; Voß/Pongratz 2002, 136; Wupper-Tewes 2002; Huchler/Voß/Weihrich 2007, 265f.; Etzemüller 2009, 21f.; Luks 2009a, 91f. und 105f.; Luks 2009b; Lengwiler/Madarász 2010; Uhl 2010a/b; Bernet/Gugerli 2011.

Die Erzählung der Regulationstheorie muss also genauso relativiert werden (vgl. auch Gambino 1996) wie die Behauptung eines Bruchs. Wichtig ist zudem, weder den Fordismus noch den Postfordismus zu homogenisieren, wie es in schematischen Darstellungen oftmals geschieht.

Analog zur Frage nach den Veränderungen zwischen Industrialisierungszeit und Fordismus kann die Körpergeschichte auch bezüglich dieser Thematik einen wichtigen Beitrag leisten. Da sie mit den Transformationen von Materialitäten und »Subjektkulturen« (Reckwitz 2006) einen Forschungsgegenstand in den Blick nimmt, der sich nicht einzelnen gesellschaftlichen Bereichen zuordnen lässt, läuft sie kaum Gefahr, Erkenntnisse aus der Analyse eines Feldes unkritisch auf andere Felder zu übertragen. So argumentiert Therese Kaufmann (2012) in ihrer Kritik des Konzepts des »kognitiven Kapitalismus«, die Problematik solcher Ansätze liege in der fehlenden Bestimmung ihrer Reichweite, die nicht zuletzt auf die »vernachlässigte Rolle des Körpers in der Soziologie der Arbeit« zurück zu führen sei. Wenn man auf die Körperlichkeit aller produktiven Subjekte achte, zeige sich etwa, wie sie je spezifischen Regimen der Herstellung und Kontrolle von Mobilität unterliegen. Es dränge sich folglich eine »grundlegendere theoretische Auseinandersetzung« mit der (körperlichen) Materialität der Produktion auf, als es in der aktuellen sozialwissenschaftlichen Forschung der Fall sei.

Eine solche Perspektive einnehmende historiographische Arbeiten belegen, dass sich der Fordismus nicht nur durch die (Selbst-)Disziplinierung von Alkohol trinkenden und sexuell ausschweifenden Körpern auszeichnete; er stützte sich auch auf die überzeugende Wirkung unterschiedlichster Identitätsangebote. Beispielsweise stellten die erwähnten Prozesse der Emotionalisierung spezifische »Individualisierungstechniken« bereit – zunächst für weiße Männer, zunehmend aber auch für andere Gruppen. Ohne die zahlreichen Veränderungen und Verschiebungen auszublenden, die sich im Laufe des 20. Jahrhunderts und nicht zuletzt in den 1970er Jahren erkennen lassen, argumentiert etwa Sabine Donauer (2013) in diesem Zusammenhang, dass die Arbeitswissenschaften »bereits während tayloristischer und fordistischer Produktionsregime damit beschäftigt waren, ein emotionalisiertes und psychologisiertes Arbeitssubjekt hervorzubringen.« Was heute unter Stichworten wie »emotionale Intelligenz« oder »affektive Arbeit« diskutiert wird (vgl. dazu Gutiérrez Rodríguez 2012), lässt sich also aus einer genealogischen Perspektive bis in die 1920er Jahre zurückverfolgen.

Auch der fordistische Konsum sollte nicht einfach als uniformierende Praktik beschrieben werden, wie es etwa die zeitgenössischen BeobachterInnen getan haben (dazu Wirsching 2009b, 179ff.). Auch wenn in den

letzten Jahrzehnten gerade in diesem Bereich das Ausmaß der geschlechtlichen Markierung von Praktiken (Rauchen, Shoppen, etc.) abgenommen haben dürfte, ist es bisher nicht zu einem grundlegenden und nachhaltigen Wandel vergeschlechtlichter Körper gekommen (etwa Paulus/Silies/Wolff 2012). Ähnliches lässt sich etwa bezüglich des Sexualitätsdispositivs aufzeigen: Zwar gab es seit den 1960er Jahren deutliche Veränderungen; insbesondere wurden nun tendenziell alle Menschen als sexuelle Subjekte angerufen, die Lust empfinden können und sollen. Ob man aber deswegen mit den ZeitgenossInnen von einer »sexuellen Revolution« sprechen sollte, die zu einer grundlegenden Transformation von Körpern und Beziehungen führte, ist angesichts des zeitgeschichtlichen Forschungsstandes zumindest fraglich (Bänziger/Stegmann 2010).

Dennoch: Auch und gerade aus einer genealogisch-körpergeschichtlichen Perspektive sind Veränderungen und Verschiebungen zu erkennen. So lassen sich, um von der Untersuchung Donauers auszugehen, die emotionalisierenden Praktiken in fordistischen Familien, Betrieben und Freizeiteinrichtungen der Mitte des 20. Jahrhunderts nicht einfach mit der emotionalen Arbeit gleichsetzen, deren Einsatz heute eingefordert wird; die seit einiger Zeit von allen Seiten zu vernehmende Rede vom *affective turn* dürfte nicht ohne Folgen geblieben sein. Eine dezidiert körpergeschichtliche Analyse solcher emotionalisierender Anrufungen (vgl. Eitler/Scheer 2009) hilft auch in diesem Zusammenhang, eine Distanz einzunehmen, die man in den aktuellen Diskussionen oftmals vermisst (vgl. auch Angerer 2007).

Aus dieser Perspektive kann etwa auf die spezifischen Formen der Somatisierung von Selbstverhältnissen seit den 1970er Jahren verwiesen werden: Die Frauenbewegung wandte sich um die Mitte des Jahrzehnts vermehrt dem weiblichen Körper zu. Die Gefühle und das Wissen über sich selbst standen nun im Mittelpunkt, während es bisher vor allem um die Thematisierung und Politisierung der Geschlechterverhältnisse gegangen war (Schmincke 2013). Auch in politischen Auseinandersetzungen kamen nun spezifische Formen der Körperlichkeit (vermehrt) zum Einsatz (Streng 2009; 2013). Gleichzeitig finden sich in den zeitgenössischen Quellen zahlreiche Anleitungen, zum Tier zu werden (etwa bei Deleuze/Guattari 1997, 317ff.). Ganz allgemein wurde die Umwelt zum Thema, worauf auch Patrick Kury in diesem Heft hinweist. Er zeigt auch, wie im selben Zeitraum das psychosoziale Stress-Konzept und holistisches Denken zunehmende Beachtung erfuhren. Zugleich kamen orientalisierende Körpertechniken wie Yoga auf (Eitler 2007; 2012), ebenso die heutigen Fitness- und Wellnesspraktiken wie Simon Graf in diesem Heft ausführt (vgl. auch Duttweiler 2004; Dietrich 2013).

In welchem Bezug solche Körperbilder und -praktiken zu aktuellen Prozessen und Anrufungen produktiver Körper stehen, kann und soll hier nicht abschließend beantwortet werden. Es geht mir vielmehr darum, mit der Körpergeschichte eine Herangehensweise zu beschreiben, die längerfristig stabile gesellschaftliche Arrangements und ihre unterschiedlichen Ausgestaltungen gleichermaßen in den Blick nehmen kann. Eine solche Perspektive muss dann nicht zu argumentativer Beliebigkeit führen, wenn man die beiden Ebenen auf einander bezieht: Zum einen ist nach den verharrenden Tendenzen grundlegender Strukturen – hier des Fordismus – zu fragen, zum anderen immer auch nach jenen Prozessen, die diese Strukturen transformieren. Gerade die oben angesprochene Ambivalenz des Materiellen zwischen Trägheit und rascher Wandlungsfähigkeit sollte dabei berücksichtigt werden. Welchen Status die Affektorientierung und die beschriebenen Formen der Somatisierung haben, ob damit tatsächlich das Ende des Fordismus eingeläutet wurde, werden wir erst mit gebührender zeitlicher Distanz beurteilen können. Indem sie dazu anhält genau hinzuschauen, kann die Körpergeschichte jedoch dazu beitragen, Thesen und Prognosen über Brüche und Veränderungen revolutionärer Qualität mit Vorsicht zu begegnen.

Schluss

Was wir dann – um auf das einleitende Beispiel zurück zu kommen – beschreiben und analysieren können, ist der Unterschied zwischen Walt Disneys Vision einer Fließband-getriebenen zukünftigen Stadt EPCOT, *that never stops running*, und dem 1982 eröffneten Vergnügungspark gleichen Namens, in dem man, wie es ein zeitgenössischer Leserbriefschreiber formulierte, »sogar noch zu Fuss gehen darf« (R. D. 1983). Folgt man einem Bericht aus der Illustrierten *Schweizer Familie*, war der Besuch von EPCOT eine »Reise ins Reich der Phantasie« auf höchstem technischen Niveau, zu deren eindrücklichsten Erlebnissen der »Regenbogen-Tunnel« gehörte, in dem »die Körperwärme des Passanten […] über Sensoren das Wechselspiel der Farben« stimuliert (Schüler 1982, 12; vgl. Abbildung 1).

Während die Arbeitenden der 1910er und 1920er Jahre an den Fließbändern der Ford Motor Company stillgestellt und später, in Disneys Projekt der 1960er, durch diese bewegt werden sollten, hatten sie in den 1980ern gewissermaßen selbst zu fließen: Das Medium war nicht mehr das Mittel, sondern die Message. Das emotionale Erfahren des eigenen Körpers stand eindeutig im Mittelpunkt und die Parallelen zu den oben skizzierten Somatisierungsprozessen seit den 1970er Jahren sind

deutlich zu erkennen. Der Körper wurde als ein zu emotionalem Erleben fähiger angerufen, seine Bewegungen und Erregungen führten zu je persönlichen »Selbsterfahrungen«. Fords und Disneys Ideen von fließbandgetriebener Produktivität, von Ordnung und Gemeinschaft, finden sich hier hingegen kaum mehr. Und so erstaunt es nicht, dass ein Dokumentarfilm über EPCOT, der im Winter 1983 von der ARD gezeigt wurde, mit folgenden Worten angekündigt wurde:

»Der Verkehr, die Energieversorgung und die Kommunikation bis hin zur kreativen Spielstätte für den Individualisten können vom Besucher bestaunt werden.« (Schweizer Familie 1983)

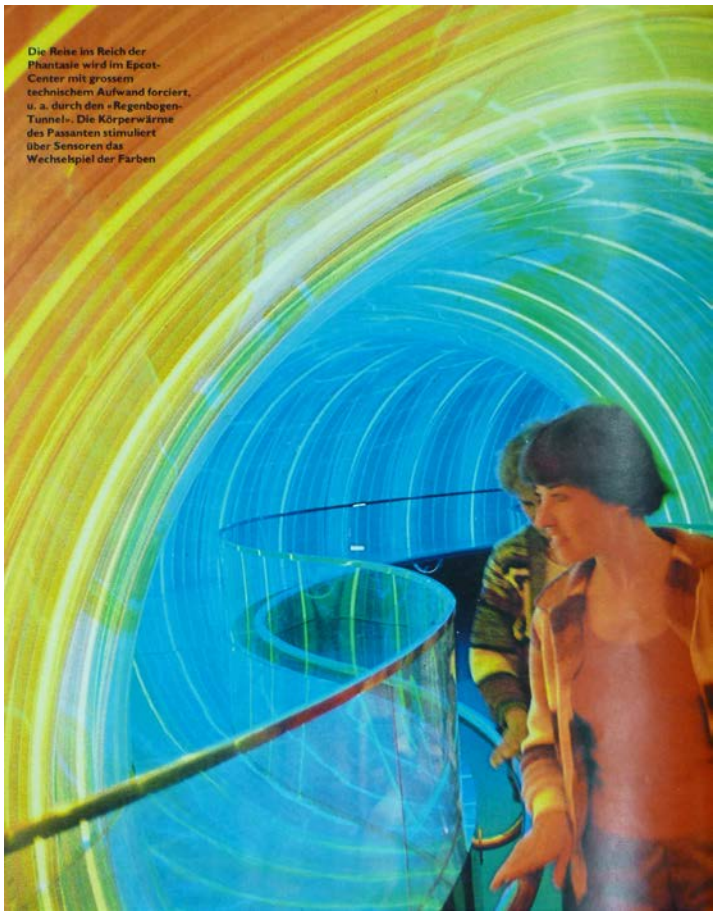


Abbildung 1: Fotografie des sogenannten Regenbogentunnels im EPCOT-Freizeitpark, *Schweizer Familie*, 11.12.1982**.**

Nicht übersehen werden dürfen aber auch die Gemeinsamkeiten zwischen den hier behandelten Zeiträumen. Zunächst sollte eine durch meine Darstellung möglicherweise nahe gelegte Erzählung hinterfragt werden, wonach die Geschichte des 20. Jahrhunderts als Verschiebung von einer Arbeits- zu einer Konsumgesellschaft beschrieben werden könne. Der Arbeitsplatz bei Ford, Disneys zukünftige Stadt mit ihren im grünen Park wohnenden Kleinfamilien und der Vergnügungspark in den

Bildern und Texten der *Schweizer Familie* sind nicht einander ablösende zentrale Schauplätze einer teleologischen Erzählung. Vielmehr stehen sie für unterschiedliche, durch eng verwobene Genealogien miteinander verbundene Orte, die für den (post-)fordistischen, romantisch-konsumgesellschaftlichen Produktivismus charakteristisch sind.

Die Etablierung eines durch Familien-, Frei- und Arbeitszeit strukturierten und räumlich differenzierten sowie mit Konsumhandlungen durchsetzten Alltags ist, wie ich oben argumentiert habe, eines der wichtigsten Merkmale des Fordismus. Zentral für das Funktionieren dieses Arrangements von sozialen Beziehungen und Materialisierungen war also die regulierte Mobilität produktiver Körper und Dinge. Die konkrete Form der Herstellung, Disziplinierung und Kontrolle von Körpern und Bewegungen – und damit immer auch die Antworten der Menschen auf diese Anrufungen – veränderte sich zweifellos im Laufe des 20. Jahrhunderts. Die grundlegenden Strukturen des Arrangements aber, die Körperordnung des konsumgesellschaftlichen Produktivismus, blieben bemerkenswert stabil und es ist fraglich, ob sich das so schnell ändern wird. So erstaunt es nicht, dass in der Ankündigung des erwähnten Dokumentarfilms nicht nur von post-fordistischen *kreativen Spielstätten* die Rede ist, sondern auch der Traum fordistischen Social Engineerings evoziert wird, wenn es heißt, dass es in EPCOT an Lösungen für die »technischen Probleme von heute« nicht fehle.

Literatur und Quellen

Ahlheim, Hannah (2013), Die Vermessung des Schlafs und die Optimierung des Menschen. Eine deutsch-amerikanische Geschichte (1930 bis 1960), Zeithistorische Forschungen 10: 1, i. E.

Ambrosius, Gerold (2009), Sektorialer Wandel und internationale Verflechtung: Die bundesdeutsche Wirtschaft im Übergang zu einem neuen Strukturmuster, in: Raithel, Thomas, Andreas Rödder und Andreas Wirsching (Hg.), Auf dem Weg in eine neue Moderne? Die Bundesrepublik Deutschland in den siebziger und achtziger Jahren, München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, 17-30.

Andresen, Knud, Ursula Bitzegeio und Jürgen Mittag (Hg.) (2011), »Nach dem Strukturbruch«? Kontinuität und Wandel von Arbeitbeziehungen und Arbeitswelt(en) seit den 1970er-Jahren, Bonn: J.H.W. Dietz.

Angerer, Marie-Luise (2007), Vom Begehren nach dem Affekt, Zürich, Berlin: Diaphanes.

Arni, Caroline (2004), Entzweiungen. Die Krise der Ehe um 1900, Köln et al.: Böhlau.

Aulenbacher, Brigitte (2005), Subjektivierung von Arbeit. Ein hegemonialer industriesoziologischer Topos und was die feministische Arbeitsforschung und Gesellschaftsanalyse dazu zu sagen haben, in: Lohr, Karin und Hildegard-Maria Nickel (Hg.), Subjektivierung von Arbeit – riskante Chancen, Münster: Westfälisches Dampfboot, 34-64.

Banta, Martha (1993), Taylored Lives. Narrative Productions in the Age of Taylor, Veblen, and Ford, Chicago, London: The University of Chicago Press.

Bänziger, Peter-Paul (2012a), Arbeiten in der »Konsumgesellschaft«. Arbeit und Freizeit als Identitätsangebote um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, in: Bluma, Lars und Karsten Uhl (Hg.), Kontrollierte Arbeit – disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld: transcript, 107-134.

Bänziger, Peter-Paul (2012b), Der betriebsame Mensch – ein Bericht (nicht nur) aus der Werkstatt, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 23: 2, 219-233.

Bänziger, Peter-Paul und Julia Stegmann (2010), Politisierungen und Normalisierung: Sexualitätsgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum, H-Soz-u-Kult 05.11.2010, http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2010-11-001.

Bänziger, Peter-Paul und Simon Graf (2012), Körpergeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Eine »materielle« Geschichte der Industrie und Konsumgesellschaften zwischen Wissensproduktion und Differenzdiskursen, Traverse 1, 101-118.

Benninghaus, Christina (1999), Die anderen Jugendlichen. Arbeitermädchen in der Weimarer Republik, Frankfurt a.M.: Campus.

Berghahn, Volker (2010a), Fordismus und westdeutsche Industriekultur 1945–1989, in: ders., Industriegesellschaft und Kulturtransfer. Die deutsch-amerikanischen Beziehungen im 20. Jahrhundert, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 187-201.

Berghahn, Volker (2010b), Industriegesellschaft und Kulturtransfer. Die deutsch-amerikanischen Beziehungen im 20. Jahrhundert, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Berghoff, Hartmut & Spiekermann, Uwe (2012), Taking Stock and Forging Ahead: The Past and Future of Consumption History, in: dies. (Hg.): Decoding Modern Consumer Societies, New York: Palgrave Macmillan, 1-13.

Bernet, Brigitta und David Gugerli (2011), Sputniks Resonanzen. Der Aufstieg der Humankapitaltheorie im Kalten Krieg – eine Argumentationsskizze, Historische Anthropologie 19: 3, 433-446.

Biebl, Sabine, Verena Mund und Heide Volkening (Hg.) (2007), Working Girls. Zur Ökonomie von Liebe und Arbeit, Berlin: Kadmos.

Birken, Lawrence (1989), Consuming Desire: Sexual Science and the Emergence of a Culture of Abundance 1871-1914, Ithaca: Cornell University Press.

Blondel, Yohan und Thierry Terret (2012): Towards an Internationalization of the Workers' Training: Reducing Injury and Enhancing Efficiency in the Industrial Context of the 1950s, The International Journal of the History of Sport 29: 14, 2084-2097.

Bluma, Lars (2012), Der Körper des Bergmanns in der Industrialisierung. Biopolitik im Ruhrkohlenbergbau 1890-1980, in: Bluma, Lars und Karsten Uhl (Hg.), Kontrollierte Arbeit – disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld: transcript, 35-74.

Bluma, Lars und Karsten Uhl (Hg.) (2012), Kontrollierte Arbeit – disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld: transcript.

Bologna, Sergio (1989), Theorie und Geschichte des Massenarbeiters in Italien, 1999 4: 2, 10-26.

Bologna, Sergio (1989a), Theorie und Geschichte des Massenarbeiters in Italien. Teil II, 1999 5: 1, 107-125.

Bologna, Sergio (1989b), Theorie und Geschichte des Massenarbeiters in Italien. Teil III, 1999 5: 2, 60-77.

Boltanski, Luc und Ève Chiapello (2003), Der neue Geist des Kapitalismus, Konstanz: UVK.

Bönig, Jürgen (1993), Die Einführung von Fließbandarbeit in Deutschland bis 1993. Zur Geschichte einer Sozialinnovation, 2 Bde., Münster, Hamburg: Lit Verlag.

Bourdieu, Pierre (2000), Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bröckling, Ulrich (2007), Das unternehmerische Selbst – Soziologie einer Subjektivierungsform, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bröckling, Ulrich und Eva Horn (Hg.) (2002), Anthropologie der Arbeit, Tübingen: Gunter Narr.

Burawoy, Michael (1979), Manufacturing Consent: Changes in the Labor Process Under Monopoly Capitalism, Chicago: University of Chicago Press.

Busch, Ulrich (2009), Die DDR als staatssozialistische Variante des Fordismus, Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung 3, 34-56.

Butler, Judith (1997), Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Calvo Salgado, Luís M. (2009), El control sanitario de frontera en Suiza y la política del Instituto Español de Emigración en los años sesenta y setenta, Migraciones y Exilios 10, 57-82.

Carter, Erica (2009), Frauen und die Öffentlichkeit des Konsums, in: Haupt, Heinz-Gerhard und Claudius Torp (Hg.), Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890-1990: Ein Handbuch, Frankfurt a.M., New York: Campus, 154-171.

Coopey, Richard (2010), Power without knowledge? Foucault and Fordism, c. 1900–50, Labor History 51:1: 107-125.

Cowan, Michael und Kai Marcel Sicks (Hg.) (2005), Leibhaftige Moderne. Körper in Kunst und Massenmedien 1918 bis 1933, Bielefeld: transcript.

Cross, Gary (1993), Time, Money, and Labor History's Encounter with Consumer Culture, International Labor and Working-Class History 43, 2-17.

Cross, Gary S. (2001), Work Time, in: Stearns, Peter N. (Hg.), Encyclopedia of European Social History from 1350 to 2000, Volume 4, New York: Charles Scribner's Sons, 501-511.

Deleuze, Gilles und Felix Guattari (1997), Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie, Berlin: Merve.

Dietrich, Tobias (2013), Laufen als Selbstbefreiung? Körperliche Heilssuche von den 1970er bis zu den 1990er Jahren in transatlantischer Perspektive, in: Eitler, Pascal, Jens Elberfeld und Marcel Streng (Hg.), Eine Zeitgeschichte des Selbst, Bielefeld: transcript (i.E.).

Disney, Walt (2004): EPCOT, in: Walt Disney Studios Home Entertainment (Hg.): Walt Disney Treasures. Tomorrow Land (DVD), siehe http://youtu.be/u9M3pKsrcc8.

Ditt, Karl (2011), Zweite Industrialisierung und Konsum. Energieversorgung, Haushaltstechnik und Massenkultur am Beispiel nordenglischer und westfälischer Städte 1880-1939, Paderborn: Ferdinand Schöningh Verlag.

Doering-Manteuffel, Anselm (2009), Konturen von »Ordnung« in den Zeitschichten des 20. Jahrhunderts, in: Etzemüller, Thomas (Hg.), Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert, Bielefeld: transcript, 41-64.

Doering-Manteuffel, Anselm (2011), Amerikanisierung und Westernisierung, Version 1.0, Docupedia-Zeitgeschichte 18.1.2011, https://docupedia.de/zg/Amerikanisierung_und_Westernisierung?oldid=76659.

Doering-Manteuffel, Anselm und Lutz Raphael (2008), Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Donauer, Sabine (2013), Job Satisfaction statt Arbeitszufriedenheit: Gefühlswissen im arbeitswissenschaftlichen Diskurs der siebziger Jahre, in: Eitler, Pascal, Jens Elberfeld und Marcel Streng (Hg.), Eine Zeitgeschichte des Selbst, Bielefeld: transcript (i.E.).

Donzelot, Jacques (1980), Die Ordnung der Familie. Übersetzt von Ulrich Raulff. Mit einem Nachwort von Gilles Deleuze, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Dörre, Klaus (2009), Kapitalismus, Beschleunigung, Aktivierung – eine Kritik, in: ders., Stephan Lessenich und Hartmut Rosa, Soziologie – Kapitalismus – Kritik. Eine Debatte, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 181-204.

D., R. (1983): Kehrseiten sehen, Schweizer Familie 3 (19.1.1983), 4.

Duttweiler, Stefanie (2004), Ein völlig neuer Mensch werden – Aktuelle Körpertechnologien als Medien der Subjektivierung, in: Brunner, Karl, Daniela Hammer-Tugendhat und Andrea Griesebner (Hg.), Verkörperte Differenzen, Wien: Turia + Kant, 130-146.

Ebbinghaus, Angelika (1984), Arbeiter und Arbeitswissenschaft. Zur Entstehung der »Wissenschaftlichen Betriebsführung«, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Eitler, Pascal (2007), Körper – Kosmos – Kybernetik. Transformationen der Religion im »New Age« (Westdeutschland 1970-1990), Zeithistorische Forschungen (Online-Ausgabe) 4: 1+2, http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Eitler-2-2007.

Eitler, Pascal (2012), »Biofreiheit«. Physiowissen und Körperpolitik im »New Age« (Bundesrepublik Deutschland 1975-1985), in: Tändler, Maik und Uffa Jensen (Hg.), Das Selbst zwischen Anpassung und Befreiung. Psychowissen und Politik im 20. Jahrhundert, Göttingen: Wallstein Verlag, 229-250.

Eitler, Pascal und Monique Scheer (2009), Emotionengeschichte als Körpergeschichte. Eine heuristische Perspektive auf religiöse Konversionen im 19. und 20. Jahrhundert, Geschichte und Gesellschaft 35, 282-313.

Elberfeld, Jens und Marcus Otto (Hg.) (2009), Das schöne Selbst. Zur Genealogie des modernen Subjekts zwischen Ethik und Ästhetik, Bielefeld: transcript.

Etzemüller, Thomas (2009), Social engineering als Verhaltenslehre des kühlen Kopfes. Eine einleitende Skizze, in: ders. (Hg.), Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert, Bielefeld: transcript, 11-39.

Etzemüller, Thomas (2010), Social Engineering, Version: 1.0, Docupedia-Zeitgeschichte 11.2.2010, http://docupedia.de/zg/Social_engineering.

Etzemüller, Thomas (2011), »Freizeit soll harmonische Menschen schaffen«. »Ambivalente Moderne« und social engineering in der Demokratie – die Ausstellung »Fritiden« in Ystad 1936, Historische Anthropologie 19: 3, 372-390.

Fehl, Gerhard (1995), Welcher Fordismus eigentlich? Eine einleitende Warnung vor dem leichtfertigen Gebrauch des Begriffs, in: Stiftung Bauhaus Dessau und Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule Aachen (Hg.), Zukunft aus Amerika. Fordismus in der Zwischenkriegszeit. Siedlung Stadt Raum, Dessau: Stiftung Bauhaus Dessau, 18-37.

Fenske, Uta und Olaf Stieglitz (2012), Sport treiben, in: Netzwerk Körper (Hg.), What Can a Body Do? Praktiken/Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften, Frankfurt a.M.: Campus, 111-126.

Fischer, Joachim (2010), Bürgerliche Gesellschaft. Zur analytischen Kraft der Gesellschaftstheorie, in: Bude, Heinz, Joachim Fischer und Bernd Kauffmann (Hg.), Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir? München: Wilhelm Fink, 203-227.

Ford, Henry (1923), Mein Leben und Werk, Leipzig: Paul List Verlag.

Foucault, Michel (2001), Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2004a), Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977-1978, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Foucault, Michel (2004b), Geschichte der Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik. Vorlesung am Collège de France 1978-1979, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Gambino, Ferruccio (1996), Kritik am Begriff des Fordismus, wie ihn die Regulationsschule benutzt, Wildcat-Zirkular 28/29, 139-160.

Geisthövel, Alexa und Habbo Knoch (Hg.) (2005), Orte der Moderne: Erfahrungswelten des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Giese, Fritz (1925), Girlkultur. Vergleiche zwischen amerikanischem und europäischem Rhythmus und Lebensgefühl, München: Delphin-Verlag.

Gonon, Philipp (2002), Arbeit, Beruf und Bildung, Bern: h.e.p.

Gottl-Ottlilienfeld, Friedrich von (1925), Fordismus? Von Frederick W. Taylor zu Henry Ford, Jena: Verlag von Gustav Fischer.

Gramsci, Antonio (1999), Zweiundzwanzigstes Heft (V). Amerikanismus und Fordismus, in: ders.: Gefängnishefte. Band 9. Hefte 22 bis 29, Hamburg: Argument, 2061-2101.

Grazia, Victoria de (2010), Das unwiderstehliche Imperium. Amerikas Siegeszug im Europa des 20. Jahrhunderts, Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2012), Affektiver Wert. Kolonialität, Feminisierung und Migration. Übersetzt von Birgit Mennel, Transversal 1, http://eipcp.net/transversal/0112/gutierrez-rodriguez/de.

Hachtmann, Rüdiger (2011), Fordismus, Version: 1.0, Docupedia-Zeitgeschichte 27.10.2011, https://docupedia.de/zg/Fordismus?oldid=80661.

Hachtmann, Rüdiger und Adelheid von Saldern (2009), »Gesellschaft am Fließband«. Fordistische Produktion und Herrschaftspraxis in Deutschland, Zeithistorische Forschungen (Online-Ausgabe) 6: 2, http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Hachtmann-Saldern-2-2009.

Haipeter, Thomas (2001), Vom Fordismus zum Postfordismus? Über den Wandel des Produktionssystems bei Volkswagen seit den siebziger Jahren, in: Boch, Rudolf (Hg.), Geschichte und Zukunft der deutschen Automobilindustrie, Stuttgart: Franz Steiner, 216-246.

Harvey, David (2006), Spaces of global capitalism. Towards a theory of uneven geographical development, London: Verso.

Haschemi Yekani, Elahe, Arne Klawitter und Christiane König (2012), Aufführen, in: Netzwerk Körper (Hg.), What Can a Body Do? Praktiken/Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften, Frankfurt a.M.: Campus, 31-46.

Herbert, Ulrich (2007), Europe in High Modernity. Reflections on a Theory of the 20th Century, Journal of Modern European History 5: 1, 5-21.

Herrmann, Hans-Christian von (2002), Pensum – Spur – Code. Register der Arbeitswissenschaft bei Taylor, Gilbreth und Bernstein, in: Bröckling, Ulrich und Eva Horn (Hg.), Anthropologie der Arbeit, Tübingen: Gunter Narr Verlag, 193-208.

Hradil, Stefan (2009), Arbeit, Freizeit, Konsum: Von der Klassengesellschaft zu neuen Milieus? in: Raithel, Thomas, Andreas Rödder und Andreas Wirsching (Hg.), Auf dem Weg in eine neue Moderne? Die Bundesrepublik Deutschland in den siebziger und achtziger Jahren, München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag, 69-82.

Huchler, Norbert, G. Günter Voß und Margrit Weihrich (2007), Soziale Mechanismen im Betrieb. Theoretische und empirische Analysen zur Entgrenzung und Subjektivierung von Arbeit, München, Mering: Rainer Hampp Verlag.

Illouz, Eva (2003), Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Jaun, Rudolf (1986), Management und Arbeiterschaft. Verwissenschaftlichung, Amerikanisierung und Rationalisierung der Arbeitsverhältnisse in der Schweiz 1873–1959, Zürich: Chronos.

Jenzer, Sabine (2012), Die Dirne, die Bürger und der Staat. Private Fürsorge für Prostituierte und die Anfänge des Sozialstaates in der Schweiz, 1870-1940, Dissertation: Philosophische Fakultät der Universität Zürich.

Jürgens, Ulrich, Knuth Dohse und Thomas Malsch (1987), New Production Concepts in West German Car Plants, in: Tolliday, Steven und Jonathan Zeitlin (Hg.), The Automobile Industry and its Workers, New York: St. Martin's Press, 258-281.

Kaminski, Andreas (2011): Prüfungen um 1900. Zur Genese einer Subjektivierungsform, Historische Anthropologie 19: 3, 331-353.

Kaufmann, Therese (2012), Materialität des Wissens, transversal 1, http://eipcp.net/transversal/0112/kaufmann/de.

Kift, Dagmar (2012), »Die schaffende Menschenkraft bewirtschaften«. Zur Schulung und Erziehung von Arbeiter- und Werkskörpern im Ruhrbergbau der 1920er Jahre, in: Bluma, Lars und Karsten Uhl (Hg.), Kontrollierte Arbeit – disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld: transcript, 73-106.

Kleinschmidt, Christian (2008), Konsumgesellschaft, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Kocka, Jürgen (Hg.) (2010), Work in a Modern Society. The German Historical Experience in Comparative Perspective, New York, Oxford: Berghahn.

Kohli, Martin (2000), Arbeit im Lebenslauf: Alte und neue Paradoxien, in: Kocka, Jürgen und Claus Offe (Hg.), Geschichte und Zukunft der Arbeit, Frankfurt a.M., New York: Campus, 362-382.

Kohlmorgen, Lars (2004), Regulation, Klasse, Geschlecht. Die Konstituierung der Sozialstruktur im Fordismus und Postfordismus, Münster: Westfälisches Dampfboot.

König, Gudrun M. (2009), Konsumkultur. Inszenierte Warenwelt um 1900, Wien: Böhlau.

Kracauer, Siegfried (1989), Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland. Mit einer Rezension von Walter Benjamin, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Kugler, Anita (1987), Von der Werkstatt zum Fließband. Etappen der frühen Automobilproduktion in Deutschland, Geschichte und Gesellschaft 13: 3, 304-339.

Kühschelm, Oliver, Franz X. Eder und Hannes Siegrist (2012), Einleitung. Konsum und Nation, in: dies. (Hg.), Konsum und Nation. Zur Geschichte nationalisierender Inszenierungen in der Produktkommunikation, Bielefeld: transcript, 7-25.

Kury, Patrick (2012), Der überforderte Mensch. Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Lengwiler, Martin und Jeannette Madarász (Hg.) (2010), Das präventive Selbst. Eine Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik, Bielefeld: transcript.

Lepsius, M. Rainer (1990), Soziale Ungleichheit und Klassenstrukturen in der Bundesrepublik Deutschland, in: ders., Interessen, Ideen und Institutionen, Opladen: Westdeutscher Verlag, 117-152.

Lessenich, Stephan (2008), Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus, Bielefeld: transcript.

Linden, Marcel van der (2012), Éditorial. Enjeux pour une histoire mondiale du travail, Le Mouvement Social 4/241, 3-29.

Link, Stefan (2011), Re-thinking the Ford-Nazi Connection, Bulletin of the German Historical Institute (Washington) 49, 135-150.

Luhmann, Niklas (2001), Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Luks, Timo (2009a), Die »psychognostische Schwierigkeit der Beobachtung«. Industriebetriebliches Ordnungsdenken und social engineering in Deutschland und Großbritannien in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, in: Etzemüller, Thomas (Hg.), Die Ordnung der Moderne. Social Engineering im 20. Jahrhundert, Bielefeld: transcript, 87-107.

Luks, Timo (2009b), Die Massengesellschaft auf dem Weg in die Kantine. Fabrikmahlzeit, Selbstbedienung und »Ordnungsdenken« bei der Daimler-Benz AG 1948–53, Historische Anthropologie 17: 1, 38-55.

Luks, Timo (2010), Der Betrieb als Ort der Moderne. Zur Geschichte von Industriearbeit, Ordnungsdenken und Social Engineering im 20. Jahrhundert, Bielefeld: transcript.

Lüscher, Rudolf M. (1988), Henry und die Krümelmonster: Versuch über den fordistischen Sozialcharakter, Tübingen: Konkursbuch Verlag.

Lutz, Burkart (1989), Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Mahnkopf, Birgit (1985), Verbürgerlichung. Die Legende vom Ende des Proletariats, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Mannheim, Steve (2002), Walt Disney and the Quest for Community, Aldershot: Ashgate.

Martschukat, Jürgen (2011), »The Necessity for Better Bodies to Perpetuate Our Institutions, Insure a Higher Development of the Individual, and Advance the Conditions of the Race.« Physical Culture and the Formation of the Self in the Late Nineteenth and Early Twentieth Century USA, Journal of Historical Sociology 24: 4, 472-493.

Möhring, Maren (2004), Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur (1890-1930), Weimar, Wien: Böhlau.

Mooser, Josef (1984), Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970. Klassenlagen, Kultur und Politik, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Neuheiser, Jörg (2013), Vom bürgerlichen Arbeitsethos zum postmaterialistischen Arbeiten? Werteforschung, neue Arbeitssemantiken und betriebliche Praxis in den 1970er Jahren, in: Leonhard, Jörn & Steinmetz, Willibald (Hg.), »Arbeit« – Semantiken in diachroner und vergleichender Perspektive, i.E.

Nolan, Mary (1994), Visions of Modernity. American Business and the Modernization of Germany, New York, Oxford: Oxford University Press.

Orland, Barbara (Hg.) (2005), Artifizielle Körper – lebendige Technik. Technische Modellierungen des Körpers in historischer Perspektive, Zürich: Chronos.

Papadopoulos, Dimitris und Vassilis Tsianos (2008), Die Autonomie der Migration. Die Tiere der undokumentierten Mobilität, translate 15.09.2008, http://translate.eipcp.net/strands/02/papadopoulostsianos-strands01en/?lid=papadopoulostsianos-strands01de.

Paulus, Julia, Eva-Maria Silies und Kerstin Wolff (Hg.) (2012), Zeitgeschichte als Geschlechtergeschichte. Neue Perspektiven auf die Bundesrepublik, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Perinelli, Massimo (2013), Migration und das Ende des bürgerlichen Subjekts. Transformationen des Subjekts vom Gastarbeiterregime bis zum Diskurs des Illegalen, in: Eitler, Pascal, Jens Elberfeld und Marcel Streng (Hg.), Eine Zeitgeschichte des Selbst, Bielefeld: transcript (i.E.).

Pias, Claus (2002), Wie die Arbeit zum Spiel wird. Zur informatischen Verwindung des thermodynamischen Pessimismus, in: Bröckling, Ulrich und Eva Horn (Hg.), Anthropologie der Arbeit, Tübingen: Gunter Narr Verlag, 209-229.

Poppitz, Angela (2009), Beruflich Bahnfahren. Aneignung des arbeitsbedingten Bahnalltags bei Pendlern und Geschäftsreisenden, München, Mering: Rainer Hampp Verlag.

Rabinbach, Anson (2001), Motor Mensch. Energie, Ermüdung und die Ursprünge der Modernität, Wien: Turia + Kant.

Raphael, Lutz (1996), Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Geschichte und Gesellschaft 22: 165-193.

Reckwitz, Andreas (2006), Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Reckwitz, Andreas (2010), Wie bürgerlich ist die Moderne? Bürgerlichkeit als hybride Subjektivierungsform, in: Bude, Heinz, Joachim Fischer und Bernd Kauffmann (Hg.), Bürgerlichkeit ohne Bürgertum. In welchem Land leben wir?, München: Wilhelm Fink, 169-187.

Rossfeld, Roman (2007), Schweizer Schokolade. Industrielle Produktion und kulturelle Konstruktion eines nationales Symbols 1860-1920, Baden: hier + jetzt.

Sachse, Carola (1990), Siemens, der Nationalsozialismus und die moderne Familie. Eine Untersuchung zur sozialen Rationalisierung in Deutschland im 20. Jahrhundert, Hamburg: Rasch und Röhring.

Saldern, Adelheid von (2012), »Alles ist mögich.« Fordismus – ein visionäres Ordnungsmodell des 20. Jahrhunderts, in: Raphael, Lutz (Hg.), Theorien und Experimente der Moderne. Europas Gesellschaften im 20. Jahrhundert, Köln: Böhlau, 155-192.

Saldern, Adelheid von und Rüdiger Hachtmann (2009), Das fordistische Jahrhundert: Eine Einleitung, Zeithistorische Forschungen (Online-Ausgabe) 6: 2, http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Editorial-2-2009.

Sarasin, Philipp (2001), Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Sarasin, Philipp (2003), Die Rationalisierung des Körpers. Über »Scientific Management« und »biologische Rationalisierung«, in: ders., Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 61-99.

Sauerteig, Lutz (1999), Krankheit, Sexualität, Gesellschaft. Geschlechtskrankheiten und Gesundheitspolitik in Deutschland im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Stuttgart: Franz Steiner.

Saxer, Daniela (2011), Persönlichkeiten auf dem Prüfstand. Die Produktion von Arbeitssubjekten in der frühen Berufsberatung, Historische Anthropologie 19: 3, 354-371.

Scherrer, Christoph (1995), Eine diskursanalytische Kritik der Regulationstheorie, Prokla 100: 3, 457-482.

Schildt, Axel (1995), Moderne Zeiten. Freizeit, Massenmedien und »Zeitgeist« in der Bundesrepublik der 50er Jahre, Hamburg: Christians.

Schildt, Axel (2010), Modernisierung, Version: 1.0, Docupedia-Zeitgeschichte 11.2.2010, https://docupedia.de/zg/Modernisierung?oldid=75530.

Schmincke, Imke (2013), Von der Befreiung der Frau zur Befreiung des Selbst. Eine kritische Analyse der Befreiungssemantik in der (Neuen) Frauenbewegung, in: Eitler, Pascal, Jens Elberfeld und Marcel Streng (Hg.), Eine Zeitgeschichte des Selbst, Bielefeld: transcript (i.E.).

Schönberger, Klaus (2007), Widerständigkeit der Biografie. Zu den Grenzen der Entgrenzung neuer Konzepte alltäglicher Lebensführung im Übergang vom fordistischen zum postfordistischen Arbeitsparadigma, in: Seifert, Manfred, Irene Götz und Birgit Huber (Hg.), Flexible Biografien? Horizonte und Brüche im Arbeitsleben der Gegenwart, Frankfurt a.M., New York: Campus, 63-96.

Schüler, R. (1982): Ein Zukunftstraum für gross und klein. Schweizer Familie 48 (1.12.1982), 12-15.

Schumacher, Beatrice (2002), Ferien. Interpretationen und Popularisierung eines Bedürfnisses in der Schweiz 1890–1950, Wien, Köln, Weimar: Böhlau.

Schweizer Familie (1983): TV-Programm vom 18. Januar, Schweizer Familie 2 (12.1.1983), 49.

Stahlmann, Michael (1993), Die Erste Revolution in der Autoindustrie. Management und Arbeitspolitik von 1900 –1940, Frankfurt a.M., New York: Campus.

Stegmann, Dirk (2008), Angestelltenkultur in der Weimarer Republik, in: Faulstich, Werner (Hg.), Die Kultur der zwanziger Jahre, München: Fink, 21-39.

Steiner, André (2006), Bundesrepublik und DDR in der Doppelkrise europäischer Industriegesellschaften. Zum sozialökonomischen Wandel in den 1970er-Jahren, Zeithistorische Forschungen (Online-Ausgabe) 3: 3, http://www.zeithistorische-forschungen.de/ 16126041-Steiner-3-2006.

Stoff, Heiko (2001), Produktivismus und Konsumismus. Was unterscheidet den amerikanischen New Deal von der deutschen Volksgemeinschaft? in: Finzsch, Norbert und Hartmut Lehmann (Hg.), Zukunftsvisionen: Politische und soziale Utopien in Deutschland und den Vereinigten Staaten im 20. Jahrhundert. Mit einem Beitrag von Wolf Biermann, Krefeld: Stadt Krefeld, 100-128.

Stoff, Heiko (2004), Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten 19. Jahrhundert bin ins Dritte Reich, Köln, Weimar, Wien: Böhlau.

Streng, Marcel (2009), »Hungerstreik«. Eine politische Subjektivierungspraxis zwischen »Freitod« und »Überlebenskunst« (Westdeutschland, 1970–1990), in: Elberfeld, Jens und Marcus Otto (Hg.), Das schöne Selbst. Zur Genealogie des modernen Subjekts zwischen Ethik und Ästhetik, Bielefeld: transcript, 333-365.

Streng, Marcel (2013), Führungsverhältnisse im Hungerstreik. Ein Kapitel aus der Geschichte des westdeutschen Strafvollzugs (1973–1985), in: Eitler, Pascal, Jens Elberfeld und Marcel Streng (Hg.), Eine Zeitgeschichte des Selbst, Bielefeld: transcript (i.E.).

Tanner, Jakob (1999), Fabrikmahlzeit. Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890-1950, Zürich: Chronos Verlag.

Tolliday, Steven (1987), Management and Labour in Britain 1896–1939, in: ders. und Jonathan Zeitlin (Hg.), The Automobile Industry and its Workers, New York: St. Martin's Press, 29-56.

Tolliday, Steven und Jonathan Zeitlin (1987), Introduction: Between Fordism and Flexibility, in: dies. (Hg.), The Automobile Industry and its Workers, New York: St. Martin's Press, 1-25.

Torp, Claudius und Heinz-Gerhard Haupt (2009), Einleitung: Die vielen Wege der deutschen Konsumgesellschaft, in: Haupt, Heinz-Gerhard und Claudius Torp (Hg.), Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890-1990: Ein Handbuch, Frankfurt a.M., New York: Campus, 9-24.

Trentmann, Frank (2011), Consumer Society – RIP. A Comment, Contemporary European History 20: 1, 27-31.

Uhl, Karsten (2010a), Der Faktor Mensch und das Management: Führungsstile und Machtbeziehungen im industriellen Betrieb des 20. Jahrhunderts, Neue Politische Literatur 55: 2, 233-254.

Uhl, Karsten (2010b), Die Geschlechterordnung der Fabrik. Arbeitswissenschaftliche Entwürfe von Rationalisierung und Humanisierung 1900–1970, Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 21: 1, 93-117.

Verheyen, Nina (2012), Unter Druck. Die Entstehung individuellen Leistungsstrebens um 1900, Merkur 66: 5: 382-190.

Voß, G. Günter und Hans J. Pongratz (2002), Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?, in: Bröckling, Ulrich und Eva Horn (Hg.), Anthropologie der Arbeit, Tübingen: Gunter Narr Verlag, 128-156.

Wellmann, Annika (2013), Alterssex und die Kultur des Lebenslangen Lernens, 1960-2000, in: Eitler, Pascal, Jens Elberfeld und Marcel Streng (Hg.), Eine Zeitgeschichte des Selbst, Bielefeld: transcript (i.E.).

Welskopp, Thomas (1994), Ein modernes Klassenkonzept für die vergleichende Geschichte industrialisierender und industrieller Gesellschaften, in: Lauschke, Karl und Thomas Welskopp (Hg.), Mikropolitik im Unternehmen. Arbeitsbeziehungen und Machtstrukturen in industriellen Großbetrieben des 20. Jahrhunderts, Essen: Klartext, 48-106.

Welskopp, Thomas (2004), Das Unternehmen als Körperschaft. Entwicklungslinien der institutionellen Bindung von Kapital und Arbeit im 19. und 20. Jahrhundert, in: Ellerbrock, Karl-Peter und Clemens Wischermann (Hg.), Die Wirtschaftsgeschichte vor der Herausforderung durch die New Institutional Economics, Dortmund: Ardey, 192-215.

Wildt, Michael (1994), Am Beginn der »Konsumgesellschaft«. Mangelerfahrung, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den fünfziger Jahren, Hamburg: Ergebnisse Verlag.

Wirsching, Andreas (2009a), Erwerbsbiographien und Privatheitsformen: Die Entstandardisierung von Lebensläufen, in: Raithel, Thomas, Andreas Rödder und Andreas Wirsching (Hg.), Auf dem Weg in eine neue Moderne? Die Bundesrepublik Deutschland in den siebziger und achtziger Jahren, München: Oldenbourg, 83-97.

Wirsching, Andreas (2009b), Konsum statt Arbeit? Zum Wandel von Individualität in der modernen Massengesellschaft, Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 57: 2, 171-199.

Wirsching, Andreas (2011), From Work to Consumption. Transatlantic Visions of Individuality in Modern Mass Society, Contemporary European History 20: 1, 1-26.

Wupper-Tewes, Hans (2002), Die Normalisierung industrieller Arbeit. Leistung, Norm und Gesundheit in der Rationalisierungsbewegung der Weimarer Republik, in: Bröckling, Ulrich und Eva Horn (Hg.), Anthropologie der Arbeit, Tübingen: Gunter Narr Verlag, 97-107.

Peter-Paul Bänziger, Kontakt: peter-paul.baenziger@uzh.ch; Dr. phil., Visiting Scholar an der Columbia University, New York. 2008 Promotion in Zürich mit einer sexualitäts- und mediengeschichtlichen Arbeit; Forschungsaufenthalte in Paris, Wien und Köln. Arbeitet an einer Habilitationsschrift zur Geschichte des »betriebsamen Menschen« im Fordismus. Forschungsschwerpunkte: Körper-, Medien- und Wissensgeschichte, Geschichte von Arbeit und Konsum, Theorie und Methodologie der Geschichtswissenschaft.

Body Politics 1 (2013), Heft 1, S. 41-69

Arbeitsfreude und Tanzwut im (Post-)Fordismus

Astrid Kusser

English abstract: Black dances became popular in Europe and the United States not because they were exotic or different, but because they enabled a polemical attitude towards (self-)exploitation under modern regimes of mass labor. While the capacity of bodies to communicate and cooperate freely was increasingly supervised and instrumentalized on the shopfloor by disciplinary arrangements and racist discourses, people reappropriated it on the dancefloor in radically experimental and non-instrumentalist ways. The aesthetics and techniques of black diaspora dances constituted a vast repertoire of polemical movements and attitudes questioning the idea of self-liberation through work. Today, this history offers new perspectives on post-Fordist subjectivities and their work ethics. By assembling a diverse body of sources from early cinema to the 1980s Hollywood dance movies, from picture postcards to popular scientific publications and caricatures, the article shows that dancing was not the "other" of work in modern times.

In der Geschichtsschreibung zum Verhältnis von Tanzen und Arbeiten im Fordismus stechen einige kulturelle Artefakte und Institutionen heraus. Sie hatten meist nur kurz Bestand, stehen aber prototypisch für die veränderte Alltagskultur der 1920er und 1930er Jahre: die Revuegirls, der Tanzmarathon und die Eintänzer_innen.[1] Tanzende Körper als Massenornament, das rein instrumentelle Verhältnis zum Tanzen als Broterwerb oder Tanzen als Spektakel totaler Selbstverausgabung sind Metaphern für die Unterwerfung des Einzelnen unter die industrialisierte Massengesellschaft geworden. Die innovativen Analysen der Populärkultur durch die Kritische Theorie der 1920er und 1930er Jahre beschäftigten sich mit diesen Phänomenen ebenso wie zeitgenössische Filme. Wie soll man noch die Verhältnisse zum Tanzen bringen, wo sie sich doch gerade tanzend reproduzieren? Immer wieder geht es in *Metropolis* (Deutschland 1927, R: Fritz Lang) oder in *Moderne Zeiten* (USA 1936, R: Charles Chaplin), aber auch in weniger intellektuellen Filmen wie *Die Königin der Revue* (Frankreich 1927, R: Joe Francis) um die Fra-

1 Vgl. Siegfried Kracauer: Das Ornament der Masse, in: ders.: Das Ornament der Masse. Essays, Frankfurt am Main 1977, S. 50-63; Billy Wilder/Ulrich Tukur: Herr Ober, bitte einen Tänzer! Aus dem Leben eines Eintänzers, Düsseldorf 2000 (Hör-CD); Paul G. Cressey: The Taxi-Dance Hall. A Sociological Study in Commercialized Recreation and City Life, Chicago 1932; zum Phänomen Tanzmarathon vgl. Ernst Bloch: Wut und Lachlust [1929], in: ders.: Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt am Main 1985, S. 46-49 und They Shoot Horses, Don't They? (USA 1969, R: Sydney Pollack).

bodypolitics.de | doi.org/10.12685/bp.v1i1.1430 | CC-License BY-NC-ND 3.0

ge, was eigentlich der Unterschied zwischen Körper und Maschine, zwischen lebendiger und toter Arbeit, zwischen Arbeitsfreude und Arbeitswahn ist. Die dabei aufgeführte Subjektivität schwankt zwischen Selbstverwirklichung und Selbstaufgabe.

Antonio Gramsci schrieb Anfang der 1930er Jahre, die neue Form der Organisation von industrieller Arbeit im Fordismus werde auch die Reorganisierung der privatesten Bereiche des Alltags der Arbeiter nach sich ziehen. Für die komplizierten Rituale der Annäherung zwischen den Geschlechtern würden die Arbeiter schon bald keine Zeit mehr haben, kündigte er an. Die ganze Organisation der Sexualität müsse umgebaut werden.[2] In der Rückschau war diese Prognose zumindest teilweise zutreffend. Als historische Erzählung läuft sie aber Gefahr, eine Art passive Anpassung von Körpern, Lüsten und Begehrensstrukturen an die Anforderungen (post-)industrieller Produktion nachzuzeichnen.

Auch im Werk Michel Foucaults gibt es Momente, die eine solche Perspektive nahelegen: Die Geschichte schreibt sich als Prozess gewaltsamer Kolonisierung in die Körper ein.[3] Foucault wollte den Körper aber nicht auf eine passive Einschreibfläche reduzieren und betonte deshalb auch seine utopische Qualität. Die Körper produzieren beständig ihre eigenen Quellen des Fantastischen. Maskiert, geschminkt oder tätowiert treten sie in Kontakt mit "geheimen Mächten" und ermöglichen Kommunikation mit "der Welt der Anderen".[4]

Dieser Artikel greift Foucaults Intervention auf und betont das Vermögen des Körpers, Kontakt mit Bewegungen aufzunehmen, die den Begriffshorizont und die ökonomische Rationalität eines bestehenden gesellschaftlichen Zusammenhangs überschreiten. Zugleich soll dieses Vermögen entmystifiziert werden. Geheime Mächte in der Welt der Anderen – das sollte nicht als Verweis auf fremde Kulturen oder gar Gespenster verstanden werden, sondern auf minoritäre Anteile der Geschichte. Aus dieser Perspektive lässt sich die Frage neu stellen, warum sich um 1900 rund um den Atlantik Menschen mit Tänzen beschäftigten, die in der Auseinandersetzung mit der atlantischen Sklaverei entstanden waren und mit ihrem Erbe, Rassismus und Segregation.[5] Der Grund ist nicht ein etwaiges Tanzfieber, das ausgebrochen ist. Die Tänze wurden auch nicht deshalb populär, weil sie exotisch oder primitiv waren.

2 Antonio Gramsci: Amerika und Europa, Hamburg 2007, S. 49-85, besonders S. 56 ff. Vgl. auch den Beitrag von Peter-Paul Bänziger in diesem Heft.

3 Vgl. Michel Foucault: Nietzsche, Genealogie, Historie, in: ders.: Dits et Ecrits. Schriften, Bd. 2, Frankfurt am Main 2002, S. 166-191, hier: S. 74.

4 Vgl. Michel Foucault: Die Heterotopien. Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge von 1966, Frankfurt am Main 2005, S. 28-31.

5 Vgl. ausführlich dazu Astrid Kusser: Körper in Schieflage. Tanzen im Strudel des Black Atlantic um 1900, Bielefeld 2013 (im Druck).

Im Gegenteil waren sie als Paartänze dem europäischen Vorbild mit signifikanten Unterschieden ähnlich. Sie waren eher avanciert, weil die Erfahrung der modernen Sklaverei schon viel länger ein entfremdetes Verhältnis zur Arbeit erzwungen hatte.[6] Eine Besonderheit dieser Tänze war ihr polemischer Charakter, der die Bewegungen stets provokativ zwischen Erwünschtem und Verhasstem, zwischen Wiederholung und Veränderung oszillieren ließ.[7] Besonders gut lässt sich das anhand des Cakewalks, des ersten schwarzen Modetanzes, verdeutlichen, was im ersten Teil des vorliegenden Textes gezeigt werden soll. Der zweite Teil untersucht, wie Tanzen im (Post-)Fordismus nutzbar gemacht werden sollte, um neue, ökonomisch rationale Subjektivitäten zu fabrizieren. Es zeigt sich, dass die Gegenwart den Fordismus ebenso wenig hinter sich lässt, wie die freie Lohnarbeit die Erfahrung der Sklaverei hinter sich gelassen hat. Lineare Erzählungen des Fortschritts (oder des Verfalls) produzieren stets Mythen, Surrogate, Ersetzungen, um das, was sich der Vereinnahmung und Vereinheitlichung sperrt, zu integrieren. So lassen sich postkoloniale Elemente in der Alltagskultur von Fordismus und Amerikanismus herausarbeiten. Gibt es in der Rede von Postfordismus heute gar eine heuristische Parallele zum Konzept des Postkolonialen und seinem Versuch, die Gegenwart jenseits linear gedachter Narrative von Fortschritt oder Verfall zu beschreiben?[8]

Wie viele Anfänge der Moderne?

Der Film *Arbeiter verlassen die Lumière-Werke in Lyon* (Frankreich 1895, R: Louis Lumière) ist ein in der Filmgeschichte vielzitierter Anfangspunkt des modernen Kinos. Der Film zeigt ein sich öffnendes Fabriktor, aus dem Menschen strömen, die sich zügig nach zwei Seiten hin von der Fabrik wegbewegen. Darauf Bezug nehmend fragt sich Harun Farocki in seinem Text "Arbeiter verlassen die Fabrik", was die Leute nach der Arbeit so schnell auseinander treibt, was verhindert, dass sie sich vor der Fabrik versammeln. Er überlegt, ob die Kamera die Arbeiter auch anders darstellen könnte, wenn sie aus der Fabrik kommen. Sie könnten auch

6 Vgl. Joel Dinerstein: Swinging the Machine. Modernity, Technology and African American Culture between the World Wars, Amherst MA/Boston MA 2003; Leroi Jones: Blues People. Schwarze und ihre Musik im Weißen Amerika, Wiesbaden o.J.

7 Vgl. William D. Pierson: A Resistance too Civilized to Notice, in: Gena Dagel Caponi (Hg.): Signifyin(g), Sanctifyin', & Slam Dunking. A Reader in African-American Expressive Culture, Amherst MA 1999, S. 348-369.

8 Vgl. Sandro Mezzadra: Wie viele Geschichten der Arbeit? Für eine Theorie des postkolonialen Kapitalismus, in: Transversal 1/2012, http://eipcp.net/transversal/0112/mezzadra/de.

durch die Straße tanzen oder einen Streik organisieren. Doch dieses Bild lässt ihn an den choreografierten Marsch der Arbeiter in Fritz Langs *Metropolis* denken, die mit gesenktem Kopf und kleinen ruckelnden Schritten in die großen Lastaufzüge marschieren, die sie in die unterirdischen Fabriken transportieren. Langs Prophezeiungen hätten sich aber nicht bewahrheitet, so Farocki, denn "die Fabrikherren sind nicht auf eine einheitliche Erscheinung der Arbeitssklaven aus."[9]

Sklaverei ist hier eine Metapher für die Unterwerfung von Menschen unter die Rationalität industrieller Arbeit. Wechselt man die Perspektive und geht von der tatsächlichen Erfahrung der modernen Sklaverei aus, zeigt sich, wie unpassend der Vergleich ist. Es gab für Sklaven keinen Feierabend, an dem man auseinandergehen konnte. Umgekehrt stellt sich die Frage, ob die Alltagskultur der Fabrikarbeit das Politischwerden dieser Arbeitserfahrung wirklich nur verhinderte. Um 1900, gleichzeitig mit den Anfängen des modernen Kinos, begann in Europa auf den populären Tanzflächen die Auseinandersetzung mit einer Tanzkultur, die im Überleben von Sklaverei und Arbeitszwang entstanden war.

Der erste der dabei entstandenen Modetänze hieß Cakewalk. Er war damals nicht nur Bühnenspektakel, sondern avancierte um 1900 rund um den Atlantik zu einem Modetanz, den viele, diesseits und jenseits der Color Line, erlernen und auf ihren Bällen nachtanzen wollten. Angeblich war einst ein Kuchen der Preis für das beste Tanzpaar in einem als Wettbewerb ausgerichteten Unterhaltungsprogramm gewesen, daher der Name Kuchentanz oder wörtlich Kuchengang.[10] Für ein paar Jahre fand der Cakewalk Eingang in den europäischen Gesellschaftstanz und löste allenthalben Verwirrung aus – was war das, ein amerikanischer Tanz, ein moderner Tanz, grotesk, exzentrisch, barbarisch, afrikanisch? Viele waren von der neuartigen Beweglichkeit der Hüften, Knie, Arme und Köpfe begeistert und wollten gerne die oft noch von Tanzmeistern überwachte Ordnung der Tanzfläche gegen diesen Tanz eintauschen. Andere sahen die ersten Zeichen des Untergangs der kolonialen Ordnung am Horizont aufscheinen, wenn Weiße im Rhythmus der Schwar-

9 Harun Farocki: Arbeiter verlassen die Fabrik, in: ders.: Nachdruck, New York/Berlin 2001, S. 231-247, hier: S. 237.

10 Davinia Caddy: Parisian Cake Walks, in: 19th-Century Music 2007 30 (3), S. 288-317; Rae Beth Gordon: Fashion and the White Savage in the Parisian Music Hall, in: Fashion Theory 2004 8 (3), S. 267- 300; dies.: Natural Rhythm. La Parisienne Dances with Darwin, 1875-1910, in: Modernism/Modernity 2003 10 (4), S. 617-656; Mara Guesnet: La Folie du Cake Walk. Tanz und Race in Paris um 1900, unveröffentlichte Staatsexamensarbeit, Historisches Seminar, Universität Köln 2011.

zen tanzten.[11] Mit dem Cakewalk begann die grundlegende Transformation eines kulturellen Repertoires, das konstitutiv für die Herstellung einer bürgerlichen Subjektivität war. Der Gesellschaftstanz hatte im 19. Jahrhundert bäuerliche Kultur sublimiert und aristokratische Vorlagen angeeignet. Frühere transatlantische Verbindungslinien waren nach der französischen (und haitianischen) Revolution abgerissen. In diesem Rahmen erschien der Cakewalk wie ein merkwürdiger Wiedergänger aus einer vergessenen Epoche – der atlantischen Sklaverei.[12]

1902 filmte Louis Lumière in Paris eine Gruppe von Tänzer_innen, die mit diesem Tanz im Nouveau Cirque, einem lokalen Varieté, auftraten. Sie führen eine eigentümlich veränderte Promenade vor, unterschiedliche Arten, sich tanzend fortzubewegen, zu gehen, wie der Name des Tanzes andeutet. Im Film *Le Cakewalk Au Nouveau Cirque* treten zuerst zwei Männer in eleganter Abendgarderobe auf, einer von ihnen trägt Frauenkleider, der andere Gehrock, Spazierstock und Zylinder.[13] Dann treten zwei Kinder auf, zwei weiße Frauen ganz in Weiß folgen. Eine von ihnen trägt Männerkleider, und zwar Kniebundhosen zum Frack. Dann kommen ein weißer Mann und eine weiße Frau auf die Bühne.[14] Sie trägt ein langes Kleid, er einen grotesk ausgestellten Gehrock. Der Tanz wird immer ausgelassener. Bei den ersten Paaren schwankte er noch zwischen Komik und Eleganz, mit dem letzten Paar werden die Bewegungen ausladender, bis schließlich die Tänzerin dieses Duos ihren ganzen Oberkörper rhythmisch bewegt, sodass ihre langen dunklen Haare aus dem Dutt rutschen. Sie tanzt einfach weiter, in einer Bewegung, die dem *Headbanging* bei Heavy-Metal-Konzerten ähnelt. Am Ende des Films, nachdem alle nacheinander auf diese neue Art und Weise gegangen sind, kommen die Tänzer_innen schließlich zu einem großen Finale zusammen und tanzen – wieder jede_r nach ihrer oder seiner Fasson – zusammen im Kreis. Gerade in ihrer Unterschiedlichkeit erzeugen sie einen außerordentlichen Schwung.

11 Vgl. Astrid Kusser: Cakewalking the Anarchy of Empire, in: Volker Langbehn (Hg.): German Colonialism, Visual Culture and Modern Memory, New York u.a. 2010, S. 87-104.

12 Vgl. Astrid Kusser: Cakewalking. Fluchtlinien des Schwarzen Atlantik, in: Ilka Becker/Michael Cuntz/Astrid Kusser (Hg.): Unmenge. Wie verteilt sich Handlungsmacht? München 2008, S. 251-281.

13 Aufgrund unklarer Bildrechte muss hier auf den Abdruck von Stills aus dem Film verzichtet werden.

14 Es treten nacheinander auf: "Les (Joyeux) Nègres", Fredy und Rudy Walker, ein unbekanntes Tanzpaar, Les Elks und Les Soeurs Pèrès. Die Namen sind nicht im Film dokumentiert, sondern auf zeitgenössischen Postkarten, mit denen die Tänzer_innen Werbung machten. Solche Postkarten zirkulierten in ganz Europa und waren äußerst populär (vgl. Abb. 1 und 2). Heute finden sie sich in der Sammlung *Kolonialismus und schwarze Diaspora auf Bildpostkarten*, Digitale Sammlungen, Universität Köln.

Der Cakewalk entstand während der Sklaverei in den Amerikas. Er verkehrte die Vorlagen des europäischen Gesellschaftstanzes, die Formationstänze der Quadrillen, der Contretänze, des Cotillon. Hier führte immer der Kopf, die Haltung war möglichst aufrecht und strebte vom Boden weg. Gerade die Formationstänze des europäischen Gesellschaftstanzes waren auf Repräsentation angelegt. Sie sollten die gute Ordnung der Gesellschaft darstellen, in der alles an seinem Platz war. Aus der Perspektive von Sklaven hingegen, die in den Amerikas den Cakewalk erfanden, war nichts an seinem Platz. Alles war verkehrt. Die einen hatten alles, die anderen nichts. Sklaven sahen sich auf den Status kapitalintensiver Investition reduziert. Ihre Körper waren wertvoll, weil sie ein Reservoir für Arbeitskraft waren.

Tanzen war etwas, das die meisten Sklavenhalter nicht ganz verbieten konnten. Im Gegenteil, sie förderten es in gewissem Rahmen. Denn seit der mörderischen Überfahrt auf den Sklavenschiffen war klar, dass dem unbeschränkten Zugriff auf die Arbeitskraft der Menschen Grenzen gesetzt waren. Die Verschleppten wehrten sich mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln. Und eines davon war, die Lebensfreude zu verlieren, das Essen zu verweigern, lieber zu sterben, als in Sklaverei zu leben.[15] Angeblich brachten schon die Kapitäne von Sklavenschiffen während der Überfahrt die Fracht in kleinen Gruppen an Deck, um sie dort tanzen zu lassen. Tanzen war im *Black Atlantic* nie einfach Freiheit, sondern eine Körperpraxis, um die Grenze des Zugriffs auf den Körper als virtuellen Träger der Arbeitskraft zu verhandeln.[16]

Wenn nun auf den Plantagen die Sklaven die Tänze ihrer Herren imitierten, in abgelegten Kleidern, die sie von diesen erhalten hatten, wenn diese dabei zuschauten und über die merkwürdig veränderten Figuren lachten, stand die Frage im Raum, was eigentlich der Unterschied zwischen ihnen war. Tänze wie der Cakewalk ermöglichten eine Form von Kommunikation, in der Dinge thematisiert wurden, über die nicht gesprochen werden konnte. Dies verlieh der Situation ihre spezifische Spannung. Die Ästhetik, die dabei entstand, war weder afrikanisch noch europäisch, sondern polemisch: diese schlaff nach unten hängenden, schlenkernden Hände, die partielle Versteifung des nach hinten gekippten Oberkörpers. Sie wurden zu Ikonen des Cakewalks, eine Konstruktion, die dem Tanz selbst nicht gerecht wurde, aber einen Aspekt markierte, der vielen Zeitgenoss_innen besonders relevant erschien.

15 Marcus Rediker: The Slave Ship. A Human History, New York 2007.

16 Vgl. Astrid Kusser, Körper in Schieflage. Skizzen einer Genealogie von Tanzen und Arbeiten im Black Atlantic, in: Marianne Pieper u.a. (Hg.): Biopolitik – in der Debatte, Wiesbaden 2011, S. 275-304.

Der Cakewalk war ein Wettbewerbstanz: Die Tanzpaare traten in dieser radikalisierten Promenade gegeneinander an. Zwei Fähigkeiten sollten miteinander in Einklang gebracht werden: Elegant einherschreiten, Haltung zeigen, als gehöre einem die Welt; und improvisierte, virtuose Breaks einbauen, mit überraschenden Drehungen, schlackernden Knien, Posen im Verhältnis zum Partner und zum Publikum. Häufig finden sich Bewegungen, bei denen der Oberkörper stark nach hinten gebeugt ist. Auf Zehenspitzen werden weit ausholende Schritte ausgeführt. Dieser Körper in Schieflage macht gigantische Schritte nach vorne, doch wo geht es eigentlich lang, scheint sich der Kopf zu fragen, der oft zur Seite blickt und mit dem Publikum kommuniziert, als wundere er sich lachend, wo die Beine gerade hinmarschieren (vgl. Abb. 1 und 2).

Abb. 1: Die fotografische Postkarte wurde 1903 in Berlin produziert (Fotostudio Becker & Maass). Sie zeigt zwei afroamerikanische Tänzerinnen, die gerade mit dem Cakewalk in der Stadt waren (Sammlung *Kolonialismus und schwarze Diaspora auf Bildpostkarten*, Digitale Sammlungen, Universität Köln).

Üblicherweise hat die Tanzgeschichte einen Tanz nach dem anderen in einer linearen Erzählung abgehandelt. Der Cakewalk markierte den Einbruch schwarzer Kultur in Europa. Doch Polka, Schieber, Cakewalk, Tango, One Step, Two Step, Turkey Trot, Grizzly Bear, all die Tänze der Jahrhundertwende setzten sich mit dem Gehen auseinander, experimentierten mit Körperisolation, Breaks und Improvisation (vgl. Abb. 3). Anders als im europäischen Gesellschaftstanz üblich, gab es auf diesen Tanzflächen keine Tanzmeister mehr, die das Geschehen überwachten,

die Tanzrichtung vorgaben und Formationstänze wie die Quadrille ansagten, eines der Vorbilder des Cakewalk. Verhielten sich Tanzpaare davor oft wie Kreisel, die, einmal aufgezogen, immer dieselbe Bewegung vollführten und von der Bahn nur abwichen, um Kollisionen zu verhindern, war nun jede Bewegung improvisiert. Es ging nicht mehr im Kreis, sondern kreuz und quer. Nicht mehr nur aufrecht, sondern schief und schräg, gekippt oder verdreht. Im Tango verwandelte sich das Tanzpaar in einen merkwürdigen Vierfüßler, der koordinierte und eigensinnige Bewegungen zugleich vollbringen konnte. Wer lernte, so zu führen oder sich so führen zu lassen, konnte mit allen möglichen Leuten tanzen, auch wenn sie aus verschiedenen Teilen der Welt stammten und mit unterschiedlichen Tanztraditionen aufgewachsen waren. Außerdem ermöglichte diese Tanztechnik, flexibel auf Rhythmen zu reagieren, die überall im Alltag entstanden – bei der Arbeit, im Straßenverkehr, im Zusammenleben mit Maschinen – und neue Fragen über das Verhältnis von Rhythmus und Takt aufwarfen.[17]

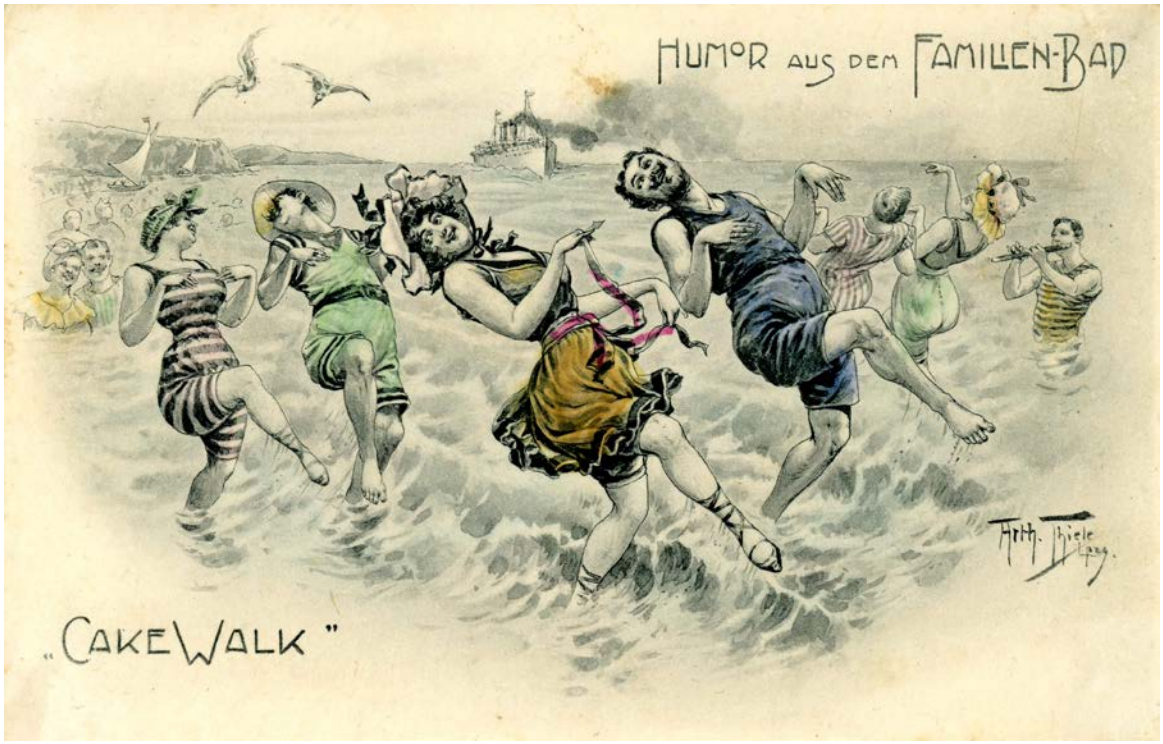


Abb. 2: Die Postkarte wurde um 1905 in Deutschland produziert (Zeichnung: Arthur Thiele), 1907 von Zopot in Ostpreußen nach Magdeburg verschickt (Sammlung *Kolonialismus und schwarze Diaspora auf Bildpostkarten*, Digitale Sammlungen, Universität Köln).

17 Fritz Giese: Girlkultur. Vergleiche zwischen amerikanischem und europäischem Rhythmus und Lebensgefühl, München 1925, S. 25; Martin Gleisner: Tanz für Alle. Von der Gymnastik zum Gemeinschaftstanz, Leipzig 1928, S. 38.

Traditionell war Rhythmus in der europäischen Musik als Takt organisiert. Die Synkope, die im Ragtime mit der in der Marschmusik erwarteten Organisation von getaktetem Rhythmus spielte, machte klar, dass innerhalb oder unterhalb der Takte noch ganz andere Rhythmen möglich waren. Weil in der Synkope das alte Schema noch erkennbar war, was Erwartungen erzeugte, ohne sie zu erfüllen, entstand ein eigentümlicher Schwung, der vielen rätselhaft attraktiv, mithin ansteckend erschien. Doch die Ausbreitung neuer Tänze lässt sich nicht, wie oft angenommen, allein auf rhythmische oder musikalische Innovationen reduzieren. Tanzen und Musik inspirierten sich gegenseitig.[18]

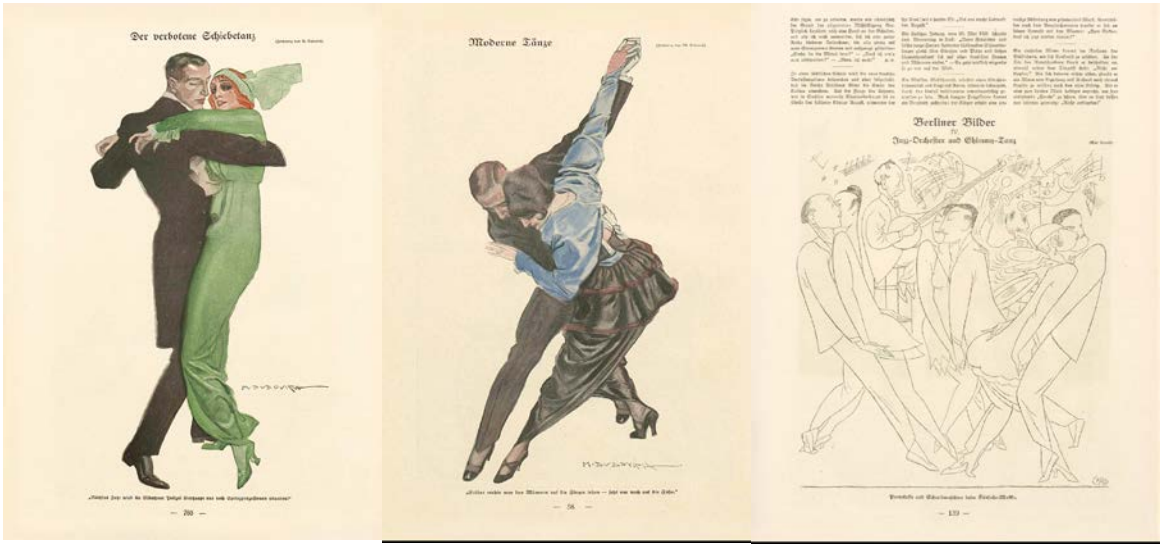


Abb. 3: Karikaturen aus der Zeitschrift Simplicissimus. Bild 1: "Der verbotene Schiebetanz. Nächstes Jahr wird die Berliner Polizei überhaupt nur noch Springprozessionen erlauben", 3.2.1913, Zeichnung: Marcello Dudovich; Bild 2: "Moderne Tänze. Früher musste man den Männern auf die Finger sehen, jetzt nur noch auf die Füße", 27.4.1914, Zeichnung: Marcello Dudovich; Bild 3: "Berliner Bilder: Jazz Orchester und Shimmy-Tanz", 8.6.1921, Zeichnung: Karl Arnold.[19]

18 Vgl. Tom Davin: Conversation with James P. Johnson, in: Jazz Review 1959 (July), S. 10-13; Brian Harker: Louis Armstrong, Eccentric Dance, and the Evolution of Jazz on the Eve of Swing, in: Journal of the American Musicological Society 2008 61 (1), S. 67-122.

19 Quelle: www.simplicissimus.info. Tanzmeister, Polizei und Richter maßregelten Tanzpaare vor dem Ersten Weltkrieg bisweilen wegen groben Unfugs, wogegen sich die Betroffenen heftig zur Wehr setzten. Es kam vereinzelt sogar zu Gerichtsverfahren, weil die Tanzenden partout die Tanzfläche nicht räumen, ihre Art zu tanzen aber auch nicht ändern wollten.

Wurde der Cakewalk wie eine Promeande in offener Paarhaltung getanzt, gingen die nachfolgenden Tanzmoden von der engen Paarhaltung aus, die in der Polka entstanden war. In Step- und Trot-Tänzen glichen sich die Bewegungen von Mann und Frau, Führendem und Folgender einander an, aber nicht, um miteinander zu verschmelzen oder sich um sich selbst zu drehen wie im Walzer,[20] sondern um neue Formen von Kommunikation und Kooperation zu erproben. Waren sich Kopf, Schultern und Arme nah, gab es beispielsweise eine neue Beinfreiheit von der Hüfte an abwärts. Das ganze ließ sich aber auch umkehren: Wenn Beine und Hüfte einander stabilisierten, konnte der Oberkörper eines Partners plötzlich nach hinten oder zur Seite kippen.

Experimente in diese Richtung hatten nicht erst mit Cakewalk oder Tango begonnen, sondern waren an verschiedenen Orten rund um den Atlantik gleichzeitig entstanden, nicht zuletzt in Europa mit Polka und Schiebetänzen, die bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zuge der Migration in die Amerikas kamen, wo sie in den urbanen Zentren der internen und externen Migrationen auf die Tänze der schwarzen Diaspora trafen.[21] Ein Artikel in der Zeitschrift "Die Elegante Welt" von 1912 beschreibt dieses neue Verhältnis zwischen den Tanzpartnern, die flexibel aufeinander reagierten. Das Tanzpaar steht sich sehr nahe, alle Körperteile nehmen Informationen im Führen und Folgen auf. Die Folgende erspürt die Führung, der Führende fügt seine Impulse perfekt in diesen Bewegungsfluss ein. Nur so seien die spontanen, improvisierten, oft gegenläufigen Bewegungen der neuen Tänze möglich.[22] In der afrikanischen Tanztradition berühren sich die Tanzenden dagegen so gut wie gar nicht. Hier passierte also in doppelter Hinsicht etwas Neues, auch aus der Perspektive der Kultur der schwarzen Diaspora.[23]

Wie viele Geschichten der Arbeit?

Der Fokus auf Kommunikation und Kooperation beim Tanzen hat eine eigentümliche Resonanz mit Quellen aus der Geschichte der Arbeit, die dokumentieren, wie in der Industrialisierung ein instrumentelles Verhältnis zur Arbeit durchgesetzt wurde. "Erträglich machten ein anderer

20 Vgl. Remi Hess: Der Walzer. Geschichte eines Skandals, Hamburg 1996.

21 Vgl. zum Schiebetanz Astrid Eichstedt/Bernd Polster: Wie die Wilden. Tänze auf der Höhe ihrer Zeit, Berlin 1985.

22 K.O. Ebner: Von der Quadrille zum "Turkey Trot". Eine Tanzstudie, in: Elegante Welt 1912 (8), S. 14-16.

23 Astrid Kusser: Das Tanzpaar, in: Netzwerk Körper (Hg.): What Can a Body Do? Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften, Frankfurt am Main/New York 2012.

Kollege und ich uns die Arbeit dadurch, daß wir den Kopf oben gewissermaßen nicht wissen ließen, was unten die Hände taten, daß wir, wie wir es oft kennzeichneten, in Tischhöhe Kulis, in Schulterhöhe Philosophen waren." So beschrieb ein ungelernter Hilfsarbeiter 1927 in Deutschland sein Verhältnis zu seiner Arbeit, die ihm als "nervtötende Idiotie" erschien.[24]

Das Zitat stammt aus dem Buch "Der Kampf um die Arbeitsfreude", das der Sozialpsychologe Hendrik de Man auf der Basis von schriftlichen Interviews mit 78 Industriearbeitern zusammenstellte, die sich an der 1921 gegründeten Akademie der Arbeit in Frankfurt am Main fortbildeten. Viele der Interviewten gaben an, dass sie während der Arbeitszeit lasen, im Kopf Briefe oder Gedichte formulierten oder französische Verben konjugierten, soweit der Arbeitsprozess ein solches Abschweifen der Aufmerksamkeit zuließ.[25] Manche griffen heimlich in den Arbeitsprozess ein, um sich solche Zeiträume zu verschaffen. Andere sangen mit ihren Kollegen bei der Arbeit, um sich die Zeit oder die Müdigkeit zu vertreiben und einen gemeinsamen Arbeitsrhythmus zu finden.[26] Die neuartige Nähe zu lauten und staubigen Maschinen machte diese Autonomie der Gestaltung aber oft unmöglich und die Arbeiter berichteten, wie sie unter der Einwirkung dieser Maschinen auf ihre Körper und Sinne litten.[27] Das lag aber nicht per se an den Maschinen, sondern an ihrem Gebrauch und der Organisation der Arbeit. Denn vereinzelt finden sich auch Stimmen, die von einer Affizierung durch den Rhythmus der Maschinen berichten – während seine Druckermaschine rattere und ihre Arbeit verrichte, schreibe er besonders gerne seine politischen Artikel, berichtete einer. Der fremde Rhythmus bringe einen besonderen Schwung in sein Schreiben. Er beschrieb eine eigentümlich emotionale Beziehung zu "seiner" Maschine, für die er sich verantwortlich fühlte

24 Hendrik de Man: Der Kampf um die Arbeitsfreude. Eine Untersuchung auf Grund der Aussagen von 78 Industriearbeitern und Angestellten, Jena 1927, S. 12.

25 De Man, Kampf um die Arbeitsfreude, S. 16; S. 13; S. 96; S. 109.

26 Der Sozialökonom Karl Bücher untersuchte in seinem populären Buch "Arbeit und Rhythmus" die Verwandlung bestimmter Arbeitsprozesse in rhythmische Bewegungen und Tänze und interessierte sich quer durch Zeiten und geografische Räume für diesen Zusammenhang. Er war überzeugt, dass Freude bei der Arbeit nur dann entstehen könne, wenn über Rhythmus, Tempo, Dauer und Intensität der Arbeit frei oder zumindest gemeinschaftlich entschieden werde. Er warnte davor, dass die industrielle Produktion diese Verwandlung gleichförmiger, gemeinschaftlicher Arbeit verunmögliche und die Menschen den Maschinen unterwerfe. Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus, Leipzig 1924 [1897]. Vgl. auch Inge Baxmann u.a. (Hg.): Arbeit und Rhythmus. Lebensformen im Wandel, München 2009.

27 Vgl. besonders die Interviews mit den Kesselschmieden in: De Man, Kampf um die Arbeitsfreude, S. 79-84.

und mit der er litt, wenn sie schlecht lief. "Ein wirres Bild dies alles", kommentierte er sein ihm selbst seltsam erscheinendes Mitgefühl.[28]

De Man hatte explizit nach den Gefühlen bei der Arbeit gefragt, am Arbeitsplatz, gegenüber Kollegen und Vorgesetzten und auch im Verhältnis zu Maschinen und Werkzeugen. Er legte den Befragten nahe, ihre Gefühle entlang der Kategorien Arbeitsfreude und Arbeitsunlust zu ordnen, und wollte wissen, welche Maßnahmen die Arbeitsfreude in ihrem Fall steigern könnten. Die Interviewten gaben bereitwillig Auskunft, rationalisierten ihre zeitweilige Arbeitsunlust und listeten ihre Tätigkeiten außerhalb der Arbeit auf. An Feierabenden und Wochenenden waren viele politisch aktiv, manchen blieb "kaum Zeit zu ordentlichem Essen und ausreichender Nachtruhe."[29] An den Sozialismus, für den viele von ihnen kämpften, stellten sie die Erwartung, die Arbeit in Zukunft besser zu organisieren und alle Arbeitenden egalitär und rational zu behandeln. De Man betonte, dass die von ihm Befragten nicht repräsentativ seien: Die meisten waren Gewerkschaftsmitglieder und politisch aktiv. Um das Bild zu vervollständigen, druckte er deshalb zwei weitere Erfahrungsberichte ab, von einem Betriebsratsmitglied, das Konflikte zwischen den Beschäftigten schlichtete, und von einem Arbeiter, der besonders auf das riskante Sexualverhalten seiner Kollegen abhob, das sie ausführlich am Arbeitsplatz diskutierten.[30] In dieser Quelle ist auch von aggressivem Verhalten unter Kollegen und von sexualisierter Gewalt gegen Kolleginnen die Rede.[31]

Das Buch vermittelt ein komplexes Bild fordistischer Arbeitsorganisation, das den enormen kommunikativen und emotionalen Aufwand betont, den die Industriearbeit während und nach der Arbeit mit sich brachte. Diesen Aufwand legten die Beteiligten oft unentgeltlich und eigensinnig an den Tag, um die Arbeit in ihrem Sinn erträglich zu gestalten. Berufliches und Privates vermischte sich nicht erst durch das Management, das intervenierte und regulierte, sondern war von vornherein Bedingung der Möglichkeit industrieller Arbeit gewesen.[32] Der Unterschied liegt eher darin, dass Subjektivierung im ersten Fall relativ autonom und experimentell vonstatten ging und oft Ergebnisse produzier-

28 De Man, Kampf um die Arbeitsfreude, S. 103.
29 De Man, Kampf um die Arbeitsfreude, S. 102.
30 Vgl. den Anhang "Zwei Charakterbilder der Massen", in: De Man, Kampf um die Arbeitsfreude, S. 115-142.
31 Alf Lüdtke nannte solches Verhalten eigensinnig – es ging in der Rationalität des Arbeitsplatzes nicht auf, war aus der Perspektive der Unternehmensleitung unsinnig und unangebracht. Vgl. ders.: Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg 1993.
32 Vgl. Jakob Tanner: Fabrikmahlzeit, Ernährungswissenschaft, Industriearbeit und Volksernährung in der Schweiz 1890-1950, Zürich 1999.

te, die aus der Perspektive des Managements unproduktiv waren. Beispielsweise betonten die meisten Befragten, wie wichtig ihnen funktionierende Kommunikation und freundschaftliche Beziehungen am Arbeitsplatz waren, um Arbeitsfreude aufkommen zu lassen. Vorarbeiter, Aufseher und Betriebsleiter begegneten diesen Bedürfnissen oft misstrauisch. Sie führten strenge Hierarchien ein, was die Arbeiter als altmodischen Militarismus beklagten. Sie wollten sich bei der Arbeit als ganze Menschen fühlen und wünschten, dass Kooperation und Kommunikation aufmerksam und intelligent organisiert werde.[33]

Wenn Menschen, die nicht die gleiche Sprache sprachen, nicht auf dieselben Traditionen zurückblicken konnten, einander kaum je persönlich begegneten, eine Tanztechnik entwickelten, bei der alle mit allen tanzen können, ermöglichten sie genau das, was sich viele bei der Arbeit wünschten: Kommunikation und Kooperation aufmerksam und intelligent zu organisieren. Vor diesem Hintergrund geht es im Folgenden um die Frage, in welchem Verhältnis die Dynamik der Transformation von Tanztechnik und Tanzästhetik im Gesellschaftstanz zur Arbeitswelt stand. Ich gehe nicht von einer oft unterstellten funktionalen Entsprechung aus – weil sich die Arbeitswelt veränderte, habe sich auch das Tanzen verändert. Tanzflächen waren Konfliktfelder, in denen eine relativ autonome Produktion stattfand, die erst in einem zweiten Schritt – und oft vom Rand der Tanzfläche aus – funktionalisiert werden sollte.[34]

Die Tanzwut der Berlinerin

Hans Ostwald sprach 1905 im Namen eines namenlosen Berliners und behauptete, bei ihm habe alles seine geregelte Stunde. Bei der Arbeit kenne er nichts als die Arbeit und arbeite bis zur Erschöpfung. Nach Feierabend und am Wochenende sei er jedoch ein anderer Mensch und stürze sich ins Nachtleben. Die Tanzlokale seien eine geradezu notwendige Ergänzung zum angestrengten Arbeitsleben. Ostwald greift auf die Metapher des Fiebers zurück, wenn er diese Dynamik beschreibt, und will sie positiv wenden. Die Hitze der Nacht erzeuge Erschöpfung und Abspannung, die einen erfrischenden Schlaf ermögliche, um am nächs-

33 Gleichzeitig entstanden in den 1920er Jahren Expertendiskurse, die genau eine solche Integration forderten und die Fabrik als Ort eines *Social Engineering* verstanden. Vgl. Timo Luks: Der Betrieb als Ort der Moderne. Zur Geschichte von Industriearbeit, Ordnungsdenken und Social Engineering im 20. Jahrhundert, Bielefeld 2010.

34 Vgl. zu solchen Ambivalenzen zeitgenössischer Körperkulturen auch den Beitrag von Noyan Dinçkal in diesem Heft.

ten Tag wieder bis zur Erschöpfung arbeiten zu können.[35] Doch diese Konstruktion ist paradox und Ostwalds Text wird ständig von Gespenstern der Überanstrengung, der Verwesung und des Todes heimgesucht.

Besonders ist dies dort der Fall, wo er die Präsenz von Frauen im Nachtleben diskutiert. Ostwald wurde auf seinen Streifzügen immer wieder von Frauen angesprochen, was seine Position als stummer Beobachter unmöglich machte. Animierdamen wollten ihn zum Trinken ermuntern, weibliche Gäste bettelten ihn um Kleingeld für Getränke, Garderobe oder eine Droschke an. Sexarbeiterinnen suchten ihre Kunden. Andere Frauen wollten hingegen nur Tanzen, und zwar mit wechselnden Partnern. Wieder andere suchten einen Mann fürs Leben. Es ging entweder um Geld oder Gefühle oder beides zugleich. Ostwald konnte oft nicht gleich erkennen, wer was wollte und um welches Projekt es gerade ging. So unterstellte er in seinem Text eigentlich allen Frauen, die sich in seinen Augen irgendwie auffällig verhielten, dass sie Sexarbeiterinnen seien. Er beäugte sie misstrauisch und wollte in ihren Gesichtern Spuren von Krankheit, Augenringe, "etwas Verwesendes" ausmachen. Diese Frauen verkörperten das negative Gegenbild zum Mann, der sich von der Arbeit erfrischen wollte. Sie standen für die Gefahr der Ansteckung, für etwas Unkontrollierbares, das in der Aufteilung von Arbeitszeit und Freizeit nicht aufging und auch Ostwalds imaginären Berliner Arbeiter bedrohte. So heißt es auch gleich zu Beginn, die Berlinerin sei von einer großen Tanzwut besessen.

Indirekt dokumentieren diese Ausführungen, wie sich Frauen durch Maskierungen und Täuschungsmanöver der patriarchalen Überwachung zu entziehen versuchten.[36] In einem Balllokal beobachtete Ostwald die Aufführung eines Cakewalks. In der tanzenden Gruppe war eine Frau namens Else, die ihm berichtete, "wenn sie hier monatlich ihre 60 Mark bekomme, könne ihr die Polizei nicht."[37] Sie sei zudem Statistin in einem Theater und arbeite im Sommer im Varieté. Der Text deutet den Arbeitsalltag einer Schauspielerin/Tänzerin an, die zudem mit der Kriminalisierung von Sexarbeit zu kämpfen hatte. In Berlin war Sexarbeit damals nur erlaubt, wenn sie sich in besonderen Zonen und Häusern abspielte. Doch viele suchten ihre Kunden lieber auf eigene Faust in den Theatern und Ballsälen der Stadt. Zudem waren viele Frauen nur ab und zu in der Sexarbeit tätig, wenn sie ihren Lebensunterhalt gerade nicht

35 Hans Ostwald: Berliner Tanzlokale. Bd. 4 der Berliner Großstadtdokumente, Berlin/Leipzig 1905, S. 5f.

36 Vgl. die Beschreibung von Witwenbällen, auf denen alle möglichen Frauen eine Freiheit genießen wollten, die offiziell nur Witwen zustehen sollte: Ostwald, Berliner Tanzlokale, S. 83.

37 Ostwald, Berliner Tanzlokale, S. 76.

anders verdienen konnten. Frauen verdienten in dieser Zeit durch Lohnarbeit ohnehin oft zu wenig, um selbständig davon leben zu können.[38] Ob Else in diesem Bereich arbeitete oder nicht, bleibt unausgesprochen. Jedenfalls musste sie sich, wie viele berufstätige Frauen, mit der Kriminalisierung von Sexarbeit herumschlagen.

Ostwalds Buch durchzieht ein moralisierender Ton, der die Dynamik einer kapitalistischen Gesellschaft verhandelt, die alles in Dinge und Waren verwandelt.[39] Die Fantasie eines missmutig, aber diszipliniert arbeitenden Mannes, der nach der Arbeit plötzlich aufblüht und neue Kraft schöpft, bricht sich in dem Bericht an der Präsenz von Frauen, der Realität der Sexarbeit, den Konflikten um Reproduktionsarbeit und der Institution der Ehe. Diese Komplexität frustrierte Ostwald und er machte die Frauen für seinen Ärger verantwortlich. Indirekt belegt sein Bericht aber, wie Frauen Männer beim Tanzen in die Problematik geschlechtlicher Arbeitsteilung und bürgerlicher Doppelmoral verwickelten.

Im besten Fall wurden Tanzräume dabei zu Räumen der Selbstreflexion. Eine Stelle ist hierbei besonders interessant. Ostwald vermutet, dass die Leute auch deshalb tanzen gingen, um nicht "gefällig plaudern" zu müssen. Von höflicher Aufforderung zum Tanz sei oft keine Rede.[40] Ostwald beschreibt eine Freiheit, die sich die Tanzenden aus dem zufälligen Aufeinandertreffen in einer urbanen Konstellation genommen hatten. Vergleicht man seine Beschreibungen mit dem populären Tanzlehrbuch "Die Schule des Tanzes" von 1906, könnte der Kontrast tatsächlich nicht größer sein. Das Buch ist voller Benimmregeln und verordnet geradezu einen Zwang zum Plaudern. Es war äußerst aufwendig, sich auf einem Ball nach allen Regeln der Kunst zu unterhalten.[41] Die Dynamik von Tanzmoden forderte nicht nur diese Konventionen heraus, sondern ermöglichte, Haltungen und Subjektivitäten aufzuführen, die im gefälligen Geplauder nicht sagbar waren.

38 Frank Bajohr: Die Hälfte der Fabrik. Geschichte der Frauenarbeit in Deutschland, 1914-1945, Marburg 1979, S. 70-87.

39 Ostwald, Berliner Tanzlokale, S. 91: "Warum all dieser Aufwand von Seide, Spitzen, Flitter, Tüll, nackten Schultern, geschminkten und gepuderten Gesichtern? Um bezahlt zu werden. So hoch wie möglich jeden Blick, jede Bewegung, jedes Wort, jede Zärtlichkeit verkaufen zu können."

40 Ostwald, Berliner Tanzlokale, S. 4 u. 80.

41 W. K. von Jolizza: Die Schule des Tanzes. Leichtfaßliche Anleitung zur Selbsterlernung moderner und alter Gesellschaftstänze, Wien/Leipzig o. J. [1906].

Standardtanz und "Girlkultur"

Rund um den Atlantik wollten um 1900 und in den 1910er Jahren viele Menschen schwarze Modetänze lernen – und sie taten es oft gegen den Rat und ohne Unterstützung durch Tanzlehrer_innen und Tanzschulen, die diese Veränderungen erst nicht mittragen wollten. Nach und nach setzten diese Institutionen jedoch eine neue Strategie durch – sie erfanden den modernen Standardtanz und organisierten ihre Schüler_innen als Amateure in Tanzsportvereinen, die Wettbewerb nur untereinander zuließen.[42] Die Leute sollten sich nicht mehr am Bühnentanz orientieren und schon gar nicht an afroamerikanischen Tänzer_innen. Doch was diese Institutionen zu modernen Standardtänzen verarbeiteten, stammte stets aus dem Kontext der schwarzen und subproletarischen Zonen des urbanen Alltags rund um den Atlantik.[43] Die Hegemonie des Standards ergab sich also nicht zwangsläufig aus dem ohnehin standardisierten Leben einer Industriegesellschaft, die das Leben nun auf Arbeitszeit und Freizeit verteilen musste. Sie entstand aus Konflikten und Ambivalenzen, die einen politischen Charakter hatten. Häufig verkoppelten sich dabei antifeministische und rassistische Diskurse.

Ein Beispiel dafür ist das Buch "Girlkultur" des Sozialpsychologen Fritz Giese von 1925. Es nimmt schwarze Modetänze und die Popularität von Revuegirls zum Ausgangspunkt, um über Industrialisierung, Amerikanismus und Frauenemanzipation nachzudenken.[44] Giese war Sozialpsychologe wie de Man, ging jedoch methodisch anders vor. Er interessierte sich wie Siegfried Kracauer[45] für die Bedeutung von Werbung und Tanzrevue und hielt sie für symptomatisch für die Gegenwart. Aber er analysierte diese Gegenwart und ihre Produktionsweise nicht, sondern gab lediglich Anregungen, um ihr Funktionieren zu verbessern. Man müsse sich mit amerikanischer Kultur beschäftigen, weil Deutschland den Weltkrieg verloren habe und von den Siegern lernen müsse.[46] Arbeitsfreude ist hier kein Potential, das den Weg in eine bessere Organi-

42 Hermann Bolz: Tanzsport, Gesellschaftstanz, Turniertanz. Eine Chronik des deutschen Tanzsports unter besonderer Berücksichtigung Kölns, Bd. 1., Köln 1999; Helmut Günther: Tanzunterricht in Deutschland. Eine kultursoziologische Studie, Remscheid 1991; Christian Schär: Der Schlager und seine Tänze im Deutschland der 1920er Jahre. Sozialgeschichtliche Aspekte zum Wandel in der Musik- und Tanzkultur während der Weimarer Republik, Zürich 1991.

43 Vgl. dazu ausführlicher: Kusser, Körper in Schieflage.

44 Fritz Giese: Girlkultur. Vergleiche zwischen amerikanischem und europäischem Rhythmus und Lebensgefühl, München 1925.

45 Vgl. Siegfried Kracauer: Das Ornament der Masse, in: ders.: Das Ornament der Masse, Frankfurt am Main 1977, S. 50-63; ders.: Die Reise und der Tanz, in: ebd., S. 40-49.

46 Giese, Girlkultur, S. 13.

sation von Arbeit weisen könnte wie bei de Man oder gar Teil einer Kritik der Ideologie von Befreiung durch Arbeit, sondern Ressource zur Leistungssteigerung. Diese ökonomistische Vereinnahmung ist aber nur um den Preis enormer epistemischer Gewalt zu haben.

Giese abstrahiert von der Sklaverei als Element einer geteilten Geschichte der Moderne, die er lieber unter Amerikanismus, Industrialisierung und Girlkultur fasst. Afroamerikaner_innen beschreibt er als fremdes Element in den USA, das sich erst langsam integrieren würde. Wie die Leute dorthin kamen, lässt der Text offen. Auch das herrschende System der Diskriminierung im Zeitalter der Segregation, das die Lage in den 1920er Jahren prägte, wird nicht beschrieben. Giese konzentriert sich stattdessen auf Revuegirls und das Showgeschäft, wo er (gemäß der Politik der Segregation) nur auf weiße Tänzerinnen trifft. Schwarze Kultur ist Ressource, afroamerikanische Akteure kommen nicht vor. Um das als selbstverständlich darzustellen, greift er auf kolonialrassistische Mythen zurück: Schwarze Musik und Tänze reagierten auf den "Rhythmus der Großstadt, der Technik, des Wirtschaftlichen und des Verkehrs", doch ihre Produzenten seien "wie Kinder", die "intuitiv" vorgingen. Deshalb hätten sie "den Sinn oder auch die Hetze und Sinnlosigkeit der äußeren Kultur viel schärfer, unbewußt, erfasst" als die Weißen. Nur vereinzelt scheint durch, dass Giese die Problematik von Rassismus nicht unbekannt war. Er unterstellt Afroamerikaner_innen, mit den Tänzen "Rache [...] an dieser Welt der Weißen" üben zu wollen, einer Welt, die sie "ächtet, absondert, nicht für voll nimmt und doch benötigt."[47] Giese erinnert sich hier an etwas, das die Begriffe von Girlkultur und Amerikanismus übersteigt.[48]

Die titelgebenden "Girls" behandelt Giese ähnlich funktionalistisch aus der unmarkierten Position eines weißen Mannes. Er beschreibt sie als "Maschinchen", als Material, als "Modelle", die es "rudelweise" gäbe. Anders als Krakauer analysiert er die Gewalt nicht, die Menschen zu Material und Maschinen macht, sondern wiederholt sie vielmehr in seinem Text. Neben Fordismus und Taylorismus, deren kulturelle Auswirkungen er betont, spricht ihn das "Rassebewusstsein" der weißen Amerikaner an.[49] Ausführlich wiederholt Giese den Mythos vom schwarzen Vergewaltiger und das Projekt der "Reinhaltung" des Blutes unter weißen Amerikanern. Hier greift er das Motiv der Rache nochmals auf:

47 Giese, Girlkultur, S. 31 u. 33.

48 Vgl. dazu auch meine Lektüre von Joseph Conrads "Herz der Finsternis" in: Reversible Relationen. Körper- und Medienbewegungen in der "Welt als Ausstellung", in: Klaus Krüger/Leena Crasemann/Matthias Weiß (Hg.): Um/Ordnungen. Historische Menschenbilder zwischen Konstruktion und Destruktion, München 2010, S. 61-80.

49 Giese, Girlkultur, S. 18 u. 64.

"Nicht unabsichtlich sprachen wir von der Rache dieses Zivilisationsmenschen zweiter Klasse am Weißen, als der Tanz nach dem Jazz und die Darstellung des weißen Zeittempos durch das motorische Temperament der Afrikaner erwähnt wurde. Es sieht fast nach Versöhnung aus, wenn der Weiße sich ohne weiteres der Produktion des Negers unterstellte; sicher ist es aber eher Ironie der Welthistorie und möglicherweise nur der Auftakt einer Kette viel ärgerer Formen des Treppenwitzes der Weltgeschichte. Das Problem Schwarz-Weiß ist noch lange nicht vergessen."[50]

Giese schweigt also nicht aus Ahnungslosigkeit oder Desinteresse über Rassismus und schwarze Kultur und blendet aus, was – jenseits des Bühnentanzes – im populären Gesellschaftstanz vor sich geht. Das Schweigen ist die notwendige Voraussetzung für seine Konstruktion von Amerikanismus. Nur so gelingt die Verbindung von rassistischer Biopolitik und den "Maschinchen" der Girls.[51] Die Girlmaschine ist "von Fleisch und Blut, sie erfreut, sie atmet Leben, sie erinnert nicht an Fabriksäle."[52] Sie machten aus "der Qual" der Arbeit etwa Schönes und Angenehmes, zumindest in den Augen des männlichen Zuschauers.

Giese erklärt, dass Frauen durchaus keine "Dinger" seien, wie man gemeinhin zu sagen pflege, sondern Menschen, die in der modernen amerikanischen Gesellschaft bereits zur "Kameradin" an der Seite des Mannes aufgestiegen seien. Um den Status des "Dings" zu verlassen, sollten sich die Girls also in ein heteronormatives Familienleben eingliedern, wie Soldaten in die Armee, und in einer Gesellschaft der Rassentrennung, Eugenik und Arbeitsdisziplin produktiv werden. Für unbegleitete, eigensinnige, unlesbare Frauen wie Ostwald sie in den Tanzhallen um 1900 beschrieben hatte, die zudem noch mit schwarzen Männern tanzten, war in dieser Logik kein Platz.

Tanzen ließ sich diskursiv umso besser nutzbar machen, je mehr die Geschichte dieser Tänze und der Beziehungen, die sie ermöglichten, ausgeblendet und durch rassistische Mythen ersetzt wurde. Dabei entstanden Grenzziehungen, die nicht nur zwischen europäischer und schwarzer Geschichte, sondern auch zwischen Bühnentanz und populärem Tanz, zwischen Kunst und Populärkultur kategorisch unterschieden. Diese Kategorien heute in der Geschichtsschreibung oder in den Kulturwissenschaften einfach für die Konstruktion eines wissenschaftlichen Untersuchungsgegenstands zu übernehmen, vollendet gleichsam ein damals noch unabgeschlossenes Projekt. Das ist nicht nur deshalb problematisch, weil Deutschland oder Europa nachträglich zu einem weißen Territorium erklärt werden, als hätten sich die mörderischen Fantasien kolonialer und faschistischer Planung tatsächlich durchsetzen

50 Giese, Girlkultur, S. 66.
51 Vgl. allgemein Martin Stingelin: Biopolitik und Rassismus, Frankfurt am Main 2003.
52 Giese, Girlkultur, S. 112.

lassen. Man verliert auch Kontakt zu einer Gegenkultur der Moderne, in der immer auch etwas Anderes möglich war.

Paul Gilroy zeigt mit seinem heuristischen Konzept des *Black Atlantic*, dass im Konflikt mit den ökonomisch organisierten Verhältnissen des kolonialen Dreieckshandels eine "counterculture of modernity" entstand, die alle beteiligten Gebiete unwiderruflich veränderte. Die daraus resultierende Ästhetik prägte die zeitgenössische Populärkultur wie keine andere.[53] Sie war schwarz – nicht nur, weil sie aus der afrikanischen Diaspora erwuchs, sondern weil sie in einem polemischen Verhältnis zu den Imperativen der weißen Rasse stand. Nicht Selbstführung und Selbstregierung waren das Ziel, nicht Befreiung durch Arbeit, nicht allein nationale oder an Territorien gebundene Identitäten. Es ging nicht in erster Linie um Anerkennung, sondern um Berührung mit einer Geschichte, die einem zweipoligen Schema von Veränderung widerspricht.[54] Dabei modernisierten sich nicht einfach afrikanische Wurzeln, sondern Menschen stellten einen Zusammenhang her zwischen oben und unten, schwarz und weiß, arm und reich, den Dingen, den Menschen, den Gefühlen, die alle zu Waren gemacht werden sollten, und sie machten diesen Zusammenhang beweglich. Gilroy spricht im Anschluss an den afroamerikanischen Philosophen W.E.B. Du Bois von einem doppelten Bewusstsein von African Americans, der Erkenntnis, dass schwarz und amerikanisch sein, Moderne und Blackness einander unter Bedingungen des Rassismus auszuschließen schienen. Die Geschichte des Tanzens im *Black Atlantic* erzählt von den Praktiken des Maskierens, Überzeichnens und Überdrehens dieser unmöglichen Position, die dadurch an andere unmögliche Positionen anschlussfähig wurde. Heraus kam weder Identität noch Solidarität, sondern eine Ästhetik, die auf den Punkt zu bringen vermochte, was die Problematik des modernen Lebens ausmachte.

Work Out: Subjektivität im (Post-)Fordismus

Ein Blick auf Tanzfilme und pädagogische Tanzprojekte seit den 1980er Jahren zeigt, dass heute die Instrumentalisierungen und Grenzziehungen der 1920er Jahre aktualisiert und wiederholt werden. Sie verhandeln die Krise der industriellen Arbeit und ihrer urbanen Räume und be-

53 Paul Gilroy: The Black Atlantic. Modernity and Double Consciousness, Cambridge MA 1993.

54 Vgl. zum Konzept "to palm the past" Alan J. Rice: Radical Narratives of the Black Atlantic, London/New York 2003, S. 99; W. T. Lhamon: Raising Cain. Blackface Performance from Jim Crow to Hip Hop, Cambridge MA/London 1998, S. 218-219.

teiligen sich am Umbau von Subjektivität unter dem Imperativ individueller Selbstverwirklichung.[55] Doch die narrativen Mittel, derer sie sich bedienen, sind nicht wirklich neu. Sie aktualisieren die eben skizzierte Geschichte und treiben die Nutzbarmachung der Kultur des *Black Atlantic* voran. Potentiell ermöglicht das aber kritische Relektüren und damit die Berührung mit minoritären Anteilen dieser Geschichte.

In *Flashdance* (USA 1983, R: Adrian Lyne) tanzt sich die Schweißerin Alex Owens aus der Steelmill auf die Bühne einer renommierten Tanzakademie, ganz ohne Ausbildung, nur mit Leidenschaft, sportlichem Eifer und *street credibility*. Die Kultur der Arbeiterklasse wird dabei als disfunktional vorgeführt: Alex' Freunde scheitern in ihren kreativen Träumen, sie selbst schafft es nur über die Liebschaft mit ihrem Chef und durch die Freundschaft mit ihrer bildungsbürgerlichen Mentorin, sich ihren Ängsten zu stellen. Denn Alex will Tänzerin werden, obwohl sie nie eine Tanzstunde genommen hat.[56] Diese Überforderung stellt der Film aber nicht als strukturelles Problem dar, sondern allein als Herausforderung, die durch Selbstüberwindung und Disziplin zu lösen ist.

Flashdance spielt in Pittsburg und kam in die Kinos, als dort gerade die Stahlindustrie zusammenbrach. Allein 1982, im Produktionsjahr des Films, verloren 153.000 Arbeiter_innen in der Stahlindustrie der USA ihren Job. Im Film steht die Fabrik noch wie ein stabiler Rahmen, den Alex verlassen will. Hier arbeitet sie tagsüber, um ihre Miete zu bezahlen, wie sie sagt. Abends trainiert sie im Fitnessstudio und in ihrem Loft für ihren wöchentlichen Auftritt in einem Stripteaseclub. Die zweckentfremdete Lagerhalle ihres Lofts ist der einzige Hinweis auf den Wandel der fordistischen Industriestadt. Veränderung geht ausschließlich vom kreativen Subjekt aus.

Einer der Hits von *Flashdance* ist der Song "She's a maniac". Er begleitet das Training von Alex in einem schwarzen Aerobic-Outfit. Sie wiederholt immer gleiche Bewegungen, läuft auf den Zehenspitzen auf der Stelle, dehnt die Flexibilität ihrer Beine und lässt den Kopf kreisen, wobei sie sich selbst um die eigene Achse dreht. Die Kamera feiert ihren sich erhitzenden Körper, Schweißperlen glänzen wie Glamour im Scheinwerferlicht. In der Szene bereitet sich Alex auf ihren ersten Besuch der Audition an der Akademie vor.

Der Song verklärt den Zustand der Manie und aktualisiert einen alten westlichen Diskurs um Tanzwahn, Tanzfieber, Tanzwut und Tanzepi-

55 Vgl. dazu auch den Beitrag von Simon Graf in diesem Heft.

56 Vgl. für eine zeitgenössische ideologiekritische Analyse des Plots Jeanne Lebow: Flashdance. Eroticism and the American Dream, in: Douglas Fowler (Hg.): The Kingdom of Dreams. Selected Papers from the 10th Florida State University Conference on Literature and Film, Tallahassee FL 1986, S. 40-45.

demie in der Moderne. Nach Barbara Ehrenreich begann diese Trennung eines gesunden und eines kranken Tanzens mit der Vertreibung des Tanzens aus den europäischen Kirchen im ausgehenden Mittelalter. Im 19. Jahrhundert fand die Tanzwut Eingang in die moderne Medizingeschichte. Vermutete man anfangs noch, dass Europa in der Begegnung mit außereuropäischen Kulturen einem Teil seiner eigenen vergessenen Geschichte begegnen würde, wurden ekstatische Praktiken schon bald als "frommer Betrug" denunziert und die Tanzwut als Krankheit säkularisiert.[57] In Lexika ist diese Geschichte meist unter dem Begriff "Choreomanie" verschlagwortet.

Die Manie ist eine der beiden Phasen eines psychischen Krankheitsbildes, das heute als Bipolare Störung bezeichnet wird. Eine depressive Phase löst die manische ab. Das Subjekt betrauert oft den Verlust der Manie, in der ein erhöhtes Selbstwertgefühl bis zum Größenwahn auftritt. Titel und Songtext von "She's a maniac" verklären diesen Zustand als Kreativität und Zielstrebigkeit: "Just a steeltown girl on a saturday night, lookin for the fight of her life. In the real time world no one sees her at all, they all say she's crazy." Das *Saturday Night Fever* der 1970er Jahre wird in diesem Song neu aufgeführt. Für John Travolta als Tony Manero war das Zuhause noch die Hölle, die Disko das Paradies. Alex hat in *Flashdance* keine Familie, sie lebt alleine in ihrem Loft, ihrer Tanzfabrik, ihrem Künstleratelier, in dem sie sich selbst neu erschaffen wird. In einer Szene teilt sie ihrem Lover/Chef mit, dass sie oft gar nicht warten könne, auf die Bühne zu gehen, "so that I can disappear". Sie weint und gesteht, dass sie nie Tanzunterricht genommen hat.

Mit dem Song "She's a maniac" kündigt sich schon am Anfang des Films an, dass Alex leiden wird: "It can cut you like a knife, if the gift becomes the fire". Der Song verhandelt die Ambivalenz von Begabung und Kreativität und führt die daraus erwachsende Spannung auf Abhängigkeit zurück: "You're stuck between what's will and what will be." Die Zukunft ist für die kreativ Arbeitenden ungewiss und riskant. Man könnte hier an gesellschaftliche, ökonomische Verhältnisse denken, den Markt, institutionelle Grenzen, aber der Song geht in eine andere Richtung weiter: Die Gesellschaft versteht die "maniacs" und ihren "hardwon place of mystery" nicht. Die meisten Menschen würden diesen Ort nie sehen. "There's a cold kinetic heat, struggling, stretching for the beat, never stopping". Dieses Ende klingt fast bedrohlich, als verwandle sich der Körper in eine Maschine. Das "steeltown girl" tanzt sich in eine Ge-

57 Vgl. Kusser, Körper in Schieflage; Barbara Ehrenreich: Dancing in the Streets. A History of Collective Joy, London 2007; Irmgard Jungmann: Tanz, Tod und Teufel. Tanzkultur in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung des 15. und 16. Jahrhunderts, Kassel u.a. 2002.

fahrenzone hinein, "when the dancer becomes the dance". Alex wird zum Tanz, sie genießt es, beim Tanzen zu verschwinden, aber die Manie ist auch gefährlich. In der Mitte des Films stürzt die Realität über Alex zusammen, alles geht schief, sie wird fast vergewaltigt, muss ihre Freundin vor der Prostitution retten, kneift vor dem Vortanzen, und macht sich schließlich in einem Anfall von Eifersucht vor ihrem Geliebten zur Idiotin. Es kommt zum Streit und er verlässt sie mit den warnenden Worten: "If you give up your dream, you will die." Die biopolitische Anrufung der Selbstverwirklichung könnte nicht drastischer in Worte gefasst werden.

Alain Ehrenberg beschreibt in seinem Buch "Das Unbehagen in der Gesellschaft" ein aufgeklärtes Subjekt, das leidet. Eingelassen in eine Ökonomie der Schuld, die den strengen Gott christlicher Disziplin verinnerlicht hat, leidet es an einem ständig drohenden Ungenügen. Früher, in Zeiten der Neurose, entsprang das Leiden aus dem Verbot – das Subjekt durfte nicht, wie es wollte. Heute kann es nicht, wie es will, es verzweifelt an seinem eigenen Anspruch, sich unter den herrschenden Bedingungen selbst zu verwirklichen. Das Regime der Disziplin verwandelt sich in ein Regime der Autonomie. Aber es ist eine verordnete, individualisierte Autonomie, die sich selbst in Frage stellt und nicht die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Es geht darum, in einem gesetzten Rahmen flexibel und eigenverantwortlich zu handeln und mit der Möglichkeit des Scheiterns selbst klarzukommen.[58]

Die Geschichtsschreibung hat gezeigt, dass der Zusammenhang von Melancholie und Euphorie lange bekannt war, bevor es zur gegenwärtigen Konjunktur unter dem Begriff der Bipolaren Störung kam. Diese Konjunktur hängt mit der Subjektivität eines sich selbst aktivierenden und regulierenden Individuums zusammen. Alain Ehrenberg hat darauf hingewiesen, dass sich die Depression in einer Gesellschaft ausgebreitet hat, deren Verhaltensnorm auf Verantwortung und Initiative gründet.[59] Seit den 1980er Jahren werden Psychopharmaka zunehmend als "Stimmungsstabilisierer" vermarktet.[60] In *Flashdance* berichten Dialoge und Songtexte ausführlich über die Gefühle, die Alex beim Tanzen hat und wie sie damit kämpft, ihren Gefühlsüberschwang zu stabilisieren. Ein Film wie *Flashdance* normalisiert diesen Aufwand aber auch und stellt ihn als notwendigen Bestandteil eines kreativen Prozesses dar.

Alex orientiert sich an einem individualisierten Aufstiegsmodell, das innerhalb der bestehenden Institutionen Erlösung verspricht. Sie muss

58 Alain Ehrenberg: Das Unbehagen in der Gesellschaft, Berlin 2011.

59 Alain Ehrenberg: Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart, Frankfurt am Main 2004.

60 David Healy: Mania: A Short History of Bipolar Disorder, Baltimore 2008, S. 161 ff.

sich dafür aber dem Risiko stellen, zu scheitern und das Selbstwertgefühl zu verlieren. Am Ende traut sie sich doch: Nach der Audition wartet wie zur Belohnung ihr Ex-Freund vor der Tür, neben ihm sein Auto, als biete er ihr an, gleich in eine wunderbare Zukunft davonzubrausen. Doch der Film endet in einer ambivalenten Geste, als könnte er nicht mehr ganz hinter die Komplexität zurück, die er in der Figur von Alex aufgeführt hat. Sie nimmt den Blumenstrauß an, den ihr Freund ihr überreicht, gibt ihm aber eine Rose daraus zurück. Wieder versucht sie, ihren Subjektstatus zu behaupten, in einer Konstellation, aus der es nur einen Ausweg zu geben scheint: den *American Dream*, weißgewaschen, heterosexuell, alternativlos.

Flashdance blendet ab, wo viele Tanzfilme heute erst einsetzen: dem professionellen Tanzen nach der Audition, teils als affirmative Geschichte der Selbstfindung (Center Stage, USA 2000), teils als psychotisches Horrorszenario (Black Swan, USA 2011). *Flashdance* versprach noch ein besseres Leben: "You can dance right through your life!" heißt es im Titelsong "What a Feeling". In Deutschland begeisterten sich vor einigen Jahren Millionen von Zuschauern für den Dokumentarfilm *Rhythm Is It!* und sein Motto "You can change your life in a dance class!" Der Film erzählt, wie Berliner Jugendliche im Rahmen eines Tanzprojektes Selbstdisziplin lernen sollten.[61] Kultur ist hier wie ein Köder, um noch einmal eine Ideologie der Befreiung durch Arbeit zu propagieren.

Work It!

Parallel dazu gibt es aber noch eine andere Geschichte, die in *Flashdance* erzählt wird, gleichsam unter der Haut, jenseits der Dialoge, in einigen Tanzszenen. Alex und ihre Freundinnen, die Flashdancers, sind immer in Bewegung, sie gehen zusammen ins Fitnessstudio (Alex: "Girls, let's work out!") und arbeiten in ihren Day- und Nightjobs. In einer Szene geht Alex mit ihrer besten Freundin spazieren. Sie laufen durch Pittsburgh und begegnen Jugendlichen, die sie beim Breakdance beobachten. Die B-Boys tanzen zu den funky Beats von Jimmy Castors "It's Just Begun" von 1972, der hier singt: "Here we come, on the run, don't know what we are running from." Der Song handelt davon, wie bald alle tanzen werden und dass die Gegenwart nur ein Anfang sei. "Peace will come, this world will rest" – heute laufen wir noch davon, aber morgen wird die Welt endlich ruhen, eine ganz andere Botschaft als "She's a maniac". Immer mehr Leute sammeln sich um die Breakdancer, alte und

61 Marion von Osten: Dancing the Class Away. Zum Erziehungscharakter postfordistischer Tanzfilmprojekte, in: Baxmann, Arbeit und Rhythmus, S. 147-169.

junge, schwarze und weiße, modische und altmodische. Sie bilden einen Kreis, swingen und klatschen zur Musik. Plötzlich ändert sich die Musik und der Film schneidet auf einen weißen Verkehrspolizisten mit Trillerpfeife. Alex und ihre Freundin marschieren nun zu George Bizets berühmten Marsch aus der Oper *Carmen*. Sie ahmen die Gesten und Handbewegungen des Verkehrspolizisten nach. Er lässt es sich gefallen, verscheucht sie schließlich von der Straße und zielt in einer letzten Geste mit zwei Fingern auf die beiden, als sei seine Hand eine Pistole. Er drückt ab.

Diese wenigen Minuten handeln von Bewegungen, die nicht auf Anerkennung und individuellen Aufstieg in den etablierten Institutionen abzielen. Hier sind die Jugendlichen zu sehen, die das produzieren, was Alex im Film als Ressource zur Erneuerung von Modern Dance (der im Film metaphorisch für den American Dream steht) vermarktet. Sie kommen von der Straße und aus dem Ghetto und, so suggeriert der Film, da sollen sie auch bleiben. Die Realität rassistischer Polizeigewalt, einer der zentralen Angriffspunkte der *Black Power Bewegung* der 1970er Jahre, wird als harmloser Witz aufgerufen.

Alex hat in dieser Aufteilung in Schwarz und Weiß, in Hoch- und Populärkultur die Rolle einer Vermittlerin. Die Figur wird von Jennifer Beals gespielt, die in dem Film als Weiße gecastet ist – sie hat keine Familie, nur weiße Freunde, Rassismus und schwarze Geschichte sind kein Thema. Dabei ist Jennifer Beals selbst Afroamerikanerin, aber der Film bedient sich der langen Tradition des *passing* im Hollywood-Kino, die alles, was unmarkiert ist, als weiß durchgehen lässt, solange es nicht explizit als schwarz markiert ist.[62] Die kurze Begegnung auf der Straße ist genau so viel Nähe zur Kultur des *Black Atlantic* wie nötig ist, um die Herkunft bestimmter Elemente ihrer Tanztechnik zu authentifizieren, ohne Alex' Identität als Weiße in Frage zu stellen. So ermöglicht es der für die Gegenwart typische Rassismus der *color blindness* in *Flashdance*, schwarze Populärkultur nutzbar zu machen.[63] Die Geschichte wird so erzählt, als sei es ganz egal, ob jemand schwarz oder weiß ist. Alles ist Ressource – Hauptsache das Tanzen macht Spaß, erzeugt Lebensfreude und die Leute lernen Disziplin und Selbstachtung. Geschichte ver-

62 Zur Tradition des *passing* vgl. Linda Williams: Playing the Race Card. Melodrams of Black and White from Uncle Tom to O. J. Simpson, Princeton NJ 2001, S. 136-186; zum Einblenden, Ausblenden, Überblenden von Whiteness und Blackness im zeitgenössischen Hollywood-Kino allgemein und Jennifer Beals im Besonderen vgl. die Artikel von Dale Hudson und Priscilla Peña Ovalle in Daniel Bernardi (Hg.): The Persistence of Whiteness. Race and Contemporary Hollywood Cinema, Milton Park/New York 2008.

63 Eduardo Bonilla-Silva*:* Racism Without Racists. Color-Blind Racism and the Persistence of Racial Inequality in the United States, Lanham MD 2010 (3. Auflage).

schwindet wie in einem Abgrund, überdeckt von der Überaffirmation der beim Tanzen produzierten Gefühle, deren gesellschaftlicher Nutzen einfach postuliert wird. Doch welche Gesellschaft? Wessen Nutzen? Welche Gefühle? Rassismus, Gewalt, Diskriminierung, Widerstand gegen die Reduktion von Körpern auf (bestimmte) Arbeiten, Träume, die nicht in individuellem Aufstieg oder Selbstverwirklichung durch Arbeit liegen, haben in diesen Geschichten keinen Platz. Stattdessen erzählt *Flashdance*, wie man sich tanzend an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen kann. Um welchen Sumpf es sich genau handelt, wie man da hineingeraten ist und ob ein solches Projekt eigentlich möglich ist – solche Fragen sollen sich im Überschwang des Tanzwirbels erst gar nicht stellen.

Die Geschichte von Breakdance und populärem Tanzen im 20. Jahrhundert passt nicht in ein solches Schema des sozialen Aufstiegs durch individuellen Wettbewerb. Das gilt gerade auch für *Flashdance* selbst, dessen Plot auf Maureen Marders Lebensgeschichte beruht. Paramount Pictures hatte für 2300 Dollar die Rechte gekauft und verdiente damit weltweit mehr als 100 Millionen.[64] Trotzdem ist das nicht die ganze Geschichte: Wie der Abspann in *Flashdance* verrät, steht in dem Film die legendäre Rocksteady Crew aus New York City vor der Kamera und tritt hier als Philadelphia B-Boys auf. Diese Crew hatte die Ankunft von Breakdance im Mainstream angestoßen und erste Schritte in Richtung einer nationalen und internationalen Popularisierung unternommen. Als *Flashdance* in die Kinos kam, war die Rocksteady Crew gerade von ihrer ersten Welttournee zurück. Die Tanzbewegungen der Breaker gehen auf Lindy Hop, Mambo und all die anderen Tanzmoden des 20. Jahrhunderts zurück. Die Bewegungen der Tänze sind immer zugleich alt und neu, wie seit den Zeiten des Cakewalks. Der Name Rocksteady verweist auf jamaikanische Musik der 1960er Jahre und verortet sich in der Kultur des *Black Atlantic*.

Diese Geschichte der Konflikte und Beziehungen, des Lernens und Austauschens zwischen Armen und Reichen, zwischen Schwarzen und Weißen, zwischen Kontinenten und Inselwelten kommt in Tanzfilmen oft nur als Surrogat vor, als Geste, Move und Andeutung.[65] Das macht ihre kommerzielle Ausbeutung möglich, doch diese Surrogate legen auch die Spur zu einer anderen Geschichte, die klein und minoritär ist. Minoritär heißt nicht, dass nur wenige Menschen mit ihr zu tun gehabt hätten, im Gegenteil. Sondern sie ist minoritär im Verhältnis zu gesellschaft-

64 Vgl. den englischsprachigen Eintrag zu *Flashdance* auf wikipedia.org.

65 Vgl. Astrid Kusser: Ausgerechnet Wassermelonen. Farbenblindheit in Dirty Dancing, in: Hannah Pilarczyk (Hg.): Ich hatte die Zeit meines Lebens. Über den Film Dirty Dancing und seine Bedeutung, Berlin 2012, S. 101-122.

lichen Formationen und hegemonialen Diskursen.[66] Sie lässt sich nicht in individuelle Heldengeschichten verwandeln oder funktional unter den Imperativ der Selbstverbesserung subsumieren. Hier nimmt das Begehren einen anderen Weg, es flüchtet aus den Institutionen und verlacht den vergöttlichten Körper der Selbstverwirklichung. Der Song "It's Just Begun" beispielsweise erzählt vom Davonlaufen, einem allgemeinen Davonlaufen, das keinen speziellen oder gemeinsamen Grund mehr braucht. Auch die Breakdancer selbst haben das getan, als sie die Macho-Disko verließen, wie der Dokumentarfilm *From Mambo to Hip Hop* (USA 2006, R: Henry Chalfant) erzählt. Sie lösten das Tanzen aus dem erstarrten Geschlechterverhältnis des Paartanzes und kümmerten sich nicht darum, was das auf dem Markt der Liebe bedeuten würde.

Flashdance rückt dagegen, wie auch andere Filme der frühen Hip-Hop-Phase, Frauen ins Zentrum, oft weiße oder bürgerliche Frauen, die zwischen der rauen Welt der Straße und der kuscheligen Welt des Konsums vermitteln sollten.[67] Frauen sind ein wichtiges Publikum von Tanzfilmen, aber jenseits dieses Vermarktungsaspekts schwächten diese Figuren auch die Provokation der Homosozialität. Die muskulösen Rapper der Gegenwart tanzen kaum noch, sondern schauen mit viel Bling-Bling ausgestattet den Ladies beim Tanzen zu.[68] Die B-Boys der 1970er Jahre waren dagegen einst aus dem über Frauen vermittelten Wettbewerb ausgestiegen und hatten neue Spielregeln aufgestellt, ähnlich wie um 1900 die Cakewalker.

Eine minoritäre Geschichte findet sich in Filmen wie *Flashdance* aber nicht nur als Spur, die aus dem Film heraus in die historische Realität führt, sondern auch im Medium Film selbst, in der Wirklichkeit, die es schafft und ermöglicht. Tanzen kann im Film Handlungsräume schaffen, die sich der Realität des theatralischen Handlungsraums entziehen. Dieser Raum ist relativ autonom und braucht sich nicht an die Voraussetzungen der Handlungslogik zu halten. In diesen Szenen ist Filmtechnik oft anders eingesetzt als im Rest des Films, die Kamera bewegt sich anders, aktiver, tanzt gleichsam mit.[69] Die Szenen haben oft einen anderen Rhythmus, sind weniger getaktet, setzen eher auf maximale Intensität und gehen anders mit der filmischen Zeit um. Kein Wunder, dass solche

66 Vgl. zum Konzept minoritärer Geschichte Dipesh Chakrabarty: Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference, Princeton NJ 2000, Kapitel 4.

67 Vgl. Breakin' (USA 1984, R: Joel Silberg); Beat Street (USA 1984, R: Stan Latham).

68 Paul Gilroy: Exer(or)cising Power. Black Bodies in the Black Public Sphere, in: Helen Thomas (Hg.): Dance in the City, Houndsmills UK/London 1997, S. 21-34.

69 Nach Arthur Maria Rabenalt war es für die Entwicklung des Kinos von zentraler Bedeutung, dass die Kamera tanzen lernte. Tanzszenen waren wichtig, um die Atmosphäre eines Films zu verdichten und ein beschwingtes, phantasievolles Spiel mit ihr zu treiben. Vgl. ders.: Tanz und Film, Berlin 1960.

Szenen in Tanzfilmen Kultstatus erlangen. Auch wenn man den Plot des Films selbst längst vergessen hat, kann man sich daran immer noch erinnern.

Um solche Szenen zu schaffen, mobilisieren Filme wie *Flashdance* verschiedene historische Repertoires gleichzeitig. In Alex' berühmtem Vortanzen am Ende des Films sind es Moves aus dem Breakdance. In einer anderen Szene sind es Traditionen der Profanierung, wie in der Stripszene, die an Musikvideos der 1980er Jahre erinnert. Alex tritt hier mit dem Song "He's a Dream" auf – es geht um den Traum/Mann, aber Alex tanzt eine andere Geschichte, die von den Machtverhältnissen zwischen Bühne und Zuschauerraum handelt. In einem Moment lässt sie Wasser auf ihren Körper stürzen, die Kamera wechselt die Perspektive und steht mit Alex auf der Bühne. Die Scheinwerfer blenden, alles ist plötzlich blau. Von hier aus gesehen ist das Publikum weit weg und kaum zu sehen. In hohem Bogen lässt Alex ihre nassen Haare fliegen und spritzt Wasser in den Zuschauerraum. Für ein paar Momente gibt es nur Licht, Schatten, Schwerkraft, Impuls, Balance (vgl. Abb. 4).

Abb. 4: Jennifer Beals als Alex in *Flashdance*.

Es ist dieselbe Geste, mit der die Tänzerin in Lumières Film von 1902 beim Cakewalk in Paris ein *Headbanging* aufführte. Bislang wurde die Szene in *Flashdance* eher als Männertraum von der Frau im nassen Shirt gelesen, der in der Tradition des Soft-Pornos stehe. Diese Lektüre schlägt sich auf die Seite des in der Tat eindeutig dargestellten Gaffer-

Publikums im Film. Aber die Kamera nimmt nicht nur ihre Perspektive ein. Und auch die Provokation der Berührung lässt sich so nicht erklären. Alex versprüht ihre Energie förmlich und greift über den Raum der Bühne hinaus, so wie man im Karneval Konfetti wirft, Überrest einer Tradition, sich und die anderen an närrischen Tagen mit Wasserbomben, Staub oder Essen zu bewerfen.

Flashdance zeigt Alex beim "work out" im Fitness-Studio und in ihrem Loft, aber wenn sie auf der Bühne steht, sehen wir eher, "how she works it". Im afroamerikanischen Slang der USA ist "Work it, girl!" ein anerkennender Kommentar zu einer besonders gelungenen Performance, die sich auf tanzen, gehen und anziehen oder am besten alles drei zugleich bezieht. Die Hip-Hop-Künstlerin Missy Elliot hat dieser Technik in ihrem gleichnamigen Song ein Denkmal gesetzt. Es gibt darin und im entsprechenden Videoclip nichts, was Missy nicht schlucken und verarbeiten, einbauen und umdrehen kann: Bienenschwärme, Gendertrouble, die Geschichte der Sklaverei. Das ist aber kein Größenwahn, sondern hat System. Sie singt: "Is it worth it, let me work it. I put my thing down, flip it, and reverse it!"[70]

Flashdance gönnt den Zuschauer_innen allerdings nur ein bisschen "work it", und selbst das wird noch gehörig bearbeitet. Immer wieder wechselt die Perspektive der Kamera und zwingt das Publikum im Kino, Alex mit den Augen der Barbesucher beim Tanzen zuzuschauen. Man soll sich bloß nicht in den Weiten des von der Kamera und dem blendenden Licht geschaffenen Tanzraums verlieren. Dazu interveniert der Plot: Alex' Chef besucht an diesem Abend zum ersten Mal die Bar und will sie sofort kennenlernen. Er könne bei diesem Auftritt nur an Sex denken, gesteht er seinem Begleiter. Der wiederum weiß, wer Alex ist: "Here is her social security number, asshole, she works for you!" Schnitte, Blicke und Kommentare versuchen, aus etwas Unbestimmtem wieder etwas Bestimmtes zu machen: Sex, Date, abhängige Lohnarbeit. Trotzdem bekommt Alex in der Szene die letzte Geste. Am Schluss sehen wir ihr Gesicht, die Kamera ist so nah, wie der Blick der Zuschauer_innen es nie sein könnte. Beide genießen den Raum, den sie tanzend geschaffen haben (vgl. Abb. 4, Bild 9).

Die Tanzfläche war im 20. Jahrhundert nicht das Andere der Fabrik. Beide Räume durchzog ein Kontinuum an Konflikten um die Bedingungen von Kooperation und Kommunikation. Aus dieser Perspektive ist es weniger überraschend oder mysteriös, warum zu Beginn des Jahrhunderts ausgerechnet schwarze Modetänze populär wurden. Es ging darum, zwischen Menschen, Körpern und Dingen neuartige Beziehungen

70 Vgl. Michael Rappe: Under Construction. Kontextbezogene Analyse afroamerikanischer Popmusik, Köln 2010.

zu knüpfen, die den Rahmen dessen überschritten, was bereits sinnvoll oder produktiv erschien. Oft waren sie in den herrschenden Begriffen grotesk, exzentrisch, hässlich oder schlicht unlesbar. Rassismen versuchten, die dabei entstandene Ästhetik, ihren Schwung und ihre affizierende Kraft wieder in einen "Rohstoff" zu verwandeln und zu verwerten. Solche Machtfantasien waren aber jeweils nur begrenzt effektiv und erzeugten ihre eigenen Manien und Psychosen.

Diese Dynamik ergibt sich nicht allein aus der Logik einer im engeren Sinne fordistischen Ökonomie. Die Erfindung von Standardtanz und Tanzsport, Diskurse über Girlkultur und Amerikanismus waren Versuche der Normalisierung und Stabilisierung einer Dynamik, die nicht nur auf Selbstverwirklichung ausgerichtet war, sondern Strategien der Entidentifizierung mit einer herrschenden Logik der Aufteilung von Räumen, Zeiten und Subjektivitäten erprobte.

Astrid Kusser, Kontakt: astrid.kusser@gmx.net. Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Journalistik in Hamburg und der American Studies in Washington, DC. 2005-2008 arbeitete sie am Forschungskolleg Medien und kulturelle Kommunikation an der Universität Köln zum Thema "Gegenzeichnungen. Verfahren der Resemantisierung und Resignifizierung auf Bildpostkarten". Ihre Doktorarbeit "Körper in Schieflage. Tanzen im Strudel des Black Atlantic um 1900“ erscheint im März 2013 bei transcript.

Body Politics 1 (2013), Heft 1, S. 71-97

„Sport ist die körperliche und seelische Selbsthygiene des arbeitenden Volkes“: Arbeit, Leibesübungen und Rationalisierungskultur in der Weimarer Republik

Noyan Dinçkal

English abstract: This article argues that, during the Weimar period, physical exercises were linked to debates about a „human economy.“ Especially in the aftermath of the First World War, physical exercises became a vital component of population policies aiming at the restitution of the productive capacities of the population. Within this framework, representatives of sports physiology and psychotechnics interpreted sports as a kind of work. The goal was to improve the mental and physical performance of workers in the interest of efficiency, job performance, and the national economy. This article, focusing on interactions between sport sciences, work physiology, and debates on efficiency, places the objectives and discourses of these debates and the history of sport in the 1920s within the context of the Weimar rationalization movement.

> „In Deutschland ist es Gemeingut, dass nur die rationellste Wirtschaft in Ackerbau und Industrie uns wieder frei und wohlhabender machen kann, dagegen fehlt vielfach die Erkenntnis, dass zu rationeller Wirtschaft ein nicht minder rationell hochentwickelter Mensch gehört. Eine vernünftige Körperkultur ist die Grundlage rationeller Arbeitsweise.“[1]

Bereits in den 1920er Jahren war das Schlagwort „Fordismus“ zum Synonym für Rationalisierung avanciert.[2] Und ebenso alt sind auch die De-

1 Carl und Liselotte Diem-Archiv, Köln (CuLDA), Sachakten, Mappe 28: Carl Diem an den Reichsminister des Innern, Carl Wilhelm Severing, 16. November 1929 (Abschrift), S. 8. Ich danke den anonymen Gutachterinnen und Gutachtern dieser Zeitschrift und dem Herausgeber dieses Heftes für ihre Kritik und wertvollen Hinweise.

2 Siehe übergreifend Mary Nolan: Visions of Modernity. American Business and the Modernization of Germany, New York 1994; Thomas von Freyberg: Industrielle Rationalisierung in der Weimarer Republik, Frankfurt/Main 1989. Als einen neueren Versuch, in die Forschung über Industriearbeit stärker körpergeschichtliche Ansätze zu integrieren siehe Lars Bluma/Karsten Uhl (Hgg.): Kontrollierte Arbeit – disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld 2012 sowie den Beitrag von Peter-Paul Bänziger in diesem Heft.

batten, die um die Frage kreisen, ob fordistische Produktionsregime oder der vorausgehende „Taylorismus“ seelisch abstumpfend und körperlich zerstörerisch wirken. Henry Ford selbst nahm in seiner Autobiographie, die speziell in der Weimarer Republik als ein „Evangelium der Moderne“ galt, zu diesen Vorwürfen Stellung.[3] So schrieb er, dass „repetitive Arbeit den Menschen“ keineswegs schädige und nur „Salonexperten“ eine solchermaßen verursachte körperliche und seelische Beeinträchtigung behaupten würden.[4] Dennoch wurden in den ausgehenden 1920er Jahren die negativen Auswirkungen des „Fordismus“ auf den Körper kaum noch angezweifelt.[5] Es waren nicht zuletzt diese Begleiterscheinungen, welche die Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene 1928 dazu veranlassten, ihre Jahreshauptversammlung dem Thema „Arbeit und Sport“ zu widmen.[6]

Das Ausgangsproblem formulierte der Gewerbemedizinalrat Herman Gerbis, der sich in den Jahren zuvor mit der Organisation von Kantinenmahlzeiten beschäftigt hatte, folgendermaßen: „Mit der Rationalisierung der Arbeit erwachsen neue Nachteile, denn die Arbeitsverrichtungen werden eintöniger, die Haltung des Körpers bleibt wenig verändert durch den ganzen Arbeitstag bestehen; es werden nur noch bestimmte Muskelgruppen vorwiegend in Anspruch genommen, das Arbeitstempo wird gesteigert und der Willkür des einzelnen entzogen, von der Maschine, von dem Transportbande diktiert.“ Medizinisch betrachtet führe diese Form der Arbeit zu einer Anhäufung von „Ermüdungsstoffen“ im Körper, belaste die „Nervenelemente“, verringere den „Gesamtkreislauf“ und erschwere die Sauerstoffversorgung. Die Resultate seien Lustlosigkeit, Ermüdung und Nervosität.[7]

Dieser Diagnose stellte Gerbis eine weitere Beobachtung entgegen. Er habe mit Erstaunen den seit knapp einem Jahrzehnt andauernden Aufschwung der Leibesübungen in Deutschland verfolgt und bemerkt, wie

3 Rüdiger Hachtmann: Fordismus, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 27.10.2011, URL: https://docupedia.de/zg/Fordismus?oldid=80661, S. 1. Zur Wirkungsgeschichte der Autobiographie siehe Christiane Eifert: Henry Ford, Antisemit und Autokönig. Fords Autobiographie und ihre Rezeption in Deutschland in den 1920er Jahren, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 6 (2009), S. 209-229.

4 Henry Ford: Mein Leben und Werk, 15. Aufl., Leipzig 1923, S. 122f.

5 Hierzu besonders prägnant Edgar Atzler: Rationalisierung der menschlichen Muskelarbeit nach pysiologischen Gesichtspunkten, in: ders./Gunther Lehmann: Anatomie und Physiologie der Arbeit. Handbuch der Arbeitswissenschaft, Bd. III/1, Halle/Saale 1930, S. 273-289.

6 Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene (Hg.): Arbeit und Sport (= Beihefte zum Zentralblatt für Gewerbehygiene und Unfallverhütung, 21), Berlin 1931.

7 Herman Gerbis: Leibesübungen und Gewerbehygiene, in: Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene (Hg.), Arbeit und Sport, S. 1-7, hier S. 2.

fest mittlerweile der Sport in der Bevölkerung und insbesondere in der Arbeiterschaft verankert sei.[8] So wie die negativen Erscheinungen der Arbeitsrationalisierung, so seien auch die positiven Effekte des Sports unbestreitbar: Der Sport sei ein hervorragendes Mittel, um körperlichen Schäden vorzubeugen, die körperliche Leistungsfähigkeit zu heben und die Ermüdung zu beseitigen. Hinzu kämen psychische Effekte wie ein allgemeines seelisches Wohlbefinden. Der Sport stelle „die Frische wieder her" und mache schlicht „fröhlich".[9] Eine weitere Facette machte in seinem Tagungsvortrag der bekannte Sportmediziner und Medizinalrat Arthur Mallwitz geltend.[10] Der Sport gleiche nicht nur durch Arbeit hervorgerufene körperliche „Verformungen" aus, sondern übe gleichzeitig die für die Produktion notwendigen Fähigkeiten zu kombinieren und assoziieren ein, hebe Kraft, Schnelligkeit, Reaktionsvermögen und Ausdauer, was nicht nur der Arbeitsleistung zugute komme, sondern auch die Anzahl der Arbeitsunfälle verringere.[11]

Die Tagung der Deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene bündelte einige der wichtigsten Argumentationsstränge des zeitgenössischen Diskurses um die Wechselbeziehungen von Sport, Arbeit und Wissenschaft, die auch im Zentrum meiner Überlegungen stehen. Der Sport bildete einen wichtigen Aspekt biopolitischer Verwertungsinteressen in der Weimarer Republik. Sport, so das Argument, das speziell von Medizinern und Physiologen vorgebracht wurde, habe nicht nur der Stärkung der „Volksgesundheit" und „Volkskraft", sondern auch der Wirtschaft und der Steigerung der Arbeitsleistung zu dienen. Wenn Theodor Lewald, ein führender Sportfunktionär, in einer Rede vor der Berliner Industrie- und Handelskammer 1926 ausrief: „Sport ist die körperliche und seelische Selbsthygiene des arbeitenden Volkes" und darin „neben dem Kapital und neben der Intelligenz, der Tatkraft und dem Organisationstalent unserer Unternehmer das hauptsächliche Aktivum für den

8 Der Begriff Leibesübungen konnte synonym zu Sport, vor allem aber zusammenfassend für Sport und Turnen verwendet werden. Speziell in den Jahren der Weimarer Republik signalisierte die Verwendung des Terminus eine Hinwendung zu einer als spezifisch deutsch verstandenen Fusion des Sports mit dem Turnen und paramilitärischen Übungen. Christiane Eisenberg spricht in diesem Zusammenhang von einem „Indiz für die erfolgreiche Integration des Sport in die deutsche Gesellschaft […] um den Preis der Identität als Sport". Siehe Christiane Eisenberg: „English Sports" und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800-1939, Paderborn 1999, S. 311.

9 Gerbis, Leibesübungen und Gewerbehygiene, S. 3ff.

10 Arthur Mallwitz gehört zu den Pionieren der deutschen Sportmedizin. Seine Dissertationsschrift *Körperliche Höchstleistungen mit besonderer Berücksichtigung des olympischen Sports* (Halle/Saale) erschien bereits 1908.

11 Arthur Mallwitz: Arbeit und Sport, in: Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene (Hg.), Arbeit und Sport, S. 8-18, hier S. 15.

Aufbau der deutschen Wirtschaft“ erblickte,[12] so verwies er nicht nur auf den Nutzen des Sports in der „Körperkrise“ der Zwischenkriegszeit, sondern auch auf die Subjektivierungsmechanismen, die auf dem Sportplatz eingeübt und am Arbeitsplatz wirksam werden sollten.

Grundlage für ein solches Zusammendenken von Arbeit und Sport – so die zentrale These des Beitrags – war eine Aspekte der Arbeits- und Sportphysiologie sowie der Psychologie miteinander verknüpfende, anwendungsorientierte und interdisziplinär ausgerichtete „Leistungswissenschaft“, die darauf abzielte, moralische Belehrung und ökonomischen Zwang durch „exakte“ wissenschaftliche Prognosen von physischer und psychischer Eignung und Leistung zu ersetzen. Von dieser These ausgehend werde ich untersuchen, inwieweit die Debatten um die Nutzbarmachung des Sports in die spezifische Rationalisierungskultur der Weimarer Zeit eingebettet waren.[13] Wesentlich ist in diesem Zusammenhang die Frage, welche spezifischen Formen der Körpersozialisation damit verknüpft wurden und inwieweit in den wissenschaftlichen Diskursen und Praktiken der Sport als Mittel betrachtet wurde, einen spezifischen, industriegesellschaftlichen Körper hervorzubringen. Dabei werden aber auch die aus der ideellen Identifikation von Sport- und Arbeitsplatz rührenden Spannungen und Ambivalenzen thematisiert, die sich in den zeitgenössischen Debatten beispielsweise in der Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe wie „Körperspiel“ und „Arbeit“ manifestierten.[14]

Den Leib üben: Der Sport in den bevölkerungspolitischen Debatten der 1920er Jahre

Das Eingreifen von wissenschaftlichen Experten in den Sport (während der oben genannten Tagung waren es Mediziner, Physiologen, Psychologen und Pädagogen) und die Debatten, die sich um den Nutzen des Sports drehten, lassen sich in den Kontext der Menschenökonomie wäh-

12 Theodor Lewald: Sport, deutsche Wirtschaft und Volksgesundheit. Ein Beitrag zum Wirtschaftsprogramm der Reichsregierung. Vortrag gehalten vor der Industrie- und Handelskammer in Berlin am 2. März 1926, Berlin 1926, S. 2.

13 Zur „Rationalisierungskultur“ siehe Detlev J. K. Peukert: Max Webers Diagnose der Moderne, Göttingen 1989, S. 55-91 und Philipp Sarasin: Die Rationalisierung des Körpers. Über „Scientific Management“ und „biologische Rationalisierung“, in: Michael Jeismann (Hg.): Obsessionen. Beherrschende Gedanken im wissenschaftlichen Zeitalter, Frankfurt/Main 1995, S. 78-115, vor allem S. 81-85.

14 Siehe Reinhart Koselleck: Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe, in: ders: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt/Main 1989, S. 211-259.

rend der Weimarer Republik einordnen.[15] Der Sport diene, so die Behauptung zahlreicher Sportfunktionäre und Wissenschaftler, der Stärkung der Volksgesundheit, der Volkskraft, der Wirtschaft und der Steigerung der Arbeitsleistung.[16] Fächert man nun diese bevölkerungspolitischen Überlegungen auf, so lassen sich drei wesentliche Argumentationsstränge identifizieren.

Erstens wurde behauptet, dass im Weltkrieg vor allem die Tüchtigsten, Tapfersten und Kräftigsten des deutschen Volkes gefallen seien. Dies habe, gemeinsam mit den Entbehrungen der letzten Kriegsjahre („Kohlrübenwinter" 1916/17 und „Hungerblockade" 1917), zu einer dauerhaften und von den Alliierten durchaus beabsichtigten Schädigung der „Körperkraft" des deutschen Volkes geführt.[17] Der zweite Argumentationsstrang, der nach dem Versailler Vertrag fast unisono vorgetragen wurde, war folgender: Mit dem Ende der allgemeinen Wehrpflicht aufgrund der Auflagen des Vertrags sei die wichtigste „Körperschule" des deutschen Volkes begraben worden. In der Tat zielte die Wehrpflicht im Sinne der stillen Pädagogik der Körpersozialisation auf die Sozialisierung und Konditionierung des (männlichen) Körpers, wobei, im Vokabular Pierre Bourdieus, die eingeübte „Hexis" jeweils als der nach außen hin sichtbare Ausdruck des „Habitus" interpretiert wurde, und somit die unterstellte allgemeine körperliche Kräftigung durch das Militär immer auch die für die Berufstätigkeit notwendigen inneren Tugenden wie Sauberkeit, Ordnung und Disziplin beinhaltete.[18] Auch in diesem Zusammenhang wurde den Alliierten unterstellt, Deutschland mit dem Verbot der Wehrpflicht und der Beschränkung auf ein 100.000-Mann-

15 Ute Planert macht darauf aufmerksam, dass der Begriff „Menschenökonomie" bereits im späten Kaiserreich von Rassenhygienikern verwendet wurde und in der Weimarer Zeit sowohl in konservativen wie in sozialdemokratischen Kreisen gebräuchlich war. Siehe Ute Planert: Der dreifache Körper des Volkes: Sexualität, Biopolitik und die Wissenschaften vom Leben, in: Geschichte und Gesellschaft 26 (2000), S. 539-579, hier S. 547. Vgl. ferner Matthias Weipert: „Mehrung der Volkskraft". Die Debatte über Bevölkerung, Modernisierung und Nation 1890-1933, Paderborn 2006.

16 Michael Hau: Sports in the Human Economy: „Leibesübungen", Medicine, Psychology, and Performance Enhancement during the Weimar Republic, in: Central European History 41 (2008), S. 381-412.

17 Lewald, Sport, deutsche Wirtschaft und Volksgesundheit, S. 1. Zu den Hintergründen siehe etwa Anne Roerkohl: Hungerblockade und Heimatfront. Die kommunale Lebensmittelversorgung in Westfalen während des Ersten Weltkriegs, Stuttgart 1991.

18 Pierre Bourdieu: Glaube und Leib, in: ders.: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/Main 1987, S. 122-146, hier S. 128. Zum Militär als gesellschaftliche Sozialisationsinstanz siehe Ute Frevert: Das Militär als „Schule der Männlichkeit". Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert, in: dies. (Hg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1997, S. 145-173.

Heer nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich schaden zu wollen.[19]

Drittens schließlich glaubte man, mit der Sozialversicherung (und hier insbesondere der Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung) argumentieren zu können. Der monetäre Aufwand der Sozialversicherung war bis Mitte der 1920er Jahre gestiegen. So ließ etwa die im Vergleich mit der Zeit unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg höhere Zahl wegen Krankheit und „Versehrung" dauerhaft Arbeitsunfähiger die Aufwendungen für die Krankenversicherung anwachsen.[20] Darüber hinaus wurde die These von der unaufhörlich anschwellenden Anzahl von Rentenempfängern aufgrund des Wegfalls von Millionen von Geburten in den Kriegsjahren und des immer früheren Eintritts in die Invalidität vorgebracht. Insgesamt könnten, so das Argument, die deutsche Wirtschaft und der deutsche Staat die zunehmende Versicherungsbelastung auf Dauer nicht mehr stemmen.[21]

Diese drei Argumentationsstränge verwoben sich letztlich zum Topos einer allgemeinen und bedrohlichen „Körperkrise" der Weimarer Republik, auf die nicht zuletzt auch Aspekte der wirtschaftlichen Krisen zurückgeführt werden konnten.[22] In seiner programmatischen Rede zum Wirtschaftsprogramm der Reichsregierung vor der Industrie- und Handelskammer in Berlin 1926 prophezeite Lewald, Präsident des einflussreichen Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen (DRA), gar das nahe Umschlagen von Arbeitslosigkeit in Arbeitskräftemangel in Folge der oben geschilderten Faktoren.[23] Zwei Fragen rückte er in das Zentrum seiner Ausführungen: Erstens, was vermag die Arbeitskraft auf möglichst lange Jahre hinaus zu erhalten, und zweitens, wie kann die „gewaltige Belastung der deutschen Wirtschaft durch unproduktive Ausgaben, die Aufwendungen für die Sozialversicherung herabgemindert werden?"[24]

Um den Worten Lewalds Nachdruck zu verleihen, hatte der DRA zuvor zahlreiche Wissenschaftler um Gutachten über das Zusammenspiel von Sport und Wirtschaft gebeten. So ließ er Otto Kestner, Professor für

19 Lewald, Sport, deutsche Wirtschaft und Volksgesundheit, S. 2f.

20 Young-Sun Hong: Welfare, Modernity, and the Weimar State, 1919-1933, Princeton 1998. Zum „Problem" der Kriegsinvaliden siehe Sabine Kienitz: Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914-1923, Paderborn 2008.

21 Siehe etwa Lewald, Sport, deutsche Wirtschaft und Volksgesundheit, S. 5-7.

22 Michael Makropoulos: Krise und Kontingenz. Zwei Kategorien im Modernitätsdiskurs der Klassischen Moderne, in: Moritz Föllmer/Rüdiger Graf (Hgg.): Die „Krise" der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters, Frankfurt/Main 2005, S. 45-76; Michael Mackenzie: Maschinenmenschen. Athleten und die Krise des Körpers, in: ebenda, S. 319-345.

23 Lewald, Sport, deutsche Wirtschaft und Volksgesundheit, S. 27.

24 Ebenda, S. 7.

Physiologie an der Universität Hamburg, folgendermaßen schlussfolgern: „Will man diese Folgen des Maschinenzeitalters an der Wurzel fassen, will man Darmtätigkeit und mangelnde Leistungsfähigkeit von Kreislauf und Wärmeregulation ätiologisch behandeln, so gibt es nur eine Möglichkeit: Der Mensch muß die Muskelarbeit, die ihm sein Beruf verlangt, außerhalb seines Berufes suchen. Muskelarbeit außerhalb des Berufes aber bedeutet Leibesübungen treiben."[25] Und Max Rubner, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Arbeitsphysiologie, schrieb in seinem von der DRA angeforderten Gutachten: „Die Schulung durch den Militärdienst ist verloren gegangen, also muß sie gesundheitlich durch die Leibesübungen ersetzt, und die ganze Bevölkerung als möglich dabei erfasst werden."[26] Den Ausgaben für den Sport stünden gegenüber: Weniger Todes- und Krankheitsfälle sowie bessere körperliche Leistungen im Arbeitsleben.[27] Kurzum, angesichts der diagnostizierten „Körperkrise" wurde der Sport als ein entscheidender Heilsbringer propagiert.

Der Sport im „gewaltigen Laboratorium" der Arbeit

Die Grundannahmen über das Verhältnis von Sport und Arbeit in der Weimarer Zeit können folgendermaßen zusammengefasst werden: Zum einen diene der Sport als Ausgleich zur Monotonie der fordistischen Arbeit. Zum anderen bereite er auf die Anforderungen der Arbeit vor, übe die für deren Bewältigung als erforderlich erachteten Eigenschaften wie erhöhte Aufmerksamkeit und körperliche Leistungsfähigkeit ein.[28] Schließlich schlossen diese Überlegungen auch psychische Momente mit ein. Betont wurde etwa die immense Rolle von Reaktionsschnelligkeit, Konzentrationsfähigkeit, Geistesgegenwart oder des „Willens". Der Sport

25 Ebenda, S. 19. Weitere Bemerkungen von Kestner zur wirtschaftlichen Bedeutung des Sports finden sich in Theodor Lewald: Leibesübungen und Volksgesundheit, in: Edmund Neuendorff (Hg.): Die Deutschen Leibesübungen. Großes Handbuch für Turnen, Spiel und Sport, Essen 1927, S. 35-40.

26 Lewald, Sport, deutsche Wirtschaft und Volksgesundheit, S. 21.

27 Ebenda, S. 23.

28 Frank Becker: Der Sportler als „moderner Menschentyp". Entwürfe für eine neue Körperlichkeit in der Weimarer Republik, in: Clemens Wischermann/Stefan Haas (Hgg.): Körper mit Geschichte. Der menschliche Körper als Ort der Selbst- und Weltdeutung, Stuttgart 2000, S. 223-243. Zum Leistungsbegriff im Zusammenhang mit Sport siehe insbesondere Wolfram Pyta: Vom Segen zum Fluch? Der Beitrag von Leistung und Wettbewerb zur Karriere des Sports in Deutschland, in: Markus A. Denzel/Margarete Wagner-Braun (Hgg.): Wirtschaftlicher und sportlicher Wettbewerb. Festschrift für Rainer Gömmel zum 65. Geburtstag, Stuttgart 2009, S. 239-255.

verändere also den Menschen physisch und psychisch und befähige ihn, die neuen Anforderungen des Arbeitslebens zu meistern.[29]

Der Sport war mehr als eine besondere Geselligkeitsform oder ein beliebtes, aber bedeutungsloses Vergnügen. Er war eine spezifische körperliche Praxis, die moderne gesellschaftliche Werte wie Leistung, Wettbewerb und Fairness vermittelte und sie darüber hinaus in öffentlichen Aufführungen in Szene zu setzen vermochte. In diesem Kontext ist die exponierte Rolle von Wissenschaftlern kein Zufall. Auch im Sport lassen sich Prozesse der Verwissenschaftlichung sozialer und kultureller Phänomene erkennen, zeigt sich die spezifische Regulierung von Körpern durch wissenschaftliche Normen und Techniken und die zunehmende Bedeutung von Experten, denen aufgrund ihres Fachwissens Urteilskompetenz und Entscheidungsbefugnis zugewiesen wurde.[30]

Wie sehr die wissenschaftlichen Fürsprecher des Sports in den 1920er Jahren von den Maximen der Weimarer Rationalisierungskultur, wie Produktivität, Leistungssteigerung und anthropotechnischen Verbesserungsstrategien, geprägt waren, zeigt auch der methodische Brückenschlag, den Arthur Mallwitz 1928 schlug: „Die Eigenarten jeder maschinellen Bedienung müssen begriffen und berücksichtigt werden, mit Hilfe von psycho-physischen Eigenschaften des die Maschine bedienenden Arbeiters – in diesem Moment liegt eine wesentliche Beziehung zwischen Arbeit und Sport."[31] Es ist aufschlussreich, dass Mallwitz nicht nur die physiologischen, sondern auch die psychischen Eigenschaften des Körpers erwähnte, waren doch psychotechnische Forschungspraktiken – so Walter Benjamin – Teil jenes „gewaltige[n] Laboratorium[s], das eine neue Wissenschaft: die Wissenschaft von der Arbeit, gerade in Deutschland in kurzer Zeit erstellt hat".[32] Und tatsächlich wurde der Sport in den 1920er Jahren in dieses „gewaltige Laboratorium" eingeordnet, was sich auf institutioneller Ebene beispielsweise im psychotechnischen Laboratorium der Deutschen Hochschule für Leibesübungen (DHfL) in Berlin oder in der Psychotechnischen Hauptprüfstelle für

29 Besonders deutlich kommt dies zum Ausdruck in Ludwig Lewin (Hg.): Der erfolgreiche Mensch, 3 Bde., Berlin 1928. Auf den Sport geht im ersten Band (*Voraussetzungen des persönlichen Erfolges*) ein: Artur Vieregg: Trainiere deinen Körper! (S. 145-162), und im dritten Band (*Der öffentliche Erfolg*) Max Schmeling: Der Weg des Sporthelden (S. 211-219).

30 Lutz Raphael: Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), S. 165-193.

31 Mallwitz, Arbeit und Sport, S. 15.

32 Walter Benjamin: Karussell der Berufe [1930], in: ders.: Gesammelte Schriften, hg. von Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser, Bd. II/2, Frankfurt/Main 1977, S. 667-676, hier S. 669.

Sport und Berufskunde der Preußischen Polizeischule für Leibesübungen in Spandau niederschlug.[33]

Die Psychologie profitierte in der Weimarer Zeit vom zunehmenden Interesse an wissenschaftlichen Techniken der Menschenführung, -optimierung und -anpassung einerseits, von Erwartungen auf Befreiung des Individuums andererseits. Psychologisches Wissen über Funktion und Formbarkeit des Selbst definierte also einen subjektbezogenen Machbarkeitshorizont und bezog ihre Legitimation aus dem Versprechen der praktischen Anwendbarkeit.[34] Der Sport galt in diesem Kontext als eine Art psychotechnische Versuchsanordnung, die sowohl auf die exakte Identifizierung von mentaler Eignung und Leistung als auch auf die Einübung leistungsfördernder Techniken zielte.[35]

Die psychotechnische Sportforschung diente in erster Linie der systematischen Untersuchung der Leistungssteigerung.[36] Das hieß: „Experimentelle Erforschung der körperlichen Arbeit und der dafür erforderlichen psychischen Kräfte, diagnostische psychologische Eignungsprüfung für alle Sportarten, bestmögliche Leistungs- und Konstitutionssteigerung durch die Leibesübungen, Erzielung von Höchstleistungen."[37] Die Untersuchungen kreisten – grob skizziert – um Fragen der Sinneswahrnehmung, des Vorstellungs-, Willens- und Gefühlslebens, der Geistesgegenwart und Entschlusskraft sowie der Arbeitsleistung.[38]

Die Kernbegriffe dieses Forschungszweiges – „Eignung" und „Leistung" – waren der Welt der Arbeitswissenschaften entnommen. Neben

33 John Hoberman: Sterbliche Maschinen. Doping und die Unmenschlichkeit des Hochleistungssports, Aachen 1994, S. 206; Anne Fleig: Körperkultur und Moderne. Robert Musils Ästhetik des Sports, Berlin 2008, S. 76f. Mit Blick auf die europäische Entwicklung vgl. Günther Bäumler: The Dawn of Sport Psychology in Europe, 1880-1930, in: Christopher D. Green/Ludy T. Benjamin Jr. (Hgg.): Psychology Gets in the Game. Sport, Mind, and Behavior, 1880-1960, Lincoln, NB 2009, S. 20-77.

34 Greg Eghigian u. a.: Introduction: The Self as Project: Politics and the Human Sciences in the Twentieth Century, in: Osiris 22 (2007), S. 1-25.

35 Ausführlich Noyan Dinçkal: „In die seelische Struktur des Sportmans eindringen". Sport als psychotechnische Versuchsanordnung in der Weimarer Republik, in: Franz Bockrath (Hg.): Anthropotechniken im Sport. Lebenssteigerung durch Leistungsoptimierung?, Bielefeld 2012, S. 153-174. Allgemein siehe Eva Horn: Test und Theater. Zur Anthropologie der Eignung im 20. Jahrhundert, in: dies./Ulrich Bröckling (Hgg.): Anthropologie der Arbeit, Tübingen 2002, S. 109-127.

36 Robert W. Schulte: Eignungs- und Leistungsprüfung im Sport. Die psychologische Methodik der Wissenschaft von den Leibesübungen, Berlin 1925, S. 23f.

37 Carl Diem: Die deutsche Hochschule für Leibesübungen, Berlin 1924, S. 32.

38 Robert W. Schulte: Probleme, Methoden und Ergebnisse der Psychologie der Leibesübungen, in: Karl Bühler (Hg.): Bericht über den IX. Kongreß für experimentelle Psychologie in München vom 21.-25. April 1925, Jena 1926, S. 217f.; ders.: Grundfragen einer Psychologie der Leibesübungen, in: Neuendorff (Hg.), Die Deutschen Leibesübungen, S. 107-123.

den Verfahren deuten auch die Motive und Argumente, mit denen eine solche Praxis begründet wurde, in diese Richtung, zielten sie doch nicht nur darauf ab, vergleichbare Daten für die körperliche Entwicklung zu erheben, sondern auch auf der Basis der gesammelten Daten einzelnen Personen die geeignete Sportart zuzuweisen.[39] Die Anpassung erfolgte hier nicht mittels moralischer Belehrung, ökonomischen Zwangs oder schlechter Noten, sondern durch die Ermittlung von Körperdaten, Leistungsmessung und die wissenschaftlich „exakte" Prognose von Leistungsfähigkeit. Insofern spiegeln sich in der Sportpsychotechnik deutlich die Denkmuster und Kategorien der Rationalisierungskultur der 1920er Jahre, deren konzeptuellen Kern neben den Begriffen „Eignung" und „Leistung" die Phrase vom „rechten Mann am rechten Platz" markierte.[40]

Die Verbindung der Weimarer Sportpsychologie mit den Arbeitswissenschaften manifestierte sich besonders ausgeprägt in der Person Robert Werner Schultes, dem wohl umtriebigsten Sportpsychologen der 1920er Jahre. Schulte war Leiter des psychotechnischen Laboratoriums an der Deutschen Hochschule für Leibesübungen. Zuvor war er an Eignungsprüfungen von Piloten, Polizisten und Postangestellten beteiligt.[41] Nach Kriegsende war er Assistent am Laboratorium für industrielle Psychotechnik an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg, Dozent für experimentelle und praktische Psychologie an der Humboldt-Hochschule, Leiter der Psychotechnischen Hauptprüfstelle für Sport und Berufskunde und arbeitete in diversen Beiräten von Behörden und Industrien für Rationalisierung und Arbeitshygiene.[42] Und es war insbesondere Schulte, der die Kooperation mit den Behörden suchte und in seinen Veröffentlichungen immer wieder die praktische Anwendbarkeit dieser psychotechnischen Prüfverfahren unterstrich, etwa für städtische Sportberatungsstellen, die Schulärzteschaft und den Sportunterricht.[43] Diese hätten die Aufgabe, Sporttreibenden den rechten Weg zu weisen, damit ihnen die „nutzlose Kraft- und Lustvergeudung" erspart werden

39 Wilhelm Reich: Einiges über Anthropometrie und psychotechnische Prüfungsarten, in: Die Leibesübungen 1 (1925), S. 572f.

40 Frank Becker: Sport bei Ford: Rationalisierung und Symbolpolitik in der Weimarer Republik, in: Stadion 17 (1991), S. 207-229.

41 Robert W. Schulte: Psychotechnik und Polizei. Probleme, Methoden und Erfahrungen, Oldenburg 1926.

42 Willi Gorzny (Hg.): Deutsches Biographisches Archiv, N. F. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, München 1989-1993, Mikrofiche-Edition 1193, Sp. 302-307. Zu Schulte siehe auch Jürgen Court, Sportanthropometrie und Sportpsychologie in der Weimarer Republik, in: Sportwissenschaft 32 (2002), S. 401-414, hier S. 403f.

43 Robert W. Schulte: Neigung, Eignung und Leistung im Sport, in: Die Körpererziehung 1 (1923), Teil I: S. 135-138, Teil II: S. 170-172, hier S. 136f.

könne.[44] Voraussetzung hierfür seien auf wissenschaftlichen Untersuchungen basierende Ratschläge, damit nicht wahllos Leibesübungen „verordnet" würden. Das Maß und die Art von körperlicher Betätigung müsse „nach der körperlichen und geistigen Beschaffenheit des betreffenden Menschen" abgestuft werden, „um ein Höchstmass von Leistungsverbesserung und Lebensfreude zu erzielen, Ueberanstrengung zu vermeiden und dauernde Befriedigung zu schaffen."[45] Bei der Sportpsychotechnik handelte es sich also um eine anwendungsorientierte Leistungswissenschaft und Sozialtechnologie, die, unverkennbar nach Effizienzkriterien ausgerichtet, auf die Führung, Optimierung und Anpassung des Selbst zielte.

Zweifellos nahm die Sportpsychotechnik einzelne, möglichst klar voneinander unterscheidbare psychische Eigenschaften in den Blick, konstruierte auf dieser Grundlage Typen, um sie dann in steuerbare Gruppen zu bündeln. Doch dies steht nicht zwangsläufig im Gegensatz zu dem Anspruch, den individuellen psychischen Dispositionen gerecht zu werden. Die Wissenschaftler suchten auch exaktes Wissen über individuelle Differenzen zu generieren. Dabei zielten sie keineswegs auf die Bestimmung einer scharfen Grenze zwischen Normalität und Abnormität, sondern auf „Variationen von Individualität innerhalb der Normalität selbst, die erst eine begründete Beurteilung und Förderung von Menschen erlaube".[46] In der psychotechnischen Forschung ging es also auch um die regulative Humanisierung gesellschaftlicher Verhältnisse.[47] Vor diesem Hintergrund wird die weitgehend positive Aufnahme der Psychotechnik durch Schulreformer, die das Schulwesen unabhängig von sozialer Herkunft strikt nach Leistung und Begabung reformieren wollten,[48] und Gewerkschaften, die sich dadurch neue, gerechtere Kriterien in der Einstellungspolitik erhofften, verständlich.[49]

Der Sport schien Hoffnungen dieser Art vorwegzunehmen, weil ihm ein gewisses utopisches Moment zugeschrieben wurde, dessen herausragendes Merkmal ein egalitäres Strukturprinzip war, das mit den Begriffen „Chancengleichheit" und „Leistungsgerechtigkeit" beschrieben werden kann. Die Ausgangsbedingungen waren – zumindest der Idee nach – gleich. Der Erfolg auf dem Sportplatz basierte nicht auf Herkunft

44 Ebenda, S. 170.
45 Ebenda, S. 137.
46 Fleig, Körperkultur und Moderne, S. 65.
47 Dominic Schrage: Psychotechnik und Radiophonie. Subjektkonstruktionen in artifiziellen Wirklichkeiten 1918-1932, München 2001, S. 74.
48 William Stern: Die Differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen, Bern 1994 [1911], S. 7.
49 Anson Rabinbach: The Human Motor. Energy, Fatigue and the Critique of Modernity, Berkeley 1991, S. 331-334.

und Privilegien, sondern auf individueller Eignung und Leistung, die *ad hoc* und öffentlich zu erbringen war.[50] Und wenn der Psychologe Fritz Giese behauptete: „Rekord und Akkord sind verwandt, denn sie stellen eine exakte Quittung für die Leistung dar“,[51] dann verweist dies darauf, dass der Sport mit der Psychotechnik einen abstrakten Leistungsbegriff teilte, der von gesellschaftlichen, kulturellen und ökonomischen Komponenten losgelöst war und gerade deshalb für eine objektive, messbare und damit auch unparteiische Beurteilung geradezu prädestiniert schien.

Physiologie, Arbeit und Sport

Die immer wieder postulierte Schnittmenge von Sport und Arbeit manifestierte sich besonders deutlich in der engen Verbindung der Deutschen Hochschule für Leibesübungen und des Kaiser-Wilhelm Instituts für Arbeitsphysiologie (KWI-A).[52] Die DHfL war in Deutschland (und auch international) eine der bedeutendsten Forschungs- und Ausbildungseinrichtungen der Sportbewegung. Sie steht für einen ersten Institutionalisierungsschub der wissenschaftlichen Erforschung des Sports in der Weimarer Republik.[53] Zahlreiche Abteilungen dieser Einrichtung forschten zu den körperlichen Auswirkungen sportlicher Betätigung, um immer spezifischere Details des Sportlerkörpers zu begreifen, zu beschreiben und in Fachtermini zu bringen.[54] Zusammenfassend lässt sich hier festhalten, dass die DHfL erstmals moderne, in den Weimarer Jahren populäre Sozialtechnologien wie Anthropometrie, Arbeitsphysiologie und Psychotechnik zu einer ebenso interdisziplinären wie praxisorientierten Leistungswissenschaft bündelte.[55]

50 Hierzu vgl. vor allem Frank Becker: Amerikanismus in Weimar. Sportsymbole und politische Kultur in der Weimarer Republik, Wiesbaden 1993, S. 172.

51 Fritz Giese: Psychotechnik in der Körpererziehung, Dresden 1928, S. 67.

52 Der 1921 abgeschlossene Kooperationsvertrag befindet sich im Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft (MPG-Archiv), I Rep. 1A, Nr. 4444. 1929 zog das KWI-A nach Dortmund, womit auch eine inhaltliche Neuorientierung einherging. Siehe Gertraud Schottdorf: Arbeits- und Leistungsmedizin in der Weimarer Republik, Husum 1995, S. 115-121.

53 Jürgen Court: Vor 90 Jahren: Die Gründung der Deutschen Hochschule für Leibesübungen, in: Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 22 (2009), S. 227-247.

54 Ausführlich Noyan Dinçkal: Der Körper als Argument. Die Deutsche Hochschule für Leibesübungen und die Produktion wissenschaftlicher Gewissheiten über den Nutzen des Sports, in: Michael Krüger (Hg.): Der Deutsche Sport auf dem Weg in die Moderne. Carl Diem und seine Zeit, Münster 2009, S. 173-197.

55 Eisenberg, „English Sports“, S. 354.

Eröffnet wurde die als „Kraftzentrale für das deutsche Volk“[56] propagierte Einrichtung 1920 im Beisein hochrangiger Personen wie etwa des Reichspräsidenten Friedrich Ebert und des Chefs der Heeresleitung, General Hans von Seeckt.[57] Der Gründungsakt zeigt deutlich, dass der Sport die Unterstützung einflussreicher Kreise und staatlicher Stellen genoss. Dabei war die DHfL eine private Einrichtung, die zwar mit staatlicher Hilfe und starker personeller Unterstützung der Berliner Universitätsmedizin entstand, aber institutionell außerhalb der Universitäten angesiedelt war. Insgesamt ging die Hochschule aus einer Allianz zwischen Universitäten, Sportverbänden und Reichsbehörden hervor.[58]

Der noch jungen Forschungsinstitution DHfL ging es vor allem darum, mit dieser prestigeträchtigen Kooperation mögliche Zweifel an ihrer wissenschaftlichen Ernsthaftigkeit auszuräumen.[59] Das KWI-A seinerseits machte geltend, dass durch die Verbindung zum Sport jederzeit Versuchspersonen für arbeitsphysiologische Experimente zur Verfügung stünden, aber auch, dass sich Untersuchungen über die gewerbliche Arbeit leicht an Versuche bei Sportleistungen anschließen ließen.[60] Zudem muss man die inhaltliche Neuausrichtung des KWI-A nach dem Ersten Weltkrieg berücksichtigen. Beschäftigte sich das Institut während der Kriegsjahre vorrangig mit ernährungsphysiologischen Fragen, so wandte es sich ab etwa 1920 neueren Themen zu: „Die Industrie will wissen, unter welchen Bedingungen der menschliche Organismus am rationellsten diejenige Leistung hervorbringt, die für das Wirtschaftsleben bedeutungsvoll sind. Muskel- und Geisteskräfte sind es, die für den Wirtschaftskampf in Frage kommen. Will man diese Kräfte rationell wirken lassen, so muss man wissen, wie sie entstehen“, ist im Jahresbericht des Instituts 1920-1922 zu lesen. Weiterhin führte das Papier einzelne Komplexe auf, die unter diesem neuen Arbeitsprogramm zu berücksichtigen seien. Neben der Anordnung der Arbeitspausen, dem „Problem“ des Achtstundentags und Bewegungsstudien bei der Massenfabrikation wurde auch die Bedeutung des Sports für die berufliche Leistungsfähigkeit erwähnt.[61]

56 Gerhard Krause: Vom Stadion zum Sportforum, in: Alfred Schiff (Hg.): Die Deutsche Hochschule für Leibesübungen 1920-1930, Magdeburg 1930, S. 20-26, hier S. 23.

57 Deutscher Reichsausschuss für Leibesübungen (Hg.): Eröffnung der Deutschen Hochschule für Leibesübungen 15. Mai 1920. Aula der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, o. O. 1920, S. 4. Zur Gründung der DHfL siehe auch Deutscher Reichsausschuß für Leibesübungen (Hg.): Denkschrift über die Gründung einer Deutschen Hochschule für Leibesübungen, Berlin 1919.

58 Träger der Hochschule war der DRA. Vgl. Eisenberg, „English Sports“, S. 352-357.

59 MPG-Archiv, III. Abt., Rep. 8: Nachlass Max Rubner, Nr. 83/13, Zitat S. 1.

60 MPG-Archiv, I. Abt., Rep. 1A, Nr. 1379: 104.

61 MPG-Archiv, I. Abt., Rep. 1A, Nr. 1393: 159f.

Die ideelle Basis der Zusammenarbeit bestand in der Ansicht, dass zwischen Sport- und Arbeitsphysiologie in Methodik, Untersuchung und Ziel kein wesentlicher Unterschied bestehe.[62] Eine Grundannahme war, dass die Kräftigung des Körpers durch Leibesübungen die Berufsarbeit fördern und gewerbliche Schäden mindern würde. Aber welche Sportart für welche Berufstätigkeit förderlich sei, ob Arbeitspausen der Erholung dienen sollten oder ob es für die Produktivität besser sei, diese Zeit mit Sport zu verbringen, ob die Geschicklichkeit in einer Sportart auch die Geschicklichkeit bei der Arbeit fördere, auf diese Fragen wollte die Forschung noch Antworten finden.[63]

Insgesamt hatte die Zusammenarbeit ein dreifaches Ziel: Zum einen die Untersuchung der Frage, welche körperliche Arbeitsleistung je nach Alter, Geschlecht und Konstitution verlangt werden könne, ohne die Gesundheit zu gefährden. Zweitens sollten, um auf schnellstem Wege Leistung zu erzielen, Grundlagen für die effektive Anordnung und Regelung körperlicher Übungen erarbeitet werden. Schließlich ging es allgemein um den Nachweis der fördernden und leistungssteigernden Wirkung von Leibesübungen für die Berufstätigkeit. So untersuchte man mittels Ermüdungsmessungen, bis zu welchem Grad die Intensivierung und Rationalisierung der Arbeit vorangetrieben werden könne. Insbesondere die umfangreichen Respirationsversuche dienten der Beantwortung der Frage, unter welchen Bedingungen eine geforderte Arbeitsleistung mit einem Mindestmaß an Kraftaufwand und Energieabgabe des Körpers geleistet werden könne. Hierzu bestimmte man mit Respirationsapparaten und Stoffwechseluntersuchungen sowohl beim Sport als auch bei diversen Arbeitsverrichtungen den Wirkungsgrad verschiedener Bewegungsformen bei der Veränderung etwa der Geschwindigkeit oder der Geräteanordnung. Weitere Experimente bezogen sich auf die Effekte von Arbeitsrhythmus und Ruhepausen.[64]

Kraftverschwendung und Eigensinn

Sowohl dem wissenschaftlichen Zugriff auf den Sport als auch den Legitimationsfiguren der Sportfunktionäre ist gemein, dass sie im Sport kein zweckfreies „Körperspiel“ erblickten.[65] Unmissverständlich brachte dies

62 So der DRA-Präsident Lewald. Siehe MPG-Archiv, I. Abt., Rep. 1A, 1353: 212f.

63 Hans Hoske: Die Leibesübungen in der sozialen Medizin, in: Schiff (Hg.), Die Deutsche Hochschule, S. 45-48, hier S. 47.

64 Diem, Die Deutsche Hochschule, S. 31f.

65 Zum Begriff des „Spiels“, zu seinen sozialen wie kulturellen Funktionen, sowie zur Frage der Zweckfreiheit und Ernsthaftigkeit siehe Roger Caillois: Die Spiele und die

1930 der Doyen der deutschen Sportbewegung, Carl Diem, zum Ausdruck, als er im Rückblick auf die DHfL-Gründung dem Sport als purem Zeitvertreib seine deutliche Ablehnung entgegen brachte.[66] Und der Physiologe Robert Herbst machte in seinem Artikel zu *Sport und Arbeit* im *Handbuch der Arbeitsphysiologie* (1927) für den Siegeszug des Sportes weniger den Wunsch nach körperlicher Befriedigung des „menschlichen Spiel- und Bewegungstriebes" verantwortlich, sondern vielmehr den Umstand, dass Sport als ein Mittel zum Zweck betrachtet werde, „als ein Mittel zur körperlichen und geistigen Ertüchtigung des Menschen". Dabei nähmen die Ertüchtigung und das Training des Körpers für den Arbeitsprozess eine überragende Stellung ein.[67]

Ob und in welchem Ausmaß dieses Motiv für die abertausenden von Menschen, die in den Weimarer Jahren Sport trieben, in Rechnung gestellt werden muss, kann hier nicht abschließend beurteilt werden, ebenso wenig wie die damit verbundene Frage, inwieweit sich das Sporttreiben bereits in den 1920er Jahren als eine „Technologie des Selbst" darstellte.[68] Mir geht es im Folgenden vielmehr um die Identifizierung, Diagnose und Bewertung „widerspenstigen" Verhaltens in den Expertendiskursen selbst und nicht zuletzt um die darin diskutierten Strategien, „unproduktive" Formen des Sporttreibens zu unterbinden.

Sportliches Handeln als eine spezifische körperliche Praxis konnte mit verschiedenen Bedeutungen aufgeladen werden. Der Sport ist – wie Wolfram Pyta hervorgehoben hat – ein prinzipiell deutungsoffenes soziales und kulturelles Feld.[69] Insofern verweisen die oben aufgeführten Diskursstränge auf das Bemühen einer eng mit der Weimarer Rationalisierungskultur verwobenen und erst im Entstehen begriffenen Leistungswissenschaft um Deutungshoheit über ein noch junges Kulturphänomen. Als eine wichtige kulturelle Ressource, die den Siegeszug des Sports flankierte, kann tatsächlich der Leistungs- und Wettbewerbsge-

Menschen. Maske und Rausch, Stuttgart 1960 und Bourdieu, Glaube und Leib, S. 122f.

66 Carl Diem: Entstehung und Ziel, in: Schiff (Hg.), Die Deutsche Hochschule, S. 1-4, hier S. 2. Zu Carl Diem siehe die hervorragende Studie von Frank Becker: Den Sport gestalten, Carl Diems Leben, 4 Bde., Duisburg 2007-2012.

67 Robert Herbst: Sport und Arbeit, in: Edgar Atzler (Hg.): Körper und Arbeit. Handbuch der Arbeitsphysiologie, Leipzig 1927, S. 716-733, hier S. 716.

68 Michel Foucault: Technologien des Selbst, in: Luther H. Martin u. a. (Hgg.): Technologien des Selbst, Frankfurt/Main 1993, S. 24-62. Siehe auch Matthias Schierz: Die Erziehung der Muskeln und der gelehrige Körper des Athleten. Eine diskursgeschichtliche Skizze sportpädagogischer Hypotheken, in: SportZeiten 3 (2003), S. 33-44 sowie den Beitrag von Simon Graf in diesem Heft.

69 Wolfram Pyta: Geschichtswissenschaften und Sport – Fragestellungen und Perspektiven, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 61 (2010), S. 388-401, hier S. 391.

danke identifiziert werden. Es war nicht zuletzt diese Ausrichtung, die für die milieuübergreifende soziale Akzeptanz des Sportes in der Weimarer Republik verantwortlich war. Der Rationalitäts- und Verwissenschaftlichungsdiskurs seit den 1920er Jahren ließ sich leicht daran anschließen. Das bedeutet aber nicht, dass der Sport nicht auch in anderer Weise mit Sinn aufgeladen werden konnte, und zwar in einer Weise, die dem Bemühen, den Sport endlich in die – wie der Leiter des KWI-A Max Rubner es ausdrückte: „Ökonomie des Körpers“[70] – einzureihen, deutlich zuwiderlaufen konnte. Tatsächlich beinhaltete der Sport immer auch andere, im Vergleich zu diesen hegemonialen Diskursen durchaus subversive und autonome Praktiken, die eindeutige Sinnzuweisungen ausschlossen.

Diese widerspenstigen Elemente des Sports, die mit den Maximen der Produktivität und der Leistungssteigerung im Beruf nicht in Einklang zu bringen waren, wurden von Zeitgenossen durchaus erkannt. Welche Deutungen, Konsequenzen und Angleichungen provozierten nun diese „falschen“ Sportpraktiken in den wissenschaftlichen Debatten? Das Grundlamento der Experten lautete: Überlasse man die sportliche Betätigung dem Gutdünken der Arbeitenden, so werde erstens der Einsatz des Körpers im Sport physiologisch nicht „richtig dosiert“, was zwangläufig zu Übertreibungen führe.[71] Das Resultat sei, dass die Arbeitskraft, die für die tägliche Berufsarbeit zu Verfügung stehen sollte, vermindert werde.[72] Dieser Umstand gelte insbesondere für besonders hervorragende SportlerInnen, da ihre berufliche Leistungsfähigkeit nach sportlichen Höchstleistungen infolge überstarker Ermüdung für mehrere Tage zurückgehe.[73] Überhaupt habe – so Gerbis – die Sportbewegung „Auswüchse gezeigt, die nicht gebilligt werden können. Mancher Jüngling, der den Sonnabendnachmittag und den Sonntag anstrengender Sportarbeit [sic] widmet, kommt Montag früh erschöpfter zur Arbeit, als er sie am Wochenende verließ“.[74] Es zeigte sich also, dass ein besonders guter und enthusiastischer Sportler nicht automatisch auch ein besonders guter und enthusiastischer Arbeiter war.

Zweitens ist zu erwähnen, dass die Auseinandersetzungen mit „falschen“ Sportpraktiken im Kontext einer sich bereits in den 1920er Jah-

70 Max Rubner: Rückblick und Ausblick auf die Pflege der Leibesübungen, in: Schiff (Hg.), Die Deutsche Hochschule, S. 31-36, hier S. 35f.

71 Diem, Die Deutsche Hochschule (1924) verwendet auf S. 35 im Zusammenhang mit dem psychologischen Laboratorium der DHfL die Formulierung „optimale Dosis Leibesübungen“.

72 Herbst, Sport und Arbeit, S. 728.

73 Schulte, Eignungs- und Leistungsprüfung im Sport, S. 46f.

74 Gerbis, Leibesübungen und Gewerbehygiene, S. 3.

ren abzeichnenden konsumorientierten Freizeit standen.[75] Dementsprechend gerieten die konsumorientierten Begleitumstände des sportlichen Wirkens in die Kritik, denn zu der allgemeinen Ermüdung trügen bei Wettkämpfen am Wochenende auch die Fahrten zu den jeweiligen Gegnern in „überfüllten Eisenbahnzügen“ oder Siegesfeiern mit übermäßigem Nikotin- und Alkoholgenuss bei. Dies alles addiere sich zu einem immer wiederkehrenden, wochenendlichen Pensum an Körperermüdung, die bis zur Aufnahme der Berufsarbeit am Wochenbeginn nicht mehr rückgängig gemacht werden könne.[76]

Drittens schließlich wurden moralische Bedenken geltend gemacht, die sich speziell gegen einzelne und insbesondere bei der Arbeiterschaft beliebte Sportarten richteten: Fußball, insbesondere in „wilden“, also nicht in Vereinsform organisierten Zusammenschlüssen, Boxkämpfe und Radrennen (vor allem Sechstagerennen wurden besonders kritisiert). Friedrich Wilhelm von der Linde (Vereinigung Deutscher Arbeitgeberverbände) zählte 1928 in der eingangs erwähnten Tagung der Gesellschaft für Gewerbehygiene hingegen das Turnen, Schwimmen und Wandern zu den „vernünftigen“ Sportarten.[77] Anknüpfend an Pierre Bourdieus Überlegungen zur Relation von Klassenzugehörigkeit, Klassenhabitus und körperlichem Kapital lässt sich hier von klassenspezifischen Körperpraktiken sprechen, die sich in diesem Fall in der Favorisierung von Kraft- oder Mannschaftssportarten mit einem hohen Körpereinsatz niederschlugen, was sich mit einer durch das Rationalisierungsdenken geprägten, „vernünftigen“ Sichtweise auf den Sport nur in Ansätzen vereinbaren ließ.[78] In der zeitgenössischen Kritik stand neben dem aktiven Betreiben dieser Sportarten auch der Konsum von Sportveranstaltungen, die als „Entartungen“ des Sportgedankens galten, im Vordergrund. Dadurch würden, so die immer wiederkehrende Kritik, die niedrigen und primitiven Sensationsgelüste befriedigt, gewalttätigen „Urtrieben“ gehuldigt, körperliche „Zügellosigkeit“ gefördert und dem ungehemmten Genuss von gesundheitsschädlichen Genussmitteln Vorschub geleistet.[79]

75 Siehe hierzu Christiane Eisenberg: Möglichkeiten und Grenzen der Konsumgeschichte: das Beispiel des Sportkonsums, in: Michael Prinz (Hg.): Der lange Weg in den Überfluss. Anfänge und Entwicklung der Konsumgesellschaft seit der Vormoderne, Paderborn 2003, S. 515-531.

76 Herbst, Sport und Arbeit, S. 728.

77 Friedrich Wilhelm von der Linde: Arbeitgeber und Leibesübungen, in: Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene (Hg.), Arbeit und Sport, S. 41-58, hier S. 56.

78 Pierre Bourdieu: Historische und soziale Voraussetzungen des modernen Sports, in: Merkur 39 (1985), S. 575-590. Vgl. auch ders.: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/Main 1982, S. 288-354. Zum „Klassenkörper“ im Sport vgl. auch den Beitrag von Simon Graf in diesem Heft.

79 Kling, Arbeit und Sport, S. 22f.; Linde, Arbeitgeber und Leibesübungen, S. 56f.

Die in den physiologisch-arbeitswissenschaftlichen Diskursen deutlich wahrnehmbare positive Beurteilung des „betriebsamen Menschen", der in „aktivistischen" Freizeitbetätigungen wie Sport Freude, Ablenkung, Spaß, Erlebnis und Lebensfreude finde, sollte also nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Modell des „Human Motor" (Rabinbach) bis in die 1930er Jahre präsent war.[80] Dieser Umstand zeigt sich nicht nur an Metaphern wie der „Maschine Mensch", um die sich die Gewerbehygiene verstärkt kümmern müsse,[81] oder an den „Jungarbeitern" und Lehrlingen, die „besonderer Wartung und Pflege" bedürften,[82] sondern vor allem an einer an den physikalischen Modellen der Thermodynamik orientierten Argumentation: Unvernünftig betriebener Sport führe zu einer Ermüdung (immer als Grenze der Leistungsfähigkeit gedacht), und die so verbrauchte Kraft des „Motor Mensch" könne sich dann in der Freizeit nicht wieder erneuern. Es ist keine Frage des Entweder-Oder, vielmehr ergänzten sich die Konzepte eines sich lustvoll und produktiv verausgabenden Körpers als individuell optimierbares System und eines noch immer im Schema des „menschlichen Motors" wahrgenommenen Körpers. Zudem ermöglichte es eben diese Ambivalenz, den „unvernünftig" betriebenen Sport zu den Formen der immer wieder beklagten, ungesunden wie unproduktiven Freizeittätigkeiten zu zählen, die der Sport doch eigentlich eindämmen sollte: „Würfelspiel und Schnapstrinken" in den „Fabrikvierteln" etwa oder Ausschweifungen „sexueller Art" speziell beim „Nachwuchs des Arbeiterstandes".[83]

Kurzum, nur ein nach wissenschaftlichen Kriterien maßvoll betriebener Sport gewährleiste, dass dieser auch dem Arbeitsleben zugutekomme. Ohne sonderlich konkret zu werden, wurden verschiedene Gegenmaßnahmen diskutiert: Sorgsame Überwachung des Sportbetriebs, Bekämpfung des wilden Sports und Förderung der Sportvereine, Anleitungen durch erfahrene Trainer, ärztliche Überwachung in Sportvereinen, ärztliche Tauglichkeitsprüfungen für den Sport, um nur einige Vorschläge zu nennen.[84] Vor allem aber dürfe man es „nicht dem Arbeiter über-

80 Zu den zeitgenössischen Debatten zur Arbeitsfreude siehe Hendrik de Man: Der Kampf um die Arbeitsfreude. Eine Untersuchung auf Grund der Aussagen von 78 Industriearbeitern und Angestellten, Jena 1927. Ferner vgl. Joan Campbell: Joy in Work, German Work. The National Debate, 1800-1945, Princeton 1989 und Peter-Paul Bänziger: Der betriebsame Mensch – ein Bericht (nicht nur) aus der Werkstatt, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 23 (2012), S. 222-236, insbesondere S. 222ff.

81 Gerbis, Leibesübungen und Gewerbehygiene, S. 4.

82 Linde, Arbeitgeber und Leibesübungen, S. 49.

83 Vgl. Mallwitz, Arbeit und Sport, S. 16; Kling Arbeit und Sport, S. 22. Vgl. zu diesen Ambivalenzen zeitgenössischer Körperkulturen auch den Beitrag von Astrid Kusser in diesem Heft.

84 Herbst, Sport und Arbeit, S. 728.

lassen, daß er sich außerhalb der Arbeitszeit bei Spiel und Sport von den Schäden der Fabrikarbeit erholt."[85]

Es sind diese Aspekte, die auch in den Debatten um die Zweckmäßigkeit des Betriebssportes immer wieder auftauchten.[86] Auch hier ging es darum, den Sport in die kontrollier- und gestaltbare Arbeitszeit zu integrieren.[87] Tatsächlich fand er in den ausgehenden 1920er Jahren verstärkt Eingang in die Arbeitswelt. Neben Firmen- und Behördensportvereinen (z.B. A.E.G., Siemens, Osram), die bereits Siegfried Kracauer in seinen Analysen über *Die Angestellten* beschrieb,[88] ging man in verschiedenen Großbetrieben dazu über, in die Arbeitszeit selbst 10- bis 15-minütige Sport- bzw. Turnpausen einzulegen.[89] Ein bekannteres Beispiel hierfür sind die Telefonistinnen in den Fernsprechämtern der Oberpostdirektion Berlin.[90] Hier wurde im Dienst der Vermittlungsbeamtinnen nach einer 4- bis 5-stündigen Dienstzeit eine Pause von 10 Minuten eingelegt, in welcher unter Leitung einer Vorturnerin Gelegenheit zu gymnastischen Übungen geboten wurde. Nach Untersuchungen des Blutdrucks, der Handdruckkraft und der Konzentrationsfähigkeit wurde festgestellt, dass die Aufmerksamkeit und Arbeitskraft der Telefonistinnen dadurch angestiegen sei.[91]

Doch trotz dieser Ergebnisse war die Einführung der Sportpause umstritten. Dass zum einen Gewerkschaften und Belegschaften die Einführung argwöhnisch betrachteten, laut Mallwitz diesem Unterfangen gegenüber gar feindselig eingestellt waren,[92] leuchtet unmittelbar ein. Jede Sportpause bedeutete eine Verlängerung des Arbeitstages. Walter Maschke, zwischen 1922 und 1933 Jugendsekretär des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, fasste seine Vorbehalte folgendermaßen zusammen: „Da aber jeder Arbeitnehmer das verständliche Bestreben hat, seinen Arbeitsplatz so früh wie möglich zu verlassen, um die freigebliebene Tageszeit nach eigener Bestimmung zu verwenden, ist es erklärlich, daß die bereits unternommenen Versuche, gymnastische

85 Gerbis, Leibesübungen und Gewerbehygiene, S. 4.

86 Der Betriebssport gehört noch immer zu den weitgehend weißen Flecken der historischen Forschung. Siehe als erste Annäherungen Getrud Pfister (Hg.): Zwischen Arbeitnehmerinitiativen und Unternehmensinteressen. Zur Geschichte des Betriebssports in Deutschland, St. Augustin 1999.

87 Gerbis, Leibesübungen und Gewerbehygiene, S. 4.

88 Siegfried Kracauer: Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland, Frankfurt/Main 1971 [1929/30], insbesondere S. 75-80, 98-101, 110-114.

89 Eine Liste der Betriebe findet sich in Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene (Hg.), Arbeit und Sport, Anlage 1, S. 59-62.

90 Andreas Killen: Berlin Electropolis. Shock, Nerves, and German Modernity, Berkeley 2006, S. 162-211.

91 Herbst, Sport und Arbeit, S. 731.

92 Mallwitz, Arbeit und Sport, S. 17.

Übungen in die Arbeitspausen zu legen, im allgemeinen wohl zu keinem Erfolg führten. Über diesen Tatbestand helfen auch eventuell wissenschaftlich einwandfreie Feststellungen, daß in die Arbeitszeit eingeschobene Leibesübungen durch ihre, die einseitige körperliche Betätigung ausgleichende Wirkung besser als volle Ruhe zur Beseitigung der Ermüdung beitragen, nicht hinweg."[93]

Zum anderen aber – und dieser Aspekt ist in diesem Zusammenhang aufschlussreicher – wurden grundsätzliche Bedenken geäußert und dabei gleichzeitig das „Wesen" des Sports verhandelt. Es war insbesondere Hanns Sippel, Sportpsychologe und ab 1925 Nachfolger Schultes am Psychologischen Laboratorium der DHfL, der dem zweckgebundenen und an den Maximen der Produktivität und Effizienz orientierten Sportzugriff im kulturkritischen Duktus Gegenbegriffe wie „Körperspiel", „Erleben" und „schöpferisches Leben" entgegenstellte. In diesem Kontext wurden eine „Eigenweltlichkeit" und ein Eigensinn des Sports geltend gemacht. Polemisch wandte Sippel ein: „Das alte Verfahren, in die Arbeitszeit Pausen einzuschalten, in denen sich der Arbeiter selbst überlassen blieb, wurde durch die Ideenwelt der Rationalisierung dahin abgeändert: die freie Zeit der Pause sollte besonders produktiv gestaltet werden durch Ausfüllung mit einer Betätigung, die der Einfachheit halber vorläufig kurz als ‚Leibesübungen' bezeichnet sein mag. Bei der Durchführung dieser Maßnahme glaubte man, auch das kleinste Zeitteilchen nicht mehr der Selbstbestimmung und Selbstbesinnung des Menschen überlassen zu dürfen, sondern die Pause sollte einzig und allein im Hinblick auf die nachfolgende Leistung ‚nach wissenschaftlichen Erkenntnissen' forciert-erholend gestaltet werden."[94]

Der Sport im Betrieb eigne sich nicht zu Produktivitätssteigerung und für eine effizientere Organisation des Produktionsvorganges, weil es sich dabei um eine „körperliche Sphäre" handle, die sich durch Freiwilligkeit, Bedeutungslosigkeit und Zweckfreiheit auszeichne. Mit anderen Worten, Sippel fasste den Sport als eine körperliche Praxis, der jede wirtschaftliche Verwertbarkeit abging und die sogar im Gegensatz zur Arbeit stand.[95] Während etwa die rationale Arbeitsorganisation in körperlicher Hinsicht jedes Hindernis zu beseitigen versuche, das den Produktionsablauf aufhalten könnte, um mit möglichst geringer Kraftaufwendung in kürzester Zeit den größten wirtschaftlichen Erfolg zu erzie-

93 Walter Maschke: Arbeiter und Leibesübungen, in: Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene (Hg.), Arbeit und Sport, S. 63-67, hier S. 65.

94 Hanns Sippel: Psychologische Überlegungen zur Frage der Sportpause, in: Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene (Hg.), Arbeit und Sport, S. 34-42, hier S. 34.

95 Ebenda, S. 37.

len, verhalte es sich beim Sport genau andersherum.[96] In diesem Fall würden Hindernisse gesucht, Umwege und zusätzliche Schwierigkeiten eingebaut. In dieser Perspektive gehören Übertreibung und körperliche Verausgabung zum Wesen des Sports, ist der Sport eine besonders ausgeprägte Form der freiwilligen Kraftverschwendung.

Resümee

Selbstverständlich ist die Rationalisierung des Körpers, etwa Praktiken der Selbstkontrolle und der methodischen Lebensführung, wesentlich älter als der Taylorismus oder Fordismus.[97] Dennoch sind erhebliche Unterschiede auszumachen. Weniger der Sport denn das populäre Turnen und die beliebten Gymnastiksysteme waren im ausgehenden 19. Jahrhundert Beispiele für die Verquickung von Methoden zur Gesunderhaltung des Körpers auf der einen Seite, und des Glaubens an die Rationalisierbarkeit und Normierbarkeit des Körpers auf der anderen.[98] Es ging hierbei weniger um eine Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit, als um gesundheitsorientierte Körperertüchtigungen. In den 1920er Jahren hingegen verband die Rationalisierung des Körpers Formen und Ansprüche einer sich langsam herausbildenden Massenkultur und Konsumgesellschaft mit wissenschaftlich gestützten Techniken der Menschenführung. Es entstand eine spezifische Rationalisierungskultur, in der die beherrschenden Motive der Gesunderhaltung und Körperhaltung von der wissenschaftlichen Erfassung von Körperdaten und Bewegungsnormierung sukzessive abgelöst bzw. damit verwoben wurden.[99] Als vordringliches Problem galt nun die Erhaltung und Steigerung produktiver körperlicher Leistungen, nicht zuletzt am Arbeitsplatz.[100]

„Rationalisierung“ war in den Jahren zwischen der Inflation 1923 und der Weltwirtschaftskrise 1929 mehr als nur ein inflationär für alle möglichen sozialen und kulturellen Phänomene angewandtes Schlagwort.[101]

96 Ebenda, S. 39f.
97 Siehe Philipp Sarasin: Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914, Frankfurt/Main 2001.
98 Siehe hierzu bspw. Bernd Wedemeyer: „Der neue Mensch“. Köperkultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Würzburg 2004; Maren Möhring: Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur 1880-1939, Wien u.a. 2004; Noyan Dinçkal: Medikomechanik. Maschinengymnastik zwischen orthopädischer Apparatebehandlung und geselligem Muskeltraining, in: Technikgeschichte 74 (2007), S.227-250.
99 Als Überblick Thomas Alkemeyer: Aufrecht und Biegsam. Eine politische Geschichte des Körperkults, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 18/2007, S. 6-18.
100 Sarasin, Die Rationalisierung des Körpers, S. 81-85.
101 Peukert, Max Webers Diagnose, S. 71.

Die interdisziplinären und anwendungsorientierten Leistungswissenschaften der Weimarer Zeit waren zentrale Orte, an denen eben jenes Wissen produziert wurde und eben jene Diskurse entstanden, die die körperlichen Praktiken des Sports einer zweckrationalen, nutzenmaximierenden Idee verpflichteten. Der Rahmen hierfür war innerhalb der konstatierten „Körperkrise" der 1920er Jahre weit gesteckt. Dabei wurde immer wieder betont, dass der Sport, wenn er denn „nützlich" sein solle, nicht dem Zufall oder dem Belieben der Einzelnen überlassen werden könne, sondern unter die Aufsicht kontrollierender und regulierender Instanzen gehöre. Die Ausführungen des Sportpsychologen Schulte sind für diese Ansicht geradezu paradigmatisch: Nur in „der Hand des Arztes, des Erziehers, des Lehrers und des Staates werden die Leibesübungen zu einem wertvollen Mittel, helfend, bessernd und fördernd auf die breite Masse unseres Volkes einzuwirken. Wissenschaftliche Grundlagen dafür zu schaffen, ist die Aufgabe der Forschungsstellen, die sich mit der Untersuchung von Turnen, Spiel und Sport befassen."[102]

Die Kategorien, Ideen und Wissensformen kreisten in diesen Forschungsstellen vorwiegend um die Formung eines den Anforderungen der Moderne und der modernen Produktionsregime angepassten produktiven, effektiven und nützlichen Körpers. Insbesondere die Schnittstellen von „wissenschaftlichem Sport" und Arbeitswissenschaften sind überaus deutlich, sowohl hinsichtlich ihrer Methodik wie auch ihrer Erkenntnisziele. Speziell die Sportpsychotechnik erweist sich als Kind der Arbeitswissenschaften. Der Körper im Geflecht von Sport, Arbeit und Humanwissenschaften erscheint hierbei gleichermaßen als Effekt und Objekt dieses Wissens. In eben diesem Sinne war Sport Teil der Rationalisierungskultur, einer von den Prinzipien der Produktivität, der Steigerung und der Verbesserung durchdrungenen Gesellschaft.[103]

Das bedeutet aber keineswegs, dass der Sport als eine spezifische körperliche Praxis vollständig in den Kategorien und Deutungsmustern der Rationalisierungskultur aufging, wir es also mit einer stringenten, einseitigen Disziplinierungs- und Modernisierungsgeschichte zu tun haben.[104] Mit einer solchen Darstellung wären die vielfältigen Bemühungen der ExpertInnen, sich Deutungs- und Definitionshoheit über das Selbst und die Körper ihrer Klientel zu verschaffen, nicht zu fassen. Das Spannungsverhältnis von Sport, Wissenschaft und Rationalisierungskul-

102 Schulte, Eignungs- und Leistungsprüfung im Sport, S. 13.

103 Becker, Der Sportler als „moderner Menschentyp", S. 233, 239f.

104 Zu einer Sichtweise, die, anknüpfend an die Kritische Theorie, körperliche Praktiken des Sports hauptsächlich als ein physische Unlust in sekundäre Lust umformendes, dressierendes Mittel der Arbeitspraxis interpretiert vgl. Bero Rigauer: Sport und Arbeit, Frankfurt/Main 1969.

tur war durch Ambivalenzen und Konflikte charakterisiert, die zum einen – wie das Beispiel Sippel zeigt – auch innerhalb der Wissenschaften selbst angesiedelt waren. Zum anderen aber entzogen sich die konkreten körperlichen Praktiken im Sport durch „freiwillige Kraftverschwendung“ immer wieder der Erzeugung eines nützlichen und produktiven Körpers.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Carl und Liselott Diem-Archiv, Köln (CuLDA), Sachakten, Mappe 28.

Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft (MPG-Archiv), I Rep. 1A, Nr. 4444, 1379, 1393, 1353 und III. Abt., Rep. 8: Nachlass Max Rubner, Nr. 83/13.

Alkemeyer, Thomas: Aufrecht und Biegsam. Eine politische Geschichte des Körperkults, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 18/2007, S. 6-18.

Atzler, Edgar: Rationalisierung der menschlichen Muskelarbeit nach physiologischen Gesichtspunkten, in: ders./Gunther Lehmann: Anatomie und Physiologie der Arbeit. Handbuch der Arbeitswissenschaft, Bd. III/1, Halle/Saale 1930, S. 273-289.

Bänziger, Peter-Paul: Der betriebsame Mensch – ein Bericht (nicht nur) aus der Werkstatt, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 23 (2012), S. 222-236.

Bäumler, Günther: The Dawn of Sport Psychology in Europe, 1880-1930, in: Christopher D. Green/Ludy T. Benjamin Jr. (Hgg.): Psychology Gets in the Game. Sport, Mind, and Behavior, 1880-1960, Lincoln, NB 2009, S. 20-77.

Becker, Frank: Sport bei Ford: Rationalisierung und Symbolpolitik in der Weimarer Republik, in: Stadion 17 (1991), S. 207-229.

— Amerikanismus in Weimar. Sportsymbole und politische Kultur in der Weimarer Republik, Wiesbaden 1993.

— Der Sportler als „moderner Menschentyp“. Entwürfe für eine neue Körperlichkeit in der Weimarer Republik, in: Clemens Wischermann/Stefan Haas (Hgg.): Körper mit Geschichte. Der menschliche Körper als Ort der Selbst- und Weltdeutung, Stuttgart 2000, S. 223-243.

— Den Sport gestalten, Carl Diems Leben, 4 Bde., Duisburg 2007-2012.

Benjamin, Walter: Karussell der Berufe [1930], in: ders.: Gesammelte Schriften, hg. von Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser, Bd. II/2, Frankfurt/Main 1977, S. 667-676.

Bluma, Lars/Karsten Uhl (Hgg.): Kontrollierte Arbeit – disziplinierte Körper? Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Industriearbeit im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld 2012.

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/Main 1982.

— Historische und soziale Voraussetzungen des modernen Sports, in: Merkur 39 (1985), S. 575-590.

— Glaube und Leib, in: ders.: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/Main 1987, S. 122-146.

Caillois, Roger: Die Spiele und die Menschen. Maske und Rausch, Stuttgart 1960.

Campbell, Joan: Joy in Work, German Work. The National Debate, 1800-1945, Princeton 1989.

Court, Jürgen: Sportanthropometrie und Sportpsychologie in der Weimarer Republik, in: Sportwissenschaft 32 (2002), S. 401-414.

— Vor 90 Jahren: Die Gründung der Deutschen Hochschule für Leibesübungen, in: Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 22 (2009), S. 227-247.
De Man, Hendrik: Der Kampf um die Arbeitsfreude. Eine Untersuchung auf Grund der Aussagen von 78 Industriearbeitern und Angestellten, Jena 1927.
Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene (Hg.): Arbeit und Sport (= Beihefte zum Zentralblatt für Gewerbehygiene und Unfallverhütung, 21), Berlin 1931.
Deutscher Reichsausschuss für Leibesübungen (Hg.): Denkschrift über die Gründung einer Deutschen Hochschule für Leibesübungen, Berlin 1919.
Deutscher Reichsausschuss für Leibesübungen (Hg.): Eröffnung der Deutschen Hochschule für Leibesübungen 15. Mai 1920. Aula der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, o. O. 1920.
Diem, Carl: Die deutsche Hochschule für Leibesübungen, Berlin 1924.
— Entstehung und Ziel, in: Alfred Schiff (Hg.): Die Deutsche Hochschule für Leibesübungen 1920-1930, Magdeburg 1930, S. 1-4.
Dinçkal, Noyan: Medikomechanik. Maschinengymnastik zwischen orthopädischer Apparatebehandlung und geselligem Muskeltraining, in: Technikgeschichte 74 (2007), S. 227-250.
— Der Körper als Argument. Die Deutsche Hochschule für Leibesübungen und die Produktion wissenschaftlicher Gewissheiten über den Nutzen des Sports, in: Michael Krüger (Hg.): Der Deutsche Sport auf dem Weg in die Moderne. Carl Diem und seine Zeit, Münster 2009, S. 173-197.
— „In die seelische Struktur des Sportmans eindringen“. Sport als psychotechnische Versuchsanordnung in der Weimarer Republik, in: Franz Bockrath (Hg.): Anthropotechniken im Sport. Lebenssteigerung durch Leistungsoptimierung?, Bielefeld 2012, S. 153-174.
Eghigian, Greg u.a.: Introduction: The Self as Project: Politics and the Human Sciences in the Twentieth Century, in: Osiris 22 (2007), S. 1-25.
Eifert, Christiane: Henry Ford, Antisemit und Autokönig. Fords Autobiographie und ihre Rezeption in Deutschland in den 1920er Jahren, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 6 (2009), S. 209-229.
Eisenberg, Christiane: „English Sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800-1939, Paderborn 1999.
— Möglichkeiten und Grenzen der Konsumgeschichte: das Beispiel des Sportkonsums, in: Michael Prinz (Hg.): Der lange Weg in den Überfluss. Anfänge und Entwicklung der Konsumgesellschaft seit der Vormoderne, Paderborn 2003, S. 515-531.
Fleig, Anne: Körperkultur und Moderne. Robert Musils Ästhetik des Sports, Berlin 2008.
Ford, Henry: Mein Leben und Werk, 15. Aufl., Leipzig 1923.
Foucault, Michel: Technologien des Selbst, in: Luther H. Martin u. a. (Hgg.): Technologien des Selbst, Frankfurt/Main 1993, S. 24-62.
Frevert, Ute: Das Militär als „Schule der Männlichkeit“. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert, in: dies. (Hg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1997, S. 145-173.
Freyberg, Thomas von: Industrielle Rationalisierung in der Weimarer Republik, Frankfurt/Main 1989.
Gerbis, Herman: Leibesübungen und Gewerbehygiene, in: Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene (Hg.): Arbeit und Sport, Berlin 1931, S. 1-7.
Giese, Fritz: Psychotechnik in der Körpererziehung, Dresden 1928.
Gorzny, Willi (Hg.): Deutsches Biographisches Archiv, N. F. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, München 1989-1993, Mikrofiche-Edition 1193.
Hachtmann, Rüdiger: Fordismus, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 27.10.2011, URL: https://docupedia.de/zg/Fordismus?oldid=80661.

Hau, Michael: Sports in the Human Economy: „Leibesübungen“, Medicine, Psychology, and Performance Enhancement during the Weimar Republic, in: Central European History 41 (2008), S. 381-412.

Herbst, Robert: Sport und Arbeit, in: Edgar Atzler (Hg.): Körper und Arbeit. Handbuch der Arbeitsphysiologie, Leipzig 1927, S. 716-733.

Hoberman, John: Sterbliche Maschinen. Doping und die Unmenschlichkeit des Hochleistungssports, Aachen 1994.

Hong, Young-Sun: Welfare, Modernity, and the Weimar State, 1919-1933, Princeton 1998.

Horn, Eva: Test und Theater. Zur Anthropologie der Eignung im 20. Jahrhundert, in: dies./Ulrich Bröckling (Hgg.): Anthropologie der Arbeit, Tübingen 2002, S. 109-127.

Hoske, Hans: Die Leibesübungen in der sozialen Medizin, in: Alfred Schiff (Hg.): Die Deutsche Hochschule für Leibesübungen 1920-1930, Magdeburg 1930, S. 45-48.

Killen, Andreas: Berlin Electropolis. Shock, Nerves, and German Modernity, Berkeley 2006.

Kienitz, Sabine: Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914-1923, Paderborn 2008.

Koselleck, Reinhart: Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe, in: ders: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt/Main 1989, S. 211-259.

Kracauer, Siegfried: Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland, Frankfurt/Main 1971 [1929/30].

Krause, Gerhard: Vom Stadion zum Sportforum, in: Alfred Schiff (Hg.): Die Deutsche Hochschule für Leibesübungen 1920-1930, Magdeburg 1930, S. 20-26.

Lewald, Theodor: Sport, deutsche Wirtschaft und Volksgesundheit. Ein Beitrag zum Wirtschaftsprogramm der Reichsregierung. Vortrag gehalten vor der Industrie- und Handelskammer in Berlin am 2. März 1926, Berlin 1926.

— Leibesübungen und Volksgesundheit, in: Edmund Neuendorff (Hg.): Die Deutschen Leibesübungen. Großes Handbuch für Turnen, Spiel und Sport, Essen 1927, S. 35-40.

Lewin, Ludwig (Hg.): Der erfolgreiche Mensch, 3 Bde., Berlin 1928.

Linde, Friedrich Wilhelm von der: Arbeitgeber und Leibesübungen, in: Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene (Hg.): Arbeit und Sport, Berlin 1931, S. 41-58.

Mackenzie, Michael: Maschinenmenschen. Athleten und die Krise des Körpers, in: Moritz Föllmer/Rüdiger Graf (Hgg.): Die „Krise“ der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters, Frankfurt/Main 2005, S. 319-345.

Makropoulos, Michael: Krise und Kontingenz. Zwei Kategorien im Modernitätsdiskurs der Klassischen Moderne, in: Moritz Föllmer/Rüdiger Graf (Hgg.): Die „Krise“ der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters, Frankfurt/Main 2005, S. 45-76.

Mallwitz, Arthur: Körperliche Höchstleistungen mit besonderer Berücksichtigung des olympischen Sports, Halle/Saale 1908.

— Arbeit und Sport, in: Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene (Hg.): Arbeit und Sport, Berlin 1931, S. 8-18.

Maschke, Walter: Arbeiter und Leibesübungen, in: Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene (Hg.): Arbeit und Sport, Berlin 1931, S. 63-67.

Möhring, Maren: Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur 1880-1939, Wien 2004.

Nolan, Mary: Visions of Modernity. American Business and the Modernization of Germany, New York 1994.

Peukert, Detlev J. K.: Max Webers Diagnose der Moderne, Göttingen 1989.

Pfister, Getrud (Hg.): Zwischen Arbeitnehmerinitiativen und Unternehmensinteressen. Zur Geschichte des Betriebssports in Deutschland, St. Augustin 1999.

Planert, Ute: Der dreifache Körper des Volkes: Sexualität, Biopolitik und die Wissenschaften vom Leben, in: Geschichte und Gesellschaft 26 (2000), S. 539-579.

Pyta, Wolfram: Vom Segen zum Fluch? Der Beitrag von Leistung und Wettbewerb zur Karriere des Sports in Deutschland, in: Markus A. Denzel/Margarete Wagner-Braun (Hgg.): Wirtschaftlicher und sportlicher Wettbewerb. Festschrift für Rainer Gömmel zum 65. Geburtstag, Stuttgart 2009, S. 239-255.

— Geschichtswissenschaften und Sport – Fragestellungen und Perspektiven, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 61 (2010), S. 388-401.

Rabinbach, Anson: The Human Motor. Energy, Fatigue and the Critique of Modernity, Berkeley 1991.

Raphael, Lutz: Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), S. 165-193.

Reich, Wilhelm: Einiges über Anthropometrie und psychotechnische Prüfungsarten, in: Die Leibesübungen 1 (1925), S. 572-573.

Rigauer, Bero: Sport und Arbeit, Frankfurt/Main 1969.

Roerkohl, Anne: Hungerblockade und Heimatfront. Die kommunale Lebensmittelversorgung in Westfalen während des Ersten Weltkriegs, Stuttgart 1991.

Rubner, Max: Rückblick und Ausblick auf die Pflege der Leibesübungen, in: Alfred Schiff (Hg.): Die Deutsche Hochschule für Leibesübungen 1920-1930, Magdeburg 1930, S. 31-36.

Sarasin, Philipp: Die Rationalisierung des Körpers. Über „Scientific Management“ und „biologische Rationalisierung“, in: Michael Jeismann (Hg.): Obsessionen. Beherrschende Gedanken im wissenschaftlichen Zeitalter, Frankfurt/Main 1995, S. 78-115.

— Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914, Frankfurt/Main 2001.

Schierz, Matthias: Die Erziehung der Muskeln und der gelehrige Körper des Athleten. Eine diskursgeschichtliche Skizze sportpädagogischer Hypotheken, in: SportZeiten 3 (2003), S. 33-44.

Schottdorf, Gertraud: Arbeits- und Leistungsmedizin in der Weimarer Republik, Husum 1995.

Schrage, Dominic: Psychotechnik und Radiophonie. Subjektkonstruktionen in artifiziellen Wirklichkeiten 1918-1932, München 2001.

Schulte, Robert W.: Neigung, Eignung und Leistung im Sport, in: Die Körpererziehung 1 (1923), Teil I: S. 135-138, Teil II: S. 170-172.

— Eignungs- und Leistungsprüfung im Sport. Die psychologische Methodik der Wissenschaft von den Leibesübungen, Berlin 1925.

— Probleme, Methoden und Ergebnisse der Psychologie der Leibesübungen, in: Karl Bühler (Hg.): Bericht über den IX. Kongreß für experimentelle Psychologie in München vom 21.-25. April 1925, Jena 1926.

— Grundfragen einer Psychologie der Leibesübungen, in: Edmund Neuendorff (Hg.): Die Deutschen Leibesübungen. Großes Handbuch für Turnen, Spiel und Sport, Essen 1927, S. 107-123.

— Psychotechnik und Polizei. Probleme, Methoden und Erfahrungen, Oldenburg 1926.

Sippel, Hanns: Psychologische Überlegungen zur Frage der Sportpause, in: Deutsche Gesellschaft für Gewerbehygiene (Hg.): Arbeit und Sport, Berlin 1931, S. 34-42.

Stern, William: Die Differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen, Bern 1994 [1911].

Wedemeyer, Bernd: „Der neue Mensch“. Körperkultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Würzburg 2004.

Weipert, Matthias: „Mehrung der Volkskraft“. Die Debatte über Bevölkerung, Modernisierung und Nation 1890-1933, Paderborn 2006.

Noyan Dinçkal, Kontakt: Universität Paderborn, Historisches Institut, Neuere und Neueste Geschichte, Warburger Str. 100, 33098 Paderborn, noyan.dinckal@upb.de; Studium der Geschichts- und Politikwissenschaften an der Ruhr-Universität Bochum und TU Berlin. 2003 an der TU Berlin promoviert mit einer Arbeit zur „Wassergeschichte“ Istanbuls. Habilitation 2011 an der TU Darmstadt mit einer Studie zu „Sportlandschaften“ in Deutschland. Zurzeit Privatdozent am Institut für Geschichte der TU Darmstadt und Lehrkraft für Neueste Geschichte am Historischen Institut der Universität Paderborn. Forschungsschwerpunkte: urbane Umwelt- und Infrastrukturgeschichte, Technik- und Körpergeschichte.

Body Politics 1 (2013), Heft 1, S. 99-117

Sensible Prothesen. Medien der Wiederherstellung von Produktivität

Karin Harrasser

English abstract: The paper discusses to what extent prosthetic research in the 1920s can be interpreted as being related to specific modes of body politics: What are the concepts of the body and its movements in prosthetic research and engineering? How did prosthetic research itself contribute to the reworking of body-concepts, and does this involve a shift from disciplinary towards regulative and cybernetic approaches that include psychological considerations? The argument is developed with reference to contemporary examples that outline the astounding compatibility of economic and military body regimes. The article argues that biopolitical, governmental, and economic concerns are crucial features of the epistemology and the design of prostheses.

I. Veteran-Leadership im Lean-Management

Der Medienhandelskonzern Amazon warb kürzlich mit und für sein „Veteran Recruitment Program". Es wurde als attraktive Möglichkeit für einen Wiedereinstieg ins zivile Arbeitsleben für ehemalige Angehörige der US-Army dargestellt. Gleichzeitig verkaufte sich Amazon als modernes Unternehmen mit *social responsibility*: Gesellschaftliche Verantwortung mitzutragen ist wichtig für das *image* der Firma. Die Organisationskultur des Militärs einerseits und ein kunden- und technologiezentrierter internationaler Konzern andererseits: Passt das zusammen? Mit dem Militär assoziieren wir eine soziale Organisationsform, die hierarchisch-zurichtend ist und mit dem Soldatenkörper disziplinierend verfährt. Amazon hingegen ist der prototypische Fall eines „kontrollgesellschaftlichen" Akteurs: digital-dividuell[1], unternehmerisch geprägt bis in die Kapillaren, absolut kundenzentriert, fluide in der Angebotsstruktur und natürlich börsennotiert.

Ist es aber wirklich so überraschend, dass in den Selbstaussagen des Konzerns und der bei Amazon beschäftigten Veteranen permanent auf die große Ähnlichkeit zwischen Militär und Firma verwiesen wird? In den Aussagen des Programmdirektors des „Veteran Recruitment Programs" kommen militärische Disziplin und privatwirtschaftliches *leadership* zur Deckung:

1 Den Begriff „dividuell" prägte Gilles Deleuze in seinem Aufsatz: „Postskriptum über die Kontrollgesellschaften", in: ders., *Unterhandlungen 1972–1990* (Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1993), 254-262.

In general, I view my role as a leader to enable my team to accomplish their goals, so I spend time with team members giving input on their projects, planning future projects, and executing improvement activities. [...] I also travel to our field locations around the world to stay close to our people and processes, participate in kaizen activities and ensure I see what really happens [on the warehouse floor]. [...] I can't think of a leadership skill from the military that I don't utilize at Amazon. Some of the skills have to be tailored to a civilian environment, but the same skills that make people successful in the military also work here.[2]

Die Möglichkeit der Überblendung ökonomischer und militärischer Tugenden ist zentral für das Verhältnis von kapitalistischer Ökonomie und Körpertechniken im frühen 21. Jahrhundert. „Postfordistische" Selbsttechniken sind vielleicht nicht so verschieden von älteren, disziplinarischen. Sie kommen nur lichter und unauffälliger daher. Die Bedingung des Transfers von Identitäten und Einstellungen zwischen Militär und Firma ist, dass Selbstbeherrschung und der kontrollierte Einsatz von „persönlichen" Kompetenzen zu einer Kernressource des Wirtschaftens geworden sind.[3] Im Folgenden widme ich mich den Verbindungen zwischen dieser Kultur der Selbstregulierung und ihren Körperkonzepten.

Das „Veteran Recruitment Program" von Amazon legt großen Wert darauf, die Beschäftigung von Veteranen nicht als Akt der Fürsorge, sondern als ökonomisch sinnvolle Strategie darzustellen, die darin besteht, Synergien auszunutzen. Sowohl im Militär als auch in der Firma gehe es, so wird argumentiert, um *leadership.* Sowohl bei den Streitkräften als auch bei Amazon sei der Arbeitsalltag von Geschwindigkeit und Ambiguität (bzw. fehlenden oder mangelhaften Informationen) geprägt, und damit hätten die Veteranen viel Erfahrung. Mehr noch: Gerade weil Amazon sich als kundenzentrierteste Firma der Welt verstehe, seien das Unternehmen und das Militär „a natural fit [...] because of the many parallels shared with the Armed Forces." „Sicherheit", „Qualität", die Erfahrung im Umgang mit Kunden sowie die Wichtigkeit von Innovation und Produktivität zählten zu den Kernkompetenzen.[4] Der Hinweis auf die Kundenerfahrung der Veteranen mag nicht so ganz einleuchten, durchaus jedoch die Kompatibilität der Ausrichtung auf Strategien der Prozessoptimierung und auf Problemlösungskompetenzen.

Aber auch die Kundenorientierung ist nicht so frontfern, wie man annehmen würde. Es lässt sich zeigen, dass Management-Strategien des

2 Die Informationen stammen von der Webseite des „Veteran Recruitment Program" (Zugriff vom 1.8.2012, nicht mehr online).

3 Vgl. dazu: Eva Illouz, *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe* (Frankfurt/Main: Suhrkamp, 2009).

4 Webseite von Amazon (Zugriff vom 1.8.2012, nicht mehr online).

Lean-Management sich oftmals auf ein militärisches Vokabular stützen. Wenn Micah sagt, er reise viel und dabei betont, „[I] participate[s] in kaizen activities and ensure I see what really happens“, referiert er mit dem Begriff *kaizen* auf das Lean-Management bzw. auf den Toyotismus. Im Lean-Denken ist die Arbeitslandschaft als „Kriegslandschaft“ im Sinne Kurt Lewins konzipiert: als Arbeit entlang einer Gefechtslinie der Optimierung.[5] Alle Beteiligten werden dazu angeregt, an vorderster Front der Erfüllung von Kundenwünschen zu dienen. Jeder Akteur, jede Akteurin ist im Lean-System abwechselnd Kunde und Lieferantin, da jeder Arbeitsschritt als Kundinnen-Lieferanten-Verhältnis konzipiert ist. Die Frontlinie verschiebt sich dabei dauernd, denn jeder Fertigungs- und Vertriebsschritt soll mit einer optimierten Lösung auf eine „Anfrage“ des nächsten Kettenglieds reagieren. Staus, Engpässe und andere Probleme tauchen potentiell überall und nirgends auf. Zudem ist der Prozess darauf aufgebaut, dass jeder Mitarbeiter/jede Mitarbeiterin und sein/ihr Team selbst dafür verantwortlich sind, „kreative“ Lösungen zu finden, wenn ein Problem auftaucht.

Abb. 1: Logo des „Veteran Recruitment Programs“ mit Bewerbungsmöglichkeit.

Ich habe dieses Beispiel als Einstieg für den vorliegenden Beitrag gewählt, weil es verdeutlicht, dass die Frage nach Subjektivierung und Körperlichkeit in Organisationen und Institutionen eher einem Minenfeld gleicht, als dass einfache historische (Taylorismus, Fordismus, Toyotismus) oder systematische (Zurichtung, Disziplin, Selbstregulierung) Linien gezogen werden könnten. Eine Flexibilisierung der Arbeitsanforderungen bedeutet beispielsweise nicht, dass Disziplin, auch körperliche Disziplin, in einem Betrieb keine Rolle spielt. Die Rede von sozialer Kompetenz und kommunikationszentriertem *leadership* kann im gleichen Absatz stehen wie der Begriff *command chain*. Auf der Unterseite „Benefits“ des Programms ist detailliert aufgelistet, wie die Vergütung der Veteranen mit ihren Ansprüchen seitens der Streitkräfte harmonisiert werden kann. Auch das Verhältnis von Staat und Privat ist hier also nicht „dereguliert“, sondern gut abgestimmt, produktiv intensiviert.

5 Vgl. Céline Berger: *Arbeitslandschaften*, Diplomarbeit (Kunsthochschule für Medien: Köln, 2011).

Diese Thematik aufnehmend argumentiere ich im Folgenden, dass bereits die Prothesenforschung der 1920er Jahre eine Verschiebung innerhalb disziplinarischer Körperregime erzielte. Dies war das Resultat einer kooperativen Forschungsanstrengung zwischen Ökonomen, Ingenieurinnen, Medizinern und Psychologinnen. Die „Postfordisierung" (im Sinne einer Flexibilisierung und Individualisierung) des Prothesen-Körpers ist, das ist die Grundthese dieses Beitrags, eine Geschichte mit einer *longue durée*, die spätestens in den 1910er und 1920er Jahren begann. Ein wichtiger Herkunftskomplex des prothetisch verbesserten Körpers, der hier untersucht wird, ist die militärisch und sozialtechnisch geprägte Wissenskultur der deutschen Kriegs- und Nachkriegszeit.[6] Ich werde zunächst einige Kernpunkte des Prothesenwissens und seiner Körperpolitik darstellen und damit ihr Changieren zwischen der Disziplinierung von Körpern und Ideen der Selbstregulierung verdeutlichen. Abschließend frage ich nach den Kontinuitäten und Brüchen zwischen dem Prothesenkörper der 1920er Jahre und den „posthumanen" Körperkonzepten der Gegenwart.

II. Welche Maschine ist der Körper?

Eine ähnliche Gemengelage, wie ich sie am Beispiel von Amazons „Veteran Recruitment Program" beschrieben habe, lässt sich auch im Zusammenhang der Kriegsversehrtenfürsorge im und nach dem Ersten Weltkrieg finden, also während der Hochzeit der Anwendung tayloristischer und (im engeren Sinne[7]) fordistischer Formen der Betriebsorganisation in deutschen Betrieben.[8] Die Versorgung der Kriegsversehrten mit Pro-

6 Den Forschungsstand zur Prothetik als Körper- und Sozialtechnik habe ich an anderer Stelle ausführlich dargestellt: Karin Harrasser, „Passung durch Rückkopplung. Konzepte der Selbstregulierung in der Prothetik des Ersten Weltkriegs", in: Stefan Fischer, Erik Maehle und Rüdiger Reischuk (Hg.), *Informatik 2009. Im Focus das Leben* (Bonn: GI, 2009), 788-801. In den letzten Jahren sind ausgezeichnete historische Studien zur Prothetik in Deutschland entstanden, z.T. vergleichend mit den USA und Großbritannien: Deborah Cohen, *The War Come Home. Disabled Veterans in Britain and Germany 1914-1939* (Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press, 2001); Eva Horn, „Der Krüppel. Maßnahmen und Medien zur Wiederherstellung des versehrten Leibes in der Weimarer Republik", in: Dietmar Schmidt, *KörperTopoi. Sagbarkeit – Sichtbarkeit – Wissen* (Weimar: vdg, 2002), 109-136; Sabine Kienitz, *Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914-1923* (München, Wien, Zürich: Ferdinand Schöningh, 2008); Heather R. Perry, „Re-Arming the Disabled Veteran. Artificially Rebuilding State and Society in World War One Germany", in: Katherine Ott, David Serlin und Stephen Mihm (Hg.), *Artificial Parts, Practical Lives. Modern Histories of Prosthetics* (New York: New York University Press, 2002), 75-101.

7 Vgl. dazu den Beitrag von Peter-Paul Bänziger in diesem Heft.

8 Einer der damals prominentesten Vertreter einer arbeitswissenschaftlich fundierten

thesen spielte dabei eine wichtige Rolle. Sie hatte zwei Motive: Unauffälligkeit und Produktivität bzw. Wiederherstellung der Arbeitskraft. Auf der einen Seite wurde mittels kosmetischer Prothesen – den so genannten „Sonntagshänden" das soziale *passing*[9] der Kriegsversehrten angestrebt, also ihre Unauffälligkeit im Alltag. Auf der anderen Seite war das Ziel der Entwicklungsarbeit, eine funktionale Passung von Menschen- und Maschinenkinetik zu erreichen.

Eine wichtige Institution in der Geschichte der Entwicklung von Prothesen war die 1915 in Berlin Charlottenburg gegründete Prüfstelle für Ersatzglieder, der der Maschinenbauingenieur und Professor für Betriebswirtschaft Georg Schlesinger vorstand. Er hatte sich zuvor als Psychotechniker und Spezialist für die Optimierung maschineller Herstellungsverfahren einen Namen gemacht.[10] Schlesinger, ein Schüler des Maschinentheoretikers Franz Reuleaux[11], hatte vor seiner Arbeit an der Prüfstelle jahrelang Werkzeugmaschinen typisiert und sich mit Veröffentlichungen zur wissenschaftlichen Betriebsführung sowie mit international beachteten psychotechnischen und arbeitswissenschaftlichen Arbeiten einen Namen gemacht. Der Standardisierung von Normalien – Griffen, Nuten, Schrauben und Kurbeln, den Schnittstellen zwischen den verschiedenen Teilen von Maschinen – hatte er den Großteil seiner Forschungen gewidmet. Folglich galt seine Aufmerksamkeit in der Prüfstelle der Typisierung von Prothesen und der Standardisierung von Anschlussnormen, insbesondere bei den so genannten Arbeitsarmen und Arbeitshänden.

Modernisierung deutscher Betriebe war der Ingenieur und Betriebswirt Georg Schlesinger, der auch einer der Protagonisten der Prothesenforschung war. Zu den kontinentalen Ausprägungen, die unter den Begriffen „Arbeitswissenschaft" und „Psychotechnik" verhandelt wurden vgl.: Ulrich Bröckling, Benjamin Bühler, Marcus Hahn, Matthias Schöning und Manfred Weinberg (Hg.), *Disziplinen des Lebens* (Tübingen: Gunter Narr Verlag, 2004); Margarete Vöhringer, *Avantgarde und Psychotechnik. Wissenschaft, Kunst und Technik der Wahrnehmungsexperimente in der frühen Sowjetunion* (Göttingen: Wallstein, 2007).

9 Zum Begriff *passing* vgl. auch Karin Harrasser, „Extensions of the working man. Von der Passung zum ‚passing'", in: Gabu Heindl (Hg.), *Arbeit Zeit Raum. Bilder und Bauten der Arbeit im Postfordismus* (Wien: Turia + Kant, 2008), 34-61.

10 Zu Schlesingers Verfahrensoptimierungen siehe im Detail: Peter Berz, *08/15. Ein Standard des 20. Jahrhunderts* (München: Fink, 2001).

11 Zu Reuleaux' Maschinentheorie vgl. ibid., 77-81 und Wolfgang Schäffner, *Die Ordnung des Wahns. Zur Poetologie psychiatrischen Wissens bei Alfred Döblin* (München: Fink, 1995), 224-257.

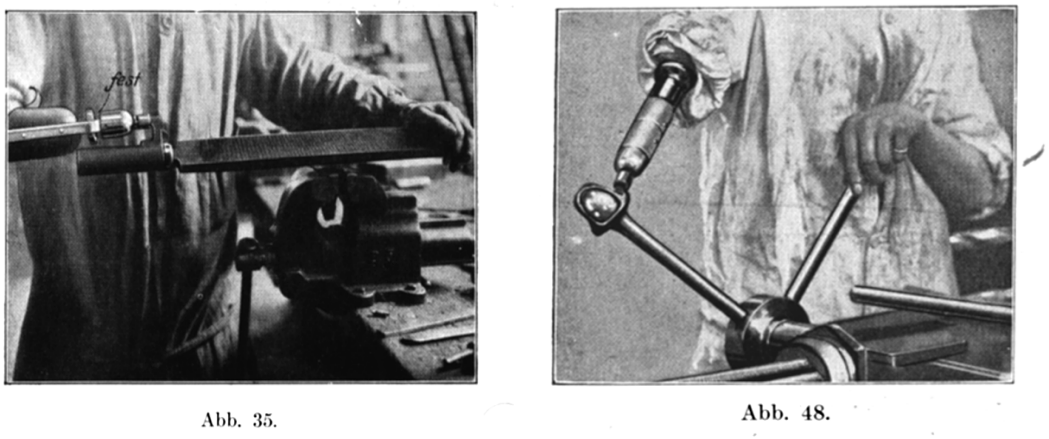


Abb. 35. Abb. 48.

Abb. 2: Schlesinger et al.: Ersatzglieder und Arbeitshilfen (1919), Abb. 35 & 48.

An ein Grundgerät sollten verschiedene Ansatzstücke befestigt werden können, die die Ausführung von unterschiedlichen handwerklichen Tätigkeiten ermöglichten. Ziel war die Passung zwischen Amputiertem und Prothese, zwischen Prothese und Werkzeug, zwischen Werkzeug und Arbeitsvorgang. Der menschliche Körper wird hier als ein System diskreter, ineinandergreifender und austauschbarer Teile konzipiert, der nach dem Baukastenprinzip zerlegt und wieder zusammengesetzt werden kann. In der Vorstellung der Ingenieure konnte damit der organische Leib problemlos mit Maschinen verkoppelt werden. Dass der Preis dafür die Auflösung der „natürlichen" menschlichen Gestalt war, wurde in Kauf genommen, wie die Abbildungen im Abschlussbericht der Prüfstelle beweisen (vgl. Abb. 2). In Schlesingers Konstruktionen ist eine klar tayloristische Logik des Berechnens und Standardisierens am Werk. Die modularen Prothesen sollten in Massenproduktion herstellbar sein, und die mit Prothesen ausgestatteten Kriegsversehrten sollten möglichst reibungslos mit (Massenfertigungs-)Maschinen zusammen arbeiten können. Das folgenreichste Resultat der Aktivitäten der Prüfstelle war die Einführung von einheitlichen Anschluss-Normen für Bandagen und Ansatzstücke, die schon bald als DIN-Norm zur Grundlage der flächendeckenden industriellen Herstellung modularer Prothesen wurde. Die Herstellung von „Arbeitshänden" wurde hingegen nach dem Ersten Weltkrieg nicht systematisch weiterverfolgt.

All dies könnte man ohne weiteres mit dem Vokabular einer „Mikrophysik der Macht"[12] beschreiben, die auf ein systematisches Ineinandergreifen von zugerichtetem (Soldaten-)Körper und normierten (Maschinen-)Bewegungen abzielt. Diese Art der Organisation von Körpern im Raum war die Voraussetzung für eine auf isolierte Arbeitsabläufe ver-

12 Michel Foucault, *Mikrophysik der Macht. Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin* (Berlin: Merve, 1976).

teilte, industrielle Massenproduktion. Wirft man hingegen einen genaueren Blick auf die Tätigkeiten der Prüfstelle für Ersatzglieder, so zeigt sich schnell, dass sie auf anderen Gebieten über eine disziplinarische oder „instrumentelle Codierung des Körpers“[13] hinaus ging.

Die Re-Mobilisierung der Soldatenkörper folgte nämlich nur teilweise der Logik des Kasernendrills. Eine der vielen Schriften zur Kriegsversehrtenproblematik stellt beispielsweise fest, dass „das Kommando eines mit gleichförmigen und starren militärischen Turnen vertrauten Sanitätsoffiziers“ nicht hinreichend sei. Stattdessen solle ein „gewandter Turnlehrer“ engagiert werden, um einen „frischen, straffen und vergnüglichen Zug“ in die Übungen zu bringen.[14] Dieser fiktive Turnlehrer entstammte wohl eher der Lebensreform-Bewegung, als dass er ein Offizier des preußischen Militärs war. Vor dem Hintergrund einer disziplinarischen, militärischen Körperkultur tauchten hier Elemente einer auf Prinzipien der Selbstbestimmung und -regulierung beruhenden Körperpolitik auf, die eine Anregung der Lebenskräfte (man könnte auch sagen: eine Kultur der Autoaffektion) installierte.[15] Sie war insbesondere in der psychologischen Behandlung der Versehrten wichtig. Psychologen empfahlen beispielsweise, ihnen eine unternehmerische Laufbahn zu ermöglichen, anstatt sie in die alten Berufe zu reintegrieren. Auf Letzteres war die Prothesenversorgung zwar ursprünglich ausgerichtet gewesen, doch hatte eine Erhebung schon sehr früh gezeigt, dass ca. 2/3 der prothetischen „Arbeitshände“ überhaupt nicht in Gebrauch waren, man sich also zur Erreichung des übergeordneten Ziels (Vollbeschäftigung für Kriegsversehrte) andere Strategien überlegen musste.[16]

Diese Akzentverschiebung von der Disziplinierung hin zur Selbstregulierung korrelierte mit einer Verschiebung in der Konzeption des

13 Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses* (Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1975), 196.

14 Paul Fuchs, „Ärztliche und soziale Amputiertenversorgung“, in: *Archiv für orthopädische und Unfall-Chirurgie, mit besonderer Berücksichtigung der Frakturenlehre und der orthopädisch-chirurgischen Technik* 17 (1919), 199-212, hier: 201. Die Emotionalisierung von Arbeit ist in jüngerer Zeit ins Zentrum der Forschung gerückt, vgl. exemplarisch: Sabine Donauer, „Job Satisfaction statt Arbeitszufriedenheit: Gefühlswissen im arbeitswissenschaftlichen Diskurs der siebziger Jahre“, in: Pascal Eitler, Jens Elberfeld und Marcel Streng (Hg.), *Eine Zeitgeschichte des Selbst* (im Erscheinen, 2013). Zu den zeitgenössischen Verknüpfungen von Arbeit und Sport vgl. ferner den Beitrag von Noyan Dinçkal in diesem Heft.

15 Rudolf Braun: „Der ‚gelehrige‘ Körper als wirtschaftlich-industrieller Wachstumsfaktor“, in: *Jahrbuch des Wissenschaftskollegs zu Berlin* 1989/90, 201-226.

16 Narziß Ach, *Zur Psychologie der Amputierten. Ein Beitrag zur praktischen Psychologie* (Leipzig: Verlag Wilhelm Engelmann, 1920). Perry und Kienitz stellen die unterschiedlichen (und teils konfligierenden Rehabilitationsstrategien) für „Hand- und Kopfarbeiter“ ausführlich dar, vgl.: Kienitz: Beschädigte Helden, 170f.; Perry: Re-Arming, 86f.

Körpers: War er im mechanistischen Paradigma des „menschlichen Motors“[17] eine reparaturbedürftige Maschine gewesen, wurde er im zeitgenössischen Diskurs von Psychologie und Medizin nun zunehmend als eine spezifische Ausprägung innerhalb eines Kontinuums von grundsätzlich mangelhaften, aber zur Selbstverbesserung fähigen Körpern behandelt. Das zergliedernde Körperkonzept der Ingenieure wurde ergänzt durch ein neovitalistisch-steuerungslogisches Modell, das den menschlichen Körper als fein abgestimmtes Rückkopplungssystem begriff, das externe und interne Daten verarbeitet.[18]

Ich verstehe die Prothetik der 1910er und 1920er Jahre deshalb als einen Wissenskomplex, in dem sich die Konturen eines neuen Modells der Steuerung von Körpern und Individuen abzeichnen: Ein normalistisch-kybernetisches Modell des Körpers, in dem dieser auf eine Normalitätszone hin optimiert wird,[19] löste dabei weniger eine disziplinarische Mikrophysik ab, die erwünschtes Verhalten mittels pädagogischer und dressierender Maßnahmen in Körper und Seelen einsenkt, als dass sie Disziplinierungen mithilfe flexibler Methoden der Selbststeuerung und der Passung durch Rückkopplung überlagerte und „humanitär intensiviert[e]“.[20]

Die Unterschiede zwischen einer mechanistischen Auffassung und einer regelnd-vitalistischen Konzeption zeigten sich in der Prüfstelle für Ersatzglieder in einem Konflikt des berühmten Chirurgen und Prothesenentwicklers Ferdinand Sauerbruch mit dem Geschäftsführer Georg Schlesinger. Dessen Konzept einer guten Prothese war entsprechend seiner verfahrenstechnischen Prägung von Überlegungen zu ihrer Funktionalität und Wirtschaftlichkeit geprägt. Mit Bezug auf Kant charakterisierte Schlesinger die Hand als dasjenige Organ, welches den Menschen zum vernünftigen Tier macht. Die Hand mache den Menschen „geschickt für die Handhabung aller Dinge“, sie sei sein „äußeres Gehirn!“[21] Der Be-

17 Ausgehend von Rabinbachs einflussreicher These vgl. Michael Cowan und Kai Marcel Sicks, „Technik, Krieg und Medien. Zur Imagination von Idealkörpern in den zwanziger Jahren“, in: dies. (Hg.), *Leibhaftige Moderne. Körper in Kunst und Massenmedien 1918 bis 1933* (Bielefeld: transcript, 2005), 13-29.

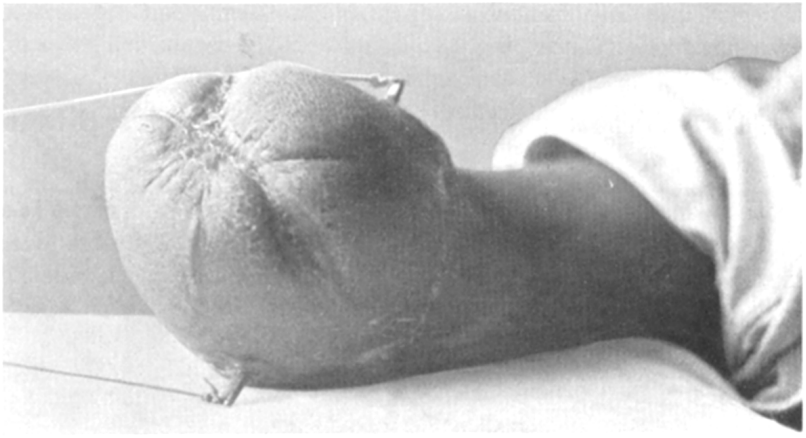
18 Vgl. dazu ausführlich: Harrasser, Passung durch Rückkopplung.

19 Zum Konzept des „Normalismus“ vgl. Jürgen Link, *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2009).

20 Matthew Price, „Lives and Limbs. Rehabilitation of Wounded Soldiers in the Aftermath of the Great War“, in: *Stanford Humanities Review* 5 (1996), SEHR Supplement: Cultural and Technological Incubations of Fascism, Online Ausgabe: http://www.stanford.edu/group/SHR/5-supp/text/price.html, Zugriff vom 1.2.2010. Zu kybernetischen und Regulationskonzepten vgl. auch den Beitrag von Patrick Kury in diesem Heft.

21 Georg Schlesinger, „Der mechanische Aufbau der künstlichen Glieder“, in: Moritz Borchardt, Konrad Hartmann, Leymann, Radike, Georg Schlesinger und Schwiening

griff Handhabung verweist auf eine mechanistische Körperkonzeption. Die Hand ist hier das Universalwerkzeug schlechthin, das Werkzeug der Werkzeuge, das jedoch selbst kein Werkzeug ist. Die „Intelligenz" dieses Universalwerkzeugs ist die Folge seiner taktilen und propriorezeptiven Wahrnehmungsfähigkeit. Diese Eigenschaft ist jedoch – so Schlesinger – für die Hand als *gestaltendes* Organ eher lästig als hilfreich. Denn sie macht die Hand verletzlich, weshalb sie für die „Ausübung der meisten Berufe einer Bewaffnung bedarf".[22] Die Herstellung von Prothesen müsse deshalb explizit nicht dem „inneren Konstruktionsplan" des ursprünglichen Organs – seiner Form, seiner Muskulatur, seinen Nerven etc. – oder der äußeren Morphologie des Körperteils folgen, sondern strikt seiner Funktion. Ziel von Schlesingers Prothetik war ein „*Armersatz*, nicht ein *Ersatzarm*."[23]



Figur 87.
Kraftwulst mit Elfenbeinstift ausgerüstet.

Abb. 3: Schlesinger et al.: Ersatzglieder und Arbeitshilfen (1919), Operation nach Sauerbruch, Abb. 87.

Schlesingers Maschinen- und Prothesenauffassung blieb – wie angedeutet – innerhalb der Prüfstelle nicht unbestritten. Sein Antagonist war der Chirurg Ferdinand Sauerbruch. In der Auseinandersetzung der beiden prominenten Figuren stand jedoch nicht zur Debatte, *ob* der menschliche Körper eine Maschine sei, sondern *welche* Maschine er sei. Sauerbruch war der Meinung, dass die natürlichen und gelernten Bewegun-

(Hg.), *Ersatzglieder und Arbeitshilfen für Kriegsbeschädigte und Unfallverletzte. Herausgegeben von der ständigen Ausstellung für Arbeiterwohlfahrt (Reichs-Anstalt) in Berlin-Charlottenburg und der Prüfstelle für Ersatzglieder (Gutachterstelle für das preussische Kriegsministerium) in Berlin-Charlottenburg* (Berlin: Julius Springer, 1919), 321-661, hier: 321.

22 Ibid., 322.

23 Ibid.

gen der Hand durch die Prothese morphologisch und funktional möglichst exakt nachgeahmt werden sollten. Gesucht war demnach ein *Ersatzarm*.[24] Er interessierte sich weniger für Passgenauigkeit und Effizienz, als für die Kommunikation zwischen Prothese und lebendigem Leib. Zudem sollte die Ausnutzung des verbleibenden Stumpfs als Kraftquelle ermöglicht werden, der Arm sollte also energieeffizient sein. Sauerbruchs Methode sah zur Steuerung der Prothese eine Zugeinrichtung vor, die mittels eines Elfenbeinstifts mit der Muskulatur des verbliebenen Armstumpfes verbunden war. Dieser musste dafür operativ präpariert werden (vgl. Abb. 3 und 4).

Abb. 4: Sauerbruch-Prothese und Elfenbeinstift, Berliner Medizinhistorisches Museum an der Charité, ca. 1930.

Ein weiterer Anlass von Dissens war die von Schlesinger als lästige Schwäche diskreditierte Empfindsamkeit der Hand. Für Sauerbruch waren hingegen die feinen Wechselbeziehungen zwischen Hand und Gesamtorganismus – die Propriorezeption und das Tastempfinden – wesentlich für die Praktikabilität der Prothese. Die Rückmeldung des Zugmechanismus' an die Restmuskulatur sollte dem Prothesenträger sensorische Informationen über Lage und Zustand der künstlichen Hand geben, die dadurch zielgenauer und kraftsparender eingesetzt werden könne. Der Unterschied in der Maschinen- und Körperkonzeption bestand, kurz gesagt, in einer Wertschätzung der menschlichen Morphologie und von sensorischen Rückmeldungen sowie in der Ausnutzung von Rückkopplungseffekten. Wurden die Körper der Arbeitenden bei Schlesinger mittels Prothesen an Maschinen angepasst, die nur relativ enge

24 Ferdinand Sauerbruch, *Die willkürlich bewegbare künstliche Hand. Eine Anleitung für Chirurgen und Techniker. Mit anatomischen Beiträgen von Ruge, G. und Felix, W.*, Bd. 1/2 (Berlin: Julius Springer, 1916), 9.

Bewegungsspielräume erlaubten, stand bei Sauerbruch die Selbsttätigkeit und Individualität der Körpers im Vordergrund.

III. „Potentielle Krüppel“ und die Sensibilisierung der Rückmeldung

Parallel zu diesen Debatten im Feld der Medizintechnik entwickelten sich auch in der psychologischen Behandlung der Kriegsversehrten Ansätze, die die Selbststeuerung, die Imaginations- und Projektionsfähigkeit als Steuerungsinstrument adressierten.

Amputierte Soldaten waren von doppeltem Interesse für die Psychologen und Neurologen: Zum einen waren sie wertvolles „Material“ für Experimente. Noch nie hatte die angewandte Psychologie, die aus der Psychophysik des 19. Jahrhunderts hervorgegangen war, mit einer dermaßen großen Gruppe systematisch vergleichbarer Versuchspersonen arbeiten können. Der zweite Innovationsfaktor der psychologischen Beschäftigung mit Prothetik war weniger forschungsstrategisch als direkt politisch: Die Prothesentechnik wurde von ihren Betreibern als Lösungsansatz der ideologischen und ökonomischen Verwerfungen des Kriegs präsentiert. Mittels Prothesen sollten aus vom Krieg gezeichneten, potentiell unproduktiven Versehrten wieder vollwertige Mitglieder der Gesellschaft und Familienversorger werden. Als sich nun herausstellte, dass die wenigsten Kriegsversehrten ihre teuren Prothesen auch wirklich trugen und auch nicht unbedingt gewillt waren, ins Erwerbsleben zurückzukehren, kamen die Psychologen ins Spiel. Die Vorschläge der Psychologen bezüglich der Verbesserungsfähigkeit der Prothesen fielen unterschiedlich aus, sie trafen sich jedoch in der Forderung nach einer besseren Abstimmung zwischen Bedürfnissen und Empfindungen des Kriegsversehrten und dem Gerät.

Die im Folgenden vorgestellten Studien teilen zudem eine Epistemologie der Responsivität von Körper-Psyche und Umwelt. Sämtliche Psychologien der Prothese laborierten an dem Verhältnis von willentlicher Steuerung, der Unterschwelligkeit von Impulsen und von erworbenen Einstellungen und Automatismen. Es ging um unbewusste Prozesse, die in der Koordination von Bewegungen am Werk sind.

Den Grundton der Diskussion über eine *Psychologie der Prothese* setzte 1917 Wilhelm Neutra mit seiner gleichnamigen Schrift. Die Genitivkonstruktion „Psychologie der Prothese“ ist programmatisch zu verstehen, ging der Verfasser doch von einem Parallelismus von Psyche und Physis aus, oder besser: von einer Physis, in die sich die Prothese trotz ihrer anorganischen Materialität eingliedert. Neutra war Chefarzt der

Nervenabteilung des Garnisonsspitals in Baden bei Wien. Sein Einstieg in die Problematik war die Feststellung, dass die damals im Angebot befindlichen Arbeitsprothesen selbst bei idealer mechanischer Beschaffenheit nur vorläufige Lösungen sein könnten.[25] Zu wenig habe bisher die psychologische Seite Berücksichtigung gefunden, namentlich die Rückwirkung des Gliedmaßenverlusts auf das Gesamterleben und -befinden der Patientinnen und Patienten. Für Neutra war evident, dass der Verlust eines Körperteils unmittelbar emotionale Konsequenzen habe, häufig sogar in eine Depression münde. Dieser Problematik sei mit rein funktionalen Prothesen nicht beizukommen. Vielmehr müsse die Prothesenkonstruktion dahingehend individualisiert werden, dass der „Charakter des Einzelnen", also jene Verhaltensmuster, die er im Laufe seines Lebens erworben hat, berücksichtigt werde. Die Beispiele, die Neutra hierfür vorbrachte, stammen nur teilweise aus dem Bereich der Prothetik. Zunächst spekulierte er über den generellen Zusammenhang von erlernten Ausdrucksregistern und je aktuellem Gefühlszustand. Nicht eine aktuelle Situation löse den Ausdruck aus, sondern eine erlernte Geste, die eine „Einstellung" zur Folge habe. Dieser Vorgang sei bei schauspielerisch veranlagten Personen besonders gut beobachtbar:

> Die beispielsweise willkürlich eingenommene Fechterstellung wird unwillkürlich die trotzige, entschlossene Miene, aber auch die entsprechende seelische Einstellung im Gefolge haben. Nehmen wir nun an, dass dieser Mensch […] ein Bein verloren hätte, so wäre trotz Prothese, die das Stehen und Gehen gut ermöglicht, die seelische Einstellung auf Trotz und Entschlossenheit nicht zu erzielen, es wäre denn, dass die Prothese die elastisch-feste Fechterstellung zulässt, also die früher geübte Körperhaltung genau zu imitieren erlaubt.[26]

Die Umstellung von verallgemeinerbarer, messbarer Funktionalität auf „Individualität", auf Biographisches und Erlerntes hatte Konsequenzen für den Prothesenbau. Denn – so Neutra weiter – wenn man nun annehme, dieser passionierte Fechter sei Beamter von Beruf, so könne man dessen Unlust am Arbeiten nicht beikommen, indem man ihm einfach eine zur Ausübung seines Berufs befähigende Prothese anfertige. Durch die Ermöglichung seiner Liebhaberei – des Fechtens – könne man ihm jedoch seine Lebenslust wiedergeben.

Mittels Prothesen sollte also weniger „objektive" Produktivität als ein biographisch erworbenes Selbstbild des Kriegsversehrten wiederhergestellt werden. Dieses Körperbild resoniert in der Physis. Es ist eine um soziale Verhaltensweisen erweiterte Version dessen, was Paul Schilder

25 Wilhelm Neutra, „Zur Psychologie der Prothese", in: *Medizinische Klinik* 47 (1917), 1239-1241, hier: 1239.

26 Ibid., 1240.

später „Körperschema“[27] nannte. Gemeint ist damit eine erworbene Gesamtvorstellung von sich selbst, die sich als dynamisches „Schema“ in den Leib einschreibt. Dieses unbewusste, verkörperte Bild von sich selbst solle – so Neutra – bei der Wahl der Prothese berücksichtigt werden. Der ambitionierte Fechter brauche eine elastisch-feste Prothese, der ambitionierte Offizier hingegen eine, die ihm das Strammstehen erlaube.

Mit dieser Forderung ging Neutra einen entscheidenden Schritt über die übliche Praxis der Prothesenversorgung hinaus, die nach Maßgabe ökonomischer Kalküle die Passung der Arbeitenden mit ihrer Umgebung ins Zentrum stellte. Mit der Umstellung auf dynamische Verhältnisse zwischen Physis und Ausdruck, zwischen Persönlichkeit und Einübung von Verhalten, wurde ein Individuum als „seelisch-körperlicher Akkord“[28] konzipiert, dessen „Desequlibrierung“[29] man mit einer Neueinrichtung des ganzen Systems begegnen musste. Mechanisch avancierte Prothesen waren dabei nicht zwingend der Königsweg:

> Es muß eine harmonische Eingliederung der Prothese in den schon bestehenden seelisch-körperlichen Mechanismus bewerkstelligt werden, während durch die technisch gut konstruierte und tadellos funktionierende, aber nicht der Persönlichkeit Rechnung tragende Prothese eine Dissonanz erzeugt wird und ein Anpassung zum Zweck einer neuen Harmonie erzwungen werden muss.[30]

Mein zweites Beispiel weist in eine ähnliche Richtung, geht aber über Neutra hinaus. Der Pädagoge und spätere Gestaltpsychologe David Katz, von dem die im Folgenden dargestellte Studie stammt, wurde relativ spät im Ersten Weltkrieg, im April 1918, zur Front abkommandiert. Im Rahmen seiner Wehrpflicht leitete er bis Juni 1919 die psychologische Abteilung der Forschungsstelle für Ersatzglieder der Technischen Hochschule in Hannover. Später setzte er seine Versuche als außerordentlicher Professor für Pädagogik und Philosophie in Rostock fort.[31]

Katz’ Ausgangsfragestellung war diejenige Neutras: Wie lässt sich eine bessere Abstimmung zwischen Amputierten und Prothese erreichen? Wie kann man Nutzen und „Genuss an der Prothese“ erhöhen, sodass die Kriegsversehrten wieder arbeitsfähig und leistungswillig werden?[32]

27 Paul Schilder, *Das Körperschema. Ein Beitrag zur Lehre vom Bewusstsein des eigenen Körpers* (Berlin: Springer, 1923).
28 Neutra, Zur Psychologie der Prothese, 1241.
29 Ibid., 1239.
30 Ibid.
31 David Katz, *Zur Psychologie des Amputierten und seiner Prothese* (Leipzig: Johann Abrosius Barth, 1921), Vorwort.
32 Ibid., 1.

Katz visierte damit einen Paradigmenwechsel in der Prothetik an, der bereits in der Kontroverse Schlesinger-Sauerbruch zur Sprache kam. Er forderte – mit explizitem Rekurs auf Sauerbruchs Ansatz – eine „Sensibilisierung Prothese“ und bemängelte die bisherige Ausrichtung der Prothetik auf motorische und mechanische Faktoren.[33] Bekräftigt wurde diese Forderung durch *testimonials* verschiedener Amputierter, die angaben, lieber mit dem „unbewaffneten“ (so die zeitgenössische Diktion), aber dafür empfindsamen Stumpf zu agieren, als mit den von der Wohlfahrt zur Verfügung gestellten Prothesen.[34] Der Auslöser der Forderung nach mehr Sensibilität lag aber auch bei Katz weniger in einer mitleidenden Sorge um die Kriegsversehrten, als in einer Sorge um die mangelnde Effizienz von Prothesen. Erst eine „Beseelung der Prothese vom Stumpf aus“ könne hier Abhilfe schaffen:

> Vom Stumpf aus hätte die Beseelung der Prothese erfolgen müssen, das geschah nicht mit dem notwendigen Maße, kein Wunder also, dass sie in der Regel von ihrem Träger als ein totes Anhängsel empfunden wurde. Sie erschien als Fremdkörper, verwuchs nicht mit dem Amputationsstumpf. Tastsinn, Raumsinn, Temperatursinn und Lokalisationsfähigkeit des Stumpfes schlummerten unter dem Polster der Prothese, das häufig zugleich die freie aktive und passive Beweglichkeit des ganzen Stumpfes sowie seiner beweglichen Teile beeinträchtigte.[35]

Praktisch führten – so Katz – zwei Wege zu einer größeren Effizienz der Prothesen. Erstens die bessere Ausnutzung der Muskulatur und der verbleibenden Sensibilitäten des Stumpfs, denen sich dann auch der Großteil seines Experimentierens widmete; zweitens die Sensibilisierung der Prothese selbst, mittels Materialien und Mechanismen, die Wahrnehmungskomplexe möglichst unverfälscht weiterzugeben im Stande sind, etwa durch die Formung der Bandage am Stumpfansatz aus dünnwandigem Leder. Katz interessierte sich zudem für die Operationsmethoden Sauerbruchs und dessen Verwendung eines Rückmeldungssystems zwischen Prothese und Restmuskulatur.

Zunächst ging es also um medizinisch-technische Fragen: Um Substitutionsmöglichkeiten mit vergleichendem Blick auf einen intakten Wahrnehmungsapparat. Ebenso ausschlaggebend für den erfolgreichen Einsatz von Prothesen war aber eine Psychologie des Alltags. An dieser Stelle kamen sich nämlich, so Katz‘ Überzeugung, die Körpererfahrung des Prothesenträgers und des „Normalkörperlichen“ überraschend nahe. Er argumentierte, dass auch die alltägliche Wahrnehmung prothetisch sei. Daraus ergäben sich Konsequenzen für den Bau künstlicher

33 Ibid., 2f.
34 Ibid., 3.
35 Ibid.

Gliedmaßen, und umgekehrt sei die Forschung an Prothesenträgern auch zentral für die Erkenntnisse der allgemeinen Psychologie:

Der psychologische Mechanismus, nach dem […] die Sensibilisierung sowohl der eigentlich sensiblen als auch der anderen Kunstglieder erfolgt, ist jener allbekannte, durch den vermittels Handwerkszeugs oder auch nur unserer Kleidungsstücke eine Erweiterung des von uns beherrschten Empfindungsbereichs unseres Körper-Ichs erfolgt, so wenn der Arzt eine Sonde benutzt, um sich Aufschluss über dem Auge nicht zugängliche Körperhöhlen zu verschaffen, wenn der Blinde sich mit dem Stock durch die Welt ertastet oder wenn wir alle durch die Schuhsohle hindurch die Beschaffenheit des Bodens wahrnehmen, auf dem wir gehen.[36]

Die Passage ist prägnant aufgrund der Einebnung des Unterschieds zwischen defizitärer und „normaler" Wahrnehmung. Ein Amputierter, ein Blinder, ein Arzt und letztlich jede/r hantiert mit Prothesen, um sein/ihr Körper-Ich zu erweitern. Dies scheint mir die Schwelle hin zu einer neuen Version von Körpertechniken zu sein. Nicht länger gab es einen Körper, der medizin-technisch behandelt wurde, wenn ein Teil nicht mehr den Produktivitätserwartungen entsprach. Vielmehr gab es nur noch ein Kontinuum verbesserungsfähiger und verbesserungswürdiger Körper, die prothetisch mit ihren Umwelten verschaltet sind.[37]

In dieselbe Richtung gravitierten die Forschungen von William B. und Lillian Gilbreth in den USA, jenes Paars, das durch den Einsatz von Fotografie und Film das Taylorsystem perfektionieren wollte. Die Grundidee der Prothetik, der Ersatz von Körperteilen durch etwas Ähnliches, wird im Rahmen ihrer Bewegungsstudien in eine Idee der wechselseitigen Anpassung zwischen Körper und Apparat transformiert. Daraus resultierte eine eigentümliche Neuformulierung des Verhältnisses zwischen Normalität und Abweichung: Der Normale erscheint nunmehr als „potentieller Krüppel", der Krüppel hingegen ist keiner, so lange er produktiv ist:

When we come to consider the subject closely we see that every one of us is in some degree a cripple, either through being actually maimed or through having some power or faculty which has not been developed or used to its fullest extent. The degree of crippling extends from the worker who […] has lost his eyesight, his hearing, and the use of his legs, arms and hands except for the use of one finger […] to a

36 Ibid., 7.

37 Stefan Rieger hat sich ausführlich mit der psychologischen Forschung als einer latenten „kybernetischen Anthropologie" beschäftigt: Stefan Rieger, *Kybernetische Anthropologie. Eine Geschichte der Virtualität* (Frankfurt/Main: Suhrkamp, 2003). Speziell zu Umweltgedanken und Selbstregulierung: Roland Innerhofer und Katja Rothe, „Regulierung des Verhaltens zwischen den Weltkriegen. Robert Musil und Kurt Lewin", in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 33/4 (Dezember 2010), 365-381.

man who is dependent upon glasses for reading. From an efficiency standpoint a policeman with corns on the soles of his feet or a golfer with the gout in his toe is more of a cripple during his working hours than a legless man while operating on a typewriter. We can, then, think of every member of the community as having been a cripple, as being a cripple, or as a potential cripple. Conversely, we can think of a badly mutilated man as not being a cripple during the period that he is at that work the performance of which is not affected by the mutilation.[38]

Wenn jeder Mensch ein „potentieller Krüppel" ist, wenn „Behinderung" nur noch in Graden messbar ist und mit der reibungslosen Koppelung zwischen allen Elementen eines Systems kompensiert werden kann, ist damit ein Programm von flexibler Kooperation formuliert. Und die Verbesserbarkeit des Menschen durch selbstgeschaffene Artefakte wird zur *conditio humana* schlechthin. Die Explikation von bis dahin (halb- oder ungewussten) Bewegungsprinzipien und die Einbeziehung der gesamten Arbeitsumgebung in die Betriebsplanung führen nicht nur zu standardisierten Arbeitsabläufen, sondern lassen am Horizont einen neuen Menschentypus erscheinen: den *designable human*.[39]

IV. „Ich bin Körperteile"

Als in den 1920er Jahren, vor dem Horizont einer auf die Optimierung der Produktion ausgerichteten Sozialtechnik, ein graduell verbesserbarer Körper die ältere Idee des pathologischen Körpers in Frage zu stellen begann, fehlte eine wichtige Komponente heutiger Körpertechniken, die es rechtfertigen könnte, diesbezüglich von einer Analogie zu sprechen. Ich meine, dass die Kommerzialisierung und Technisierung des Körpers und seiner Teile inzwischen einen Grad erreicht hat, der qualitativ anders zu bewerten ist, als die Effizienzdiskurse der Nachkriegszeit. Die Verbesserung des Körpers war auch damals Bestandteil eines moralischen Auftrags zur Verbesserung der Person, die sich auf Arbeits- und Aufmerksamkeitsmärkten beweisen muss. Inzwischen ist sie aber mehr als eine optimierbare Ressource im Produktionsprozess. Die Versehrten des Ersten Weltkriegs wurden seitens des Staates mit Prothesen versorgt. Dieser stellte mittels eines bürokratischen Prozederes die Ansprüche der Soldaten fest, die nehmen mussten, was sie kriegen konnten. Nur langsam konnte sich ein Markt für Prothesen etablieren und dieser blieb mit der Gesundheits- und Sozialgesetzgebung verbunden.

38 Frank B. Gilbreth, and Lillian Moller Gilbreth, *Motion Study for the Handicapped*, (London: Routledge, 1920), 95.

39 Vgl. Sheila M. und David J. Rothman, *The Pursuit of Perfection. The Promise and Perils of Medical Enhancement* (New York: Pantheon Books, 2003).

Heute sind Prothesen High-Tech-Waren. Einer der wichtigsten *global player* auf dem Gebiet der Prothesentechnik ist auch heute noch eine deutsche Firma (*Otto Bock*), die unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg gegründet wurde. Betrachtet man die Werbung der Firma, fällt auf, dass sie sich ikonisch und narrativ im Segment von Lifestyle-Produkten bewegt. Die PR spielt aus, dass heute Selbstverbesserung eine Frage von Geld und technischem *know-how* ist und umgekehrt wiederum der Akkumulation von sozialem Kapital dient. Die Prothesenträger werden gerne in Freizeitsituationen gezeigt: als mit ihren Enkeln spielende rüstige Rentner, als Partygirls, bei der Besteigung des Himalaya oder bei Polexpeditionen. Prothesen sind begehrenswerte Konsumgüter, die zur Identitätsbildung beitragen. Die Werbestrategie von *Otto Bock* hebt darauf ab, dass Prothesen soziale Teilhabe ermöglichen und Teil der Persönlichkeit sind.

In anderen Ecken der Prothesenforschung wird jedoch längst mit höheren Einsätzen gespielt. So hat sich rund um Hugh Herr, einen Biomechatroniker am MIT, eine Gruppe herausgebildet, die um Prothesen herum eine posthumane Vision der Verbesserung der Spezies baut. Herr, der beide Beine bei einem Kletterunfall verloren hat, baut Prothesen, die die natürlichen Fähigkeiten des Menschen transzendieren: Teleskopbeine zum Klettern etwa. Gemeinsam mit der Sprinterin und Schauspielerin Aimee Mullins bewirbt er Prothesen unter dem Schlagwort „Human 2.0“.[40] Was in solcherlei neo-cartesianischen Szenarien der physiologischen Optimierung des Menschengeschlechts meist nicht vorkommt, ist der Umstand, dass die Entwicklung von High-Tech-Produkten aufs engste mit Kapitallogiken und, nach wie vor, mit nationalen Ideologien verbunden ist. Nur Sportlerinnen und (Ex-)Soldaten haben heutzutage die Möglichkeit, sich mit High-Tech-Prothesen ausstatten zu lassen.

Dieses posthumane Szenario, inklusive der Verwicklungen mit Kapital und Militär, stellt Max Barry in seinem kürzlich erschienen Roman *Der Maschinenmann*[41] drastisch dar. Es ist eine bittere Satire auf die Idee prothetischer Selbstverbesserung. Der Protagonist des Romans, der Wissenschaftler Charlie Neumann, verliert bei einem Laborunfall ein Bein. Neumann entdeckt schnell, dass ihm dies die Möglichkeit bietet, sich ein künstliches, computergesteuertes Bein zu bauen, welches seinem organischen an Kraft und Ausdauer überlegen ist. Weil das selbstgebaute Bein so attraktiv, funktional und weiter verbesserbar ist, amputiert er sich nach und nach andere Körperteile, um sich künstliche Kör-

40 Im Jahr 2007 veranstaltete Hugh Herr eine Konferenz mit dem Titel *Human 2.0. New Minds, New Bodies, New Identities* am MIT (http://h20.media.mit.edu, Zugriff vom 1.8.2012).

41 Max Barry, *Maschinenmann* (München: Heyne, 2012).

perteile anzulegen. Interessant ist nun, dass sich der Roman um einen Konflikt zwischen dem individuellen Verbesserungswunsch des Protagonisten und den Interessen des Konzerns, für den er arbeitet (Better Future), entwickelt. An keiner Stelle hinterfragt der Roman die Idee der Selbstverbesserung als solche, selbst dann nicht, wenn alle männlichen Beteiligten zu Monstern geworden sind. Der Leibwächter Carl wird zu einem (sehr moralisch agierenden) *Terminator*, Charlies pickelige Assistierende werden von Labornerds zu technologisch verbesserten, attraktiven jungen Menschen und der Protagonist wird irgendwo in der Mitte von Better Future zum Supercyborg, zu einer Kampfmaschine umgebaut, um Carl zur Strecke zu bringen.

Eine kleine Nebenerzählung führt den Zynismus der Wertschöpfung durch Körperteile besonders drastisch vor: Um seiner Tochter ein dringend benötigtes neues Herz zu ermöglichen, lässt ein Vater nach und nach seine Gliedmaßen von Maschinen an seinem Arbeitsplatz zerstören. Da die Versicherungssummen höher sind, wenn z.B. nach und nach Finger und nicht gleich die ganze Hand verloren gehen, arbeiten Vater und Tochter einen ertragsoptimierten Nutzungsplan sämtlicher Gliedmaßen aus. Geplant wird ein Tod auf Raten, um der Tochter das Leben zu ermöglichen.

Der Plot (eine Liebesgeschichte) und der Ausgang von *Maschinenmann* sind erwartbar. Charlie wird zu einer Halbleiterplatte in den zärtlichen Händen der Geliebten. Aber auf dem Weg dahin werden die Paradoxien des Auftrags zur technischen Selbstverbesserung und der Kapitalisierung des Körpers gnadenlos ausgeleuchtet. In Dysfunktionalität schlägt dabei nicht – wie etwa in *Modern Times* – die Technik um, sondern der Narzissmus des Protagonisten. Charlie möchte nur für sich selbst Körperteile anfertigen und identifiziert sich so heftig mit seinen Prothesen, den Fetischen seines Erfindungsgeistes, dass er in Opposition zum Konzern geht, der seine Erfindungen als Life-Style-Produkte und Militärtechnologie vermarkten möchte. Mit Hilfe seines Prothesenkörpers wirft er irgendwann den CEO von Better Life aus dem Fenster und erzielt einiges an Sachbeschädigung am Konzerngebäude.

Die Beschäftigung mit historischen Prothesen kann einige Herkünfte dieses technofetischistischen Narzissmus, der auch nicht vor der Zerstörung der organischen Substanz halt macht, deutlich machen: Prothesen waren im 20. Jahrhundert eng verschränkt mit Ideen der Effizienz- und Leistungssteigerung auf der einen Seite und mit Selbststeuerungslehren auf der anderen Seite. Im Vergleich erscheinen die 1920er Jahre als ein Experimentierfeld für Selbststeuerungskonzepte des Körpers und der Seele. Angesichts der aktuellen Kapitalisierung des Körpers wirken die (Gedanken-)Experimente der Prothetiker jedoch beinahe naiv. Im Um-

feld der Prothetik etablierte sich die Idee eines Kontinuums technisch verbesserbarer Körperlichkeit, die nicht nur die traditionelle Unterscheidung von gesund und krank unterspülte, sondern auch die Tür zur Fitnesskultur[42] und körperlichem Enhancement aufstieß. Die andere Geschichte, die hier erzählt werden müsste (und die inzwischen auch schon erzählt wurde[43]), wäre die der zunehmenden Kapitalisierung des Selbst und der Psyche seit gut 100 Jahren. Der geschäftsschädigende Narzissmus des *Maschinenmanns* ist aus dieser Perspektive nichts als eine kleine Perversion des sich selbst optimierenden Egos.

Karin Harrasser, Kontakt: University of Art and Design Linz, karin.harrasser@ufg.ac.at; Researcher in cultural and media studies. Fields of interest: cultural and epistemological history of prosthetics, science fiction, historiography and film, theory of the subject, gender studies, arts and humanities. Selected current publications: Limping and Flying: On the Relationship of Poesis and Interpretation, in: BADco (Hg.): WHATEVER #3. Posthoc Dramaturgy. Reflections on Poetics of Presentation and Circulation in Performing Arts, 2012, http://bezimeni.files.wordpress.com/2012/01/3_whatever3_harrasser.pdf; Singularität und lange Dauer. Alexander Kluges idiosynkratische Filmtheorie der Geschichte, in: Christian Schulte (Hg.): Die Frage des Zusammenhangs. Alexander Kluge im Kontext (Berlin: Vorwerk 8, 2012), S. 64-80.

42 Vgl. dazu den Beitrag von Simon Graf in diesem Heft.

43 Exemplarisch: Ulrich Bröckling, *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform* (Frankfurt/Main: Suhrkamp, 2007) und Illouz, Die Errettung der modernen Seele.

Body Politics 1 (2013), Heft 1, S. 119-137

Vom physiologischen Stress zum Prinzip „Lebensqualität“: Lennart Levi und der Wandel des Stresskonzepts um 1970

Patrick Kury

English abstract: In the mid-seventies, a psychosocial concept of stress evolved in Scandinavia and the German-speaking countries. The Swedish endocrinologist and social medic Lennart Levi played a crucial role in this process. In 1959 he founded the (now famous) Stress Research Laboratory based at the Karolinska Institute. The latter was designated a WHO collaboration center for research and training dealing with psychosocial health. The same year, Levi also published an introduction to psychosomatic medicine, which was translated into German five years later. This book, „Stress: Body, Soul, and Illness,“ became a milestone in German research on stress. The paper analyses the pioneering role of Levi in establishing stress research in German-speaking countries, and explores the relevance of his body concept in the late Fordist period.

Mitte der 1970er Jahre setzte sich das psychosoziale Stresskonzept im deutschsprachigen Raum durch, nachdem sich dieses nach dem Zweiten Weltkrieg zuerst im nordamerikanischen und im Verlauf der 1950er Jahre auch im skandinavischen Raum etabliert hatte.[1] Innerhalb kurzer Zeit stieg Stress damals zu einem wissenschaftlich wie gesellschaftlich anerkannten Thema auf. Zwischen 1975 und 1977 fanden in Deutschland erste medizinische Konferenzen statt, die sich ausschliesslich mit Stress beschäftigten. Neben Hans Schaefer, August W. von Eiff, Max Halhuber und anderen Medizinern wandten sich auch populärwissenschaftliche Autoren wie Frederic Vester sowie Fernsehen und Presse dem Thema zu.[2] Dieser erste „Stressboom“ schlug sich auch in der Ratgeberliteratur nieder. Die Zahl entsprechender Veröffentlichungen, die Mitte der 1970er Jahre zum Thema auf den deutschen Buchmarkt drängten und sich an ein breites Publikum richteten, wuchs sprunghaft an. Zwischen 1973 und 1977 erschienen rund zwei Dutzend Publikationen, die sich dem individuellen Umgang mit Stress widmeten.[3] Unter skandinavischem und nordamerikanischem Einfluss setzte sich nun auch im

1 Bei meinen folgenden Überlegungen stütze ich mich auf meine Habilitationsschrift: Kury, Patrick, Der überforderte Mensch.

2 Schaefer, Hans/Blohmke, Maria, Herzkrank durch psychosozialen Stress; Eiff, A[ugust] W. von (Hrsg.), Seelische und körperliche Störungen durch Streß; Halhuber, M[ax] J. (Hrsg.), Psychosozialer „Stress“ und koronare Herzkrankheit, 1 und 2; Vester, Frederic, Phänomen Stress.

3 Vgl. hierzu: Kury, Patrick, Selbsttechniken zwischen Tradition und Innovation.

deutschsprachigen Raum ein Stressverständnis durch, das psycho- und soziosomatische Zusammenhänge in den Mittelpunkt rückte. Dieses psychosoziale Stresskonzept schuf die Voraussetzungen für den Aufstieg des Stressdiskurses, dessen Konjunktur bis in die Gegenwart ungebrochen ist.

Die Herausbildung des psychosozialen Stresskonzepts spielte sich vor dem Hintergrund unterschiedlicher gesellschaftlicher und gesundheitspolitischer Transformationen ab. Mit dem Aufstieg der Psychologie als medizinisches und gesellschaftliches Orientierungswissen zwischen der Mitte der 1960er und Mitte der 1970er Jahre erlebten psychologisch-psychotherapeutische Beratungsangebote einen rasanten Aufschwung. Damit zusammenhängend stellte sich ein wiedererwachtes Interesse für soziosomatische sowie eine neu geweckte breite Aufmerksamkeit für psychosomatische Zusammenhänge ein.[4] Zur gleichen Zeit setzen auf einer politischen Ebene auch Debatten über „qualitative Ziele" von Sozialstaaten ein. Von der OECD angeregt, begannen Politik und Öffentlichkeit seit den frühen 1970er Jahren, Überlegungen zur sogenannten „Lebensqualität" anzustellen. Gesundheitspolitikerinnen und -politiker gingen der Frage nach, wie sich die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Menschen qualitativ verbessern lassen.[5] Die internationalen Debatten über „Lebensqualität", die Herausbildung eines Umweltbewusstseins vor dem Hintergrund ökonomischer und ökologischer Krisen nach 1973 beziehungsweise 1974 sowie ein gewachsenes Interesse an psychologischen Fragen und gesundheitspolitischer Prävention in den langen 1970er Jahren können zusammen als Suche nach einem neuen Mensch-Umwelt-Verhältnis verstanden werden. Das psychosoziale Stresskonzept, so die im Folgenden vertretene These, schuf eine Möglichkeit, innerhalb der hier skizzierten Prozesse individuelle Befindlichkeiten zu organisieren und Belastungsfaktoren als gesundheitsstörend zu benennen. Die Etablierung des psychosozialen Stresskonzepts war zugleich Ausdruck und Faktor dieses Ringens um ein neues Mensch-Umwelt-Verhältnis.

Neben strukturellen und politischen Veränderungen sowie ökonomischen Krisen spielten bei der Etablierung des psychosozialen Stresskonzepts auch einzelne medizinische und gesundheitspolitische Akteure eine wichtige Rollte. Eine herausragende Stellung fällt dabei dem schwedischen Sozialmediziner und Endokrinologen Lennart Levi zu. 1959, im Alter von erst 29 Jahren, hatte Levi in Schweden eine Einführung in die psychosomatische Medizin veröffentlicht.[6] Fünf Jahre später erschien diese in deutscher Sprache unter dem Titel „Stress: Körper, Seele und

4 Vgl.: Maasen, Sabine, Das beratene Selbst.
5 OCDE, Programme d'élaboration des indicateurs sociaux de l'OCDE.
6 Levi, Lennart, Kropp, själ och sjukdom, en introduktion i psykosomatisk medicin.

Krankheit, eine Einführung in die psychosomatische Medizin“.[7] Levis Publikation gewährte nicht nur Einblicke in zentrale Fragestellungen der psychosomatischen Medizin, sondern stellte zugleich eine der ersten Einführungen in die Stressforschung in deutscher Sprache dar. Für das deutschsprachige Publikum führte er damit zum ersten Mal Stressforschung und Psychosomatik zusammen. Als Mitte der 1970er Jahre die ersten medizinischen Konferenzen zum Thema Stress in Deutschland stattfanden, war es wiederum Levi, der als herausragender internationaler Experte in Erscheinung trat, sodass Mediziner bereits damals die Pionierrolle des schwedischen Stressforschers herausstrichen.[8]

Die folgenden Ausführungen stellen die Funktion von Levi für die Etablierung des psychosozialen Stresskonzepts im deutschen Sprachraum sowie – damit zusammenhängend – die Debatten über das Prinzip „Lebensqualität“ in den Mittelpunkt. Ausgehend von Levi soll nach der Funktion des psychosozialen Stressdiskurses für die gesundheitspolitischen Debatten jener Zeit gefragt werden. Doch bevor näher auf Levi eingegangen werden kann, gilt es einige allgemeine Aspekte zur Genealogie und Entwicklung der Stressforschung sowie zum Verhältnis von Stress und Körperkonzepten darzustellen.

Der Aufstieg des Stressdiskurses in Nordamerika nach dem Zweiten Weltkrieg

Die Anfänge der Stressforschung fallen in die anderthalb Dekaden zwischen der Mitte der 1930er und den beginnenden 1950er Jahren. Eine herausragende Rolle in der frühen Konzeptualisierung von Stress spielte der österreichisch-ungarisch-kanadische, an der McGill Universität Montreal tätige Mediziner und Biochemiker Hans Selye (1907–1982). Auf der Suche nach einem vermuteten, jedoch damals noch nicht bestimmten Geschlechtshormon machte Selye die Beobachtung, dass die Organe seiner Versuchstiere auf unterschiedliche Belastungen gleichförmig reagierten. 1936 veröffentlichte er diese Beobachtung in der renommierten Zeitschrift „Nature“ unter dem Titel „A Syndrome Produced by Diverse Nocuous Agents“.[9]

In der Folge forschte Selye weiter an körpereigenen, physiologisch-hormonellen Reaktionen, die grundsätzlich bei jeder physischen Herausforderung und Schädigung des Organismus festzustellen sind. Den dabei entdeckten und von ihm beschriebenen stereotypen Ablauf bezeichnete

7 Levi, Lennart, Stress, Körper, Seele und Krankheit.
8 Vgl. bspw.: Eiff, Seelische und körperliche Störungen durch Streß.
9 Selye, Hans, A Syndrome Produced by Diverse Nocuous Agents, S. 32.

er als „General Adaptation Syndrome“, zu Deutsch „Allgemeines Anpassungssyndrom“ (AAS). Seit 1946 brachte er diese Abläufe in mehreren Publikationen mit dem Terminus *stress* in Verbindung. Dieses Wort hatte vor Selye schon der bekannte amerikanische Physiologe Walter B. Cannon verwendet, ohne jedoch aus seinen Überlegungen ein Konzept zu entwickeln.[10] Selye beschrieb das AAS als einen dreiphasigen physiologisch-hormonellen Reaktionsablauf, der unabhängig von der Art des jeweiligen Einflusses funktioniere. So reagiere der Organismus auf unterschiedliche Herausforderungen wie Verletzung, Infektionen, Kälte, Ängste und Frustrationen, aber auch auf positive Emotionen in physiologisch-biochemischer Hinsicht in gleicher Weise. In direktem Zusammenhang mit dem AAS bezeichnete Selye seit 1949 die äusseren störenden Faktoren, die auf den Organismus einwirken, als *stressors* oder *stressor agents*.[11]

Seit dem Zweiten Weltkrieg hatten auch britische und amerikanische Militärmediziner und -psychiater den Begriff *stress* verwendet. Der Terminus hatte ihnen hauptsächlich zur Beschreibung unterschiedlicher physischer und psychischer Belastungen gedient, denen Fliegersoldaten im Gefecht ausgesetzt waren. Teilweise waren damit auch die Folgen von Belastungen gemeint, unter denen Soldaten noch lange nach dem Kriegseinsatz litten.[12] Obwohl die Militärmediziner den Begriff zeitgleich zu Selye verwendet hatten, war es während des Zweiten Weltkriegs zu keiner gegenseitigen Bezugnahme gekommen. Erst 1946 übernahm Selye den Stressbegriff im Sinne eines belastenden Einflusses und brachte diesen mit dem AAS in Zusammenhang.

Die Rezeption von Selyes physiologischem Stresskonzept führte seit 1949 zu intensiven Debatten in der nordamerikanischen psychosomatischen Medizin und Psychologie.[13] Sie und die an psychosomatischen Zusammenhängen interessierte Sozialmedizin schwedischer Provenienz prägten die Stressforschung nach 1950 nachhaltig. Den psychosomatischen, psychologischen und sozialmedizinischen Ansätzen der Stressforschung in den USA nach 1950 gemein war zunächst der systematische Einbezug psychischer, sozialer und kultureller Faktoren bei der Erklärung der Entstehung und Bewältigung von Stress und Krankheiten. Ebenso übernahmen sie die Cannon'sche Vorstellung eines körpereigenen Gleichgewichts, das durch belastende Herausforderungen instabil

10 Cannon, Walter B., The Interrelations of Emotions as Suggested by Recent Physiological Researches, S. 262; ders., Stresses and Strains of Homeostasis, S. 13.

11 Selye, Hans, The Physiology and Pathology of Exposure to Stress, S. 27.

12 Vgl. bspw.: Grinker, Roy R./Spiegel, John P., Men under Stress; Wright, David G., Operational Strain. Stress in Combat Flyers.

13 Wolff, Harold G./Wolf, Stewart G. et al. (Hrsg.), Life Stress and Bodily Disease. Vgl. auch: Cooper, Cary L./Dewe, Philip, Stress. A Brief History, S. 29f. und S. 36.

werden könne und durch eine Anpassungsleistung wiederhergestellt werden müsse, eine Anpassungsleistung *nota bene*, die im Fall einer übermässigen körperlichen Reaktion krank machen könne. Als herausragende Vertreter der frühen psychosomatischen, sozialmedizinischen und psychologischen Stressforschung sind für den angelsächsischen Raum der Neurologe Harold G. Wolff und etwas später der Psychologe Richard S. Lazarus zu nennen.

Verzögerte Rezeption im deutschen Sprachraum

Im deutschsprachigen Raum setzte sich das psychosoziale Stresskonzept erst Mitte der 1970er Jahre durch. Diese im internationalen Vergleich spät erfolgte Thematisierung von Stress lässt sich zunächst durch den Verlust an Expertinnen und Experten in den Fachbereichen Endokrinologie und Biochemie durch Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg erklären. Ein beachtlicher Teil der Forschenden hatte während der nationalsozialistischen Diktatur Deutschland verlassen müssen, zahlreiche jüdische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler waren ermordet worden. Neben den unterschiedlichen personellen Voraussetzungen für eine biochemisch orientierte Stressforschung nach 1945 in den USA, Kanada und Skandinavien auf der einen Seite und Deutschland und Österreich auf der anderen Seite fielen auch gesellschaftliche und sozioökonomische Faktoren ins Gewicht. Die besonderen Anstrengungen des Wiederaufbaus und das in der Folge forcierte Wirtschaftswachstum in der Bundesrepublik Deutschland brachten einen genuin deutschen Belastungsdiskurs, die „Managerkrankheit“, hervor, der auch in Österreich und, unter anderen Voraussetzungen, in der Schweiz populär war.[14]

Mit der Managerkrankheit konnten der soziale Wandel der Nachkriegszeit und die wahrgenommene Zunahme von körperlichen und psychischen Belastungen medizinisch gedeutet werden. Das Konzept behinderte damit im deutschen Sprachraum vorerst eine breite Rezeption des Stressbegriffes. Während Medizinerinnen und Mediziner wie eine breite Öffentlichkeit in Westdeutschland und Österreich in der Diskussion um die Managerkrankheit die physischen und psychischen Folgen von Wiederaufbau und Wirtschaftswachstum thematisierten, wurden die psychischen Folgen von Krieg und Verfolgung nicht mit gleicher Intensität und mit denselben Konzepten erörtert wie zuvor etwa in den USA. Der Diskurs über die „emotionale Überforderung“, der für die Selbstbeschreibung der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft ty-

14 Vgl.: Kury, Patrick, Zivilisationskrankheiten an der Schwelle zur Konsumgesellschaft. Das Beispiel der „Managerkrankheit“.

pisch war, stand der Übernahme einer psychosozialen Stresstheorie im Weg.[15]

Stress und „homöostatische“ Körperkonzepte

Der grob skizzierte Aufstieg des Stressdiskurses war mit mechanistischen und vor allem homöostatischen Körperkonzepten verknüpft. Das ältere Körperkonzept, das für den Erfolg des Stresskonzepts eine untergeordnete Rolle spielte, deutete den menschlichen Körper als eine Art Maschine und war eng mit der Entwicklung der Industrialisierung verzahnt.[16] Das Maschinenmodell verschmolz im Verlauf des 19. Jahrhunderts, wie Philipp Sarasin in seiner Geschichte des Körpers von 1765 bis zum Ersten Weltkrieg zeigt, mit neuen Erkenntnissen aus der Neurologie. Die damalige Deutung des Körpers bringt Sarasin denn auch mit dem Begriff „reizbare Maschine“ auf den Punkt.[17] Die Körperkonzeption der (reizbaren) Maschine war für die Belastungs-, Ermüdungs- und Erschöpfungsforschung des 19. und teilweise noch des 20. Jahrhunderts von herausragender Bedeutung und die Krankheitskonzepte Neurasthenie und Managerkrankheit basieren auf diesen Überlegungen. Auch Hans Selyes Konzeptualisierung des Allgemeinen Anpassungssyndroms als Manifestation von Stress schliesst zumindest in Teilen an diese ältere Belastungs- und Erschöpfungsforschung an, wenn am Ende eines dreistufigen Anpassungsprozesses eine Erschöpfungsphase folgt.

In erster Linie bezog sich Selye jedoch auf homöostatische Ansätze. In der Einführung zu seinem Standardwerk über das AAS aus dem Jahr 1950 hob er in den ersten Zeilen die Bedeutung der beiden Physiologen Claude Bernard (1813–1878) und Walter B. Cannon (1871–1945) und ihrer physiologischen Konzepte des *milieu intérieur* und der Homöostase für die Erforschung körpereigener Regulierungsvorgänge hervor.[18] Damit stellte sich Selye bewusst in eine Linie mit zwei der bedeutendsten Physiologen der zweiten Hälfte des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Claude Bernard gilt als einer der Hauptbegründer einer auf Vivisektion an Tieren basierenden, experimentellen Physiologie und als derjenige Naturwissenschaftler, der ein auf Flüssigkeiten aufbauendes Körperkonzept in die Medizin reintegrierte.[19] Eines seiner theoretischen Leit-

15 Vgl.: Moser, Tilman, Die Unfähigkeit zu trauern – eine taugliche Diagnose.
16 Rabinbach, Anson, Motor Mensch; Sarasin, Philipp, Reizbare Maschinen.
17 Sarasin, Reizbare Maschinen, S. 344–355.
18 Selye, Physiology and Pathology, S. 2.
19 Vgl.: Tanner, Jakob, „Weisheit des Körpers“ und soziale Homöostase, S. 136–138.

prinzipien war das von ihm erstmals so bezeichnete *milieu intérieur* des lebenden Organismus. Dieses bestehe aus dem Ensemble der im Körper zirkulierenden Flüssigkeiten und stelle die optimale Umgebung für die im Körper lebenden Zellen bereit.[20] Dabei ging Bernard davon aus, dass das *milieu intérieur* ein relativ konstantes inneres Verhältnis gewährleiste, das durch die *sécrétion interne*, die innere Sekretion, gesteuert werde.[21] Auf diese Weise reguliere sich der Körper selbst. Angesichts der dauernden Veränderungen im äusseren Milieu, dem *milieu extérieur,* sei es für den Organismus lebensnotwendig, das innere Gleichgewicht aufrechtzuerhalten beziehungsweise laufend wiederherzustellen. Bernard brachte die Vorstellung des sich selbst regulierenden Körpers mit dem später auch von Walter B. Cannon und Hans Selye zitierten Satz auf den Punkt: „La fixité du milieu intérieur est la condition de la vie libre, indépendante.“[22] Als Beispiele für die Regulatoren des Gleichgewichts im *milieu intérieur* nannte er die Steuerung des Blutzuckergehalts, die Körpertemperatur und den Blutdruck.

Walter B. Cannon war als Inhaber des George-Higginson-Lehrstuhls für Physiologie an der Universität Harvard zwischen 1906 und 1942 sowie als Präsident der Amerikanischen Gesellschaft für Physiologie in den Jahren 1914 bis 1916 einer der bekanntesten und einflussreichsten amerikanischen Physiologen seiner Zeit.[23] Im Mittelpunkt von Cannons vielfältigen Forschungen standen Arbeiten zum Gleichgewicht des Körpers, zu Emotionen, insbesondere zur Reaktionsweise von Mensch und Tier bei Angst, Bedrohung und Furcht, sowie Studien über den Wundschock durch Kriegsverletzungen. Cannons Perspektive wird einer Position des medizinischen Holismus zugerechnet, einer Haltung also, die nach der Funktionsweise des gesamten Organismus in seiner jeweiligen Umgebung fragt.[24] Prägend für Cannons holistisches Denken waren seine Erfahrungen als Arzt im Ersten Weltkrieg, die er eindrücklich in seiner Autobiografie beschrieb.[25]

20 Bernard, Claude, Leçon sur les phénomènes de la vie communs aux animaux et aux végétaux, Bd. 1, S. 106. Vgl. hierzu: Cannon, The Wisdom of the Body, S. 37f.; Tanner, „Weisheit des Körpers”, S. 136f.

21 Vgl. zur *sécrétion interne*: Bernard, Claude, Leçon sur les propriétés physiologiques et les altérations pathologiques des liquides de l’organisme, Bd. 2, S. 408.

22 Bernard, Leçons sur les phénomènes, Bd. 1, S. 113. Vgl. hierzu: Cannon, Wisdom of the Body, S. 38.

23 Zu Walter B. Cannon vgl.: Brooks, Chandler M./Koizumi, Kiyomi et al. (Hrsg.), The Life and Contributions of Walter Bradford Cannon. Vgl. hierzu auch Cannons autobiografische Schrift: Der Weg eines Forschers.

24 Vgl. zum Holismus bei Cannon: Kunitz, Stephen J., Holism and the Idea of General Susceptibility to Disease, S. 724.

25 Cannon, Der Weg eines Forschers, S. 137–156.

In seinem Hauptwerk „The Wisdom of the Body“ aus dem Jahr 1932 orientierte sich Cannon an Claude Bernards Konzept des *milieu intérieur*, das er unter dem Begriff der *fluid matrix* fasste.[26] Auch Cannon beschrieb den menschlichen Körper als einen Organismus, der sich über die im Körperinneren zirkulierenden Flüssigkeiten selbst reguliert.[27] Ihn beeindruckte die Vorstellung, dass es dem Organismus gelinge, sich ständig an die äusseren Bedingungen anzupassen und auf diese Weise im Körperinnern einen relativ konstanten Zustand aufrechtzuerhalten. Um Krankheit, Gesundheit und Gefühle besser begreifen zu können, so gab sich Cannon im Vorwort der ersten Auflage überzeugt, müsse man die Funktionsweise dieses Gleichgewichtssystems besser verstehen. Bei der Formulierung dieser Überzeugung stützte er sich auf den britischen Naturwissenschaftler Ernest Starling, der erstmals Hormone beschrieben hatte und auf den der Titel von Cannons Werk zurückgeht. Cannon hielt fest: „Only by understanding the wisdom of the body, he [Starling] declared, shall we attain that ‚mastery of disease and pain which will enable us to relieve the burden of mankind'.“[28]

Die Fähigkeit des Organismus, sich an ständig verändernde Bedingungen anzupassen und auf diese Weise ausgleichend zu wirken, stellte in den Augen von Cannon eine Art Fortsetzung der in der Antike so bezeichneten „Kraft der natürlichen Heilung“ (*vis medicatrix naturae*) dar und wurde von ihm seit 1929 als Homöostase (*homoio*, gr.: ähnlich, gleichartig; *stasis*, gr.: Zustand) bezeichnet.[29] In diesem Zusammenhang sprach er von der Aufrechterhaltung sogenannter *steady states* (konstanter Zustände):[30] „The coordinated physiological processes which maintain most of the steady states in the organism are so complex and so peculiar to living beings […] that I have suggested a special designation for these states, *homeostasis*“, hielt Cannon fest. Die Homöostase stelle jedoch kein starres Gleichgewicht dar, wie der Name impliziere. Vielmehr handle es sich dabei um „a condition which may vary, but which is relatively constant.“[31] Das solcherart verstandene innere Gleichgewicht des menschlichen Organismus funktioniere grundsätzlich über zwei Arten körpereigener Mechanismen, nämlich über einen stofflichen Mechanismus (Ausschüttung und Speicherung von Stoffen wie Glukose, Proteine, Fett, Sauerstoff, Wasser, Salze und Botenstoffe) und

26 Cannon, Wisdom of the Body, S. 37f.
27 Ebd., S. 19–26 und 27–40.
28 Ebd., S. XV.
29 Ebd., S. 20f. und 24.
30 Ebd., S. 21.
31 Alle Zitate: ebd., S. 24 (Hervorhebung im Original).

über einen prozesshaften (Beschleunigung und Verlangsamung von Funktionen).[32]

Das für die Stressforschung zentrale Konzept des Allgemeinen Anpassungssyndroms, das Hans Selye, wie erwähnt, zwischen der Mitte der 1930er Jahre und 1950 entwickelte, baut auf Cannons Vorstellungen von körpereigenen hormonellen Regulierungsvorgängen, der Homöostase, auf. Und auch bei der Popularisierung von Stress in der Mitte der 1970er Jahre spielte die Vorstellung selbstregulierender (Körper-)Systeme eine wichtige Rolle. Frederic Vester, ein überzeugter Verfechter der Bio-Kybernetik, brachte 1976 den bis heute erfolgreichsten Bestseller zum Thema Stress in deutscher Sprache auf den Markt. Darin versuchte er das Funktionieren selbstregulierender Körperprozesse einem breiten Publikum verständlich zu machen und die Leserschaft für holistisches und ökologisches Denken zu sensibilisieren.[33]

Lennart Levi: ein europäischer Pionier

Bei der Förderung der Stressforschung in Europa und der Institutionalisierung der schwedischen sowie, darüber hinaus, einer internationalen Gesundheitspolitik fällt Lennart Levi eine zentrale Rolle zu. 1959 veröffentlichte er nicht nur, wie erwähnt, eine Einführung in die psychosomatische Medizin, sondern gründete in Zusammenarbeit mit dem Departement für Innere Medizin und dem Departement für Psychiatrie das heute bekannte Stress Research Laboratory am Karolinska Institut in Stockholm, einer der bedeutendsten medizinischen Universitäten Europas. Das Laboratorium, das nach Levis eigenem Bekunden zunächst aus nicht viel mehr als einem Türschild bestanden habe, entwickelte sich nach und nach zu einem Forschungszentrum, an dem die Zusammenhänge von Arbeit, Alltag und Gesundheit untersucht wurden.[34] Ausgehend von Pionierarbeiten zur Messung der Stresshormone Adrenalin und Noradrenalin, die der schwedische Physiologe und Neurochemiker sowie spätere Medizinnobelpreisträger Ulf von Euler ebenfalls am Karolinska Institut durchführte, hoffte Levi, vor allem arbeitsmedizinische Erkenntnisse zu gewinnen.[35] So experimentierte er an Verfahren zur Messung von psycho-physiologischem Stress. In diesem Zusammenhang

32 Ebd., S. 39 und 290–296.

33 Vester, Phänomen Stress.

34 Cooper/Dewe, Stress. A Brief History, S. 60. Zu den Anfängen des Stresslaboratoriums in Stockholm vgl.: Helfer, Ruedi, „Stresst Stress?“. Interview mit Lennart Levi.

35 Zu Ulf Swante von Euler-Chelpin vgl.: Bettendorf, Gerhard (Hrsg.), Zur Geschichte der Endokrinologie und Reproduktionsmedizin, S. 60–62.

untersuchte er gemeinsam mit von Euler, Carl Gemzell und Gunnar Ström in den frühen 1960er Jahren die emotionalen Reaktionen von Medizinstudenten, Soldaten und weiblichen Büroangestellten.

Sein Interesse verdankte er sozialpolitischen Überzeugungen, insbesondere war er an Massnahmen zum Schutz der Arbeitnehmenden am Arbeitsplatz interessiert. 1973 formulierte er seine Intentionen folgendermassen: „Es wäre notwendig, dass Ärzte, Psychologen, Techniker, Wirtschaftswissenschaftler und Politiker nicht nur die menschlichen Schwächen berücksichtigen, sondern auch die täglichen Arbeitsbelastungen. Diese enthalten eine Reihe von naturwidrigen Momenten in Arbeitsmilieu und Arbeitsroutine." Und weiter: „Der Stress im modernen Arbeitsleben ist sowohl durch menschliche Schwächen als auch für die Beschaffenheit des menschlichen Organismus häufig ungeeignete Arbeitssituationen bedingt."[36]

Bereits in den frühen 1970er Jahren kam es zu einer intensiven Zusammenarbeit zwischen Levis Stressforschungslaboratorium und der WHO sowie der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO). Die Beratertätigkeit von Levi für die WHO und die ILO führte dazu, dass das Stockholmer Stressforschungslaboratorium 1973 zum ersten „WHO Collaborating Center for Research and Training in Psychosocial Factors and Health" ernannt wurde.[37] Zugleich organisierte Levi in Stockholm die internationale Konferenz „Society, Stress and Disease", die im April 1970 als eine der ersten ihrer Art in Europa stattfand und von der Universität Uppsala und der WHO getragen wurde.[38] Fünf Jahre später, im Jahr 1978, wurde Lennart Levi zum ersten Lehrstuhlinhaber für Psychosoziale Medizin am Karolinska Institut ernannt. Schliesslich gelang ihm 1980 mit Unterstützung von Regierung und Parlament auch die Gründung des „National Swedish Institute for Psychosocial Factors and Health", dem er selbst vorstand.[39]

Die sozialmedizinischen Forschungen Levis waren sowohl von den Arbeiten Selyes als auch von den psychosomatischen und reformerischen Prämissen Harold G. Wolffs geprägt. In Anlehnung an Selye definierte Levi Stress als „Summe der durch verschiedenartige Beanspruchungen hervorgerufenen Schädigungen" sowie der Reaktionen des Organismus auf diese.[40] Wie der kanadische Stressforscher erkannte Levi in der unspezifischen Manifestation ein Hauptmerkmal von Stress.[41]

36 Bronner, Kurt/Levi, Lennart, Stress im Arbeitsleben, S. 9f.
37 Cooper/Dewe, Stress. A Brief History, S. 60; Wainwright, David/Calnan, Michael, Work Stress, S. 43f.; Theorell, T[öres], Introduction to Future Worklife, S. 5f.
38 Levi, Society, Stress and Disease.
39 Theorell, Future Worklife, S. 5f.
40 Levi, Stress, Körper, Seele und Krankheit, S. 10.
41 Ebd.

Doch anders als Selye war Levi nicht primär an physiologisch-hormonellen Reaktionen interessiert, sondern an sozialen und kulturellen Interaktionen und somit psychosozialen Prozessen der Anpassung. Hierfür stützte er sich auf Ansätze Wolffs. In seiner ins Deutsche übersetzten Schrift „Stress: Körper, Seele und Krankheit“ aus dem Jahr 1964 ging Levi in Anlehnung an diesen explizit davon aus, dass der menschliche Körper über „eine Anzahl – eine ziemlich beschränkte Anzahl – von Anpassungsmechanismen [verfügt], die darauf zielen, das erschütterte Gleichgewicht des Organismus bei einem Stress wiederherzustellen.“[42] Allerdings reagiere der Körper, und in diesem Punkt folgte Levi wiederum Wolff, nicht nur auf „*die tatsächliche physische Gefahr*“, sondern ebenso auf „*deren Drohung oder auf die Erinnerung daran*“.[43] Wolff hatte in diesem Zusammenhang von „protective reaction response“ gesprochen. Der Verteidigungsplan des Körpers, so Levi weiter, sei bei einer realen Bedrohungssituation zwar angemessen, nicht jedoch bei einer symbolischen Bedrohungslage. Insofern handle es sich um einen „Irrtum der Abwehrleistung“ des Körpers.[44] Doch gerade die unangemessene „Mobilisierung der Abwehrkräfte des Organismus“ könne zur Schädigung des Körpers führen.[45]

Weiter vermutete Levi, dass psychische Stressfaktoren im Normensystem, in den „Verpflichtungen, Beeinflussungen und Spannungsmomenten“ des Individuums gegenüber der Umwelt begründet seien. Ähnlich wie Wolff, der sich bereits zu Beginn der 1950er Jahre über die Entstehung von Stress im zwischenmenschlichen und kulturellen Bereich geäussert hatte, hielt Levi fest: „Wahrscheinlich verhält es sich aber so (nun stecken wir wieder in Hypothesen), dass nicht einer oder einige einfache und ‚grobe’ Stressfaktoren, z. B. die Hetze, für den Druck, unter dem viele Menschen heutzutage ohne Zweifel leiden, haftbar gemacht werden können, sondern die Ursache ist in von dem herrschenden Kulturmuster ausgelösten Spannungszuständen in der einzelnen Persönlichkeit, aber auch in den Beziehungen des Individuums zu seiner nächsten Umgebung zu suchen. Das Verhältnis zu den übrigen Familienmitgliedern, zu den Kollegen an dem Arbeitsplatz, zu den Mitgliedern derselben sozialen Gruppe kann viele Stressmomente enthalten. Diesem Verhalten drückt die Gesellschaft ihren Stempel auf, indem sie die Normen für menschliches Zusammenleben angibt. Die stresserzeugende Bedeutung dieser Normen ist Gegenstand einer lebhaften Diskussion.“[46]

42 Ebd., S. 34f.
43 Ebd., S. 35 (Hervorhebung im Original).
44 Ebd.
45 Ebd., S. 51.
46 Alle Zitate: ebd., S. 52f.

Ebenso wie Wolff wies Levi darauf hin, dass man sich des mentalen und körperlichen Preises bewusst werden müsse, den die Individuen für die rasche ökonomische Entwicklung und ihr Streben nach gesellschaftlicher Anerkennung zahlten, beziehungsweise zu zahlen bereit seien.[47] In diesem Punkt wollte der schwedische Sozialmediziner auch den Staat in die Pflicht nehmen.

Förderung der „Lebensqualität" als erweiterte Sozialpolitik

In den 1970er Jahren forderte Levi ein umfassendes sozialpolitisches Engagement des Staates, das über die traditionellen Bereiche hinausreiche. Gemäss seiner Überzeugung sollte die Sozialpolitik im Bereich von Alters-, Invaliden- und Krankenversicherung, von Arbeitsschutz und Bildungswesen durch eine moderne Gesundheitspolitik erweitert werden, die dem sozialpsychologischen Wohl der Einzelnen eine ähnliche Bedeutung beimesse wie ihrer sozialen Sicherheit. Das sozialpsychologische Stresskonzept samt Terminologie sollten hierbei dazu beitragen, „Lebensqualität" zu definieren.

An der ersten Höhenrieder Tagung – einer der ersten Konferenzen zum psychosozialen Stress im deutschsprachigen Raum – stellte Levi im Juli 1976 Stress in einen grösseren historischen und gesellschaftspolitischen Zusammenhang. Der Wissenschaftler erklärte, dass der Aufstieg des Stresskonzepts vor dem Hintergrund des Wandels der westeuropäischen Sozial- und Wirtschaftspolitik der Nachkriegszeit zu verstehen sei. Nach dem Zweiten Weltkrieg sei es zunächst vor allem darum gegangen, das Bruttosozialprodukt zu steigern: „Es war also eine Frage: soviel Geld wie möglich zu verdienen, soviel Geld, soviel Waren, soviel Dienste wie möglich zu produzieren." In den 1960er Jahren habe sich die Situation leicht geändert, man habe damals vom „Lebensniveau" gesprochen, wozu objektive Kriterien wie das monatliche Gehalt, der Arbeitsweg, die Wohnfläche, die Qualität der Schule oder die Möglichkeit, eine Bibliothek oder ein Konzert zu besuchen, gezählt hätten. In den 1970er Jahren schliesslich, führte Levi weiter aus, „hat man angefangen (besonders in der OECD, in der auch die Bundesrepublik Mitglied ist), über Lebensqualität zu sprechen." Dabei gehe es nicht mehr allein um die objektivierbaren Kriterien, die mit dem Konzept des Lebensniveaus verknüpft waren, sondern vor allem darum, wie jeder einzelne Mensch seine eigene Lebenssituation subjektiv einschätze und darüber denke: „Wie er mit dem Familienleben zufrieden ist, mit der Arbeit, mit den ökonomischen Verhältnissen, mit der Gegend, in der er wohnt usw. usw." Das Ziel der Poli-

47 Ebd.; Wolff, Harold G., Stress and Disease, S. 150f.

tik der 1970er Jahre müsse sein, „ein gutes Lebensniveau und eine gute, ich betone, eine gute Lebensqualität zu erreichen. Das ist, glaube ich, das Ziel.“[48]

Eine wichtige, wenn auch keineswegs die einzige Massnahme, um dieses Ziel zu erreichen, erkannte Levi in der Stärkung der Gesundheitspolitik. Dazu hielt er fest: „Gesundheit ist ein Teil vom menschlichen Dasein und Medizin ist ein Teil vom gesamten gesellschaftlichen Handeln. Und das dürfen wir nicht vergessen. Es ist nicht so, dass die Medizin in einem Elfenbeinturm existiert und dass die Gesundheit etwas ist, das unbedingt und um jeden Preis errungen wird. So ist es nicht. Sie ist nur ein Teil vom ganzen Leben.“ Am Beispiel der Herzkreislauferkrankungen äusserte sich Levi denn auch dezidiert kritisch gegenüber zeitgenössischen Tendenzen in der Gesundheitspolitik: „Ist es wirklich eine Frage, um jeden Preis, ich betone, um jeden Preis, den Herzinfarkt fernzuhalten? Wahrscheinlich nicht. Wenn uns das Leben ganz unangenehm wird, obwohl wir keinen Herzinfarkt haben, kann der Preis zu hoch sein. Wenn wir z.B. gerichtlich bestraft werden für das Tabakrauchen, wenn wir vom Gericht gezwungen werden, um 6.00 Uhr morgens 3 km im Wald zu laufen, wenn wir gesetzlich daran gehindert werden, Alkohol zu trinken usw., kann der Preis für die Gesundheit etwas zu hoch sein.“[49] Die Bemerkung von Levi aus dem Jahr 1976 ist von grosser Weitsicht, denn heute wird intensiv über die Gefahren einer „ausufernden“ und die Lebensgewohnheiten des Einzelnen tangierenden Gesundheitspolitik debattiert.

Lennart Levi ging es in den 1970er Jahren jedoch vor allem darum, dass Politik und Medizin Strategien entwickeln sollten, um möglichst allen Bevölkerungsschichten möglichst große individuelle Gestaltungschancen zu eröffnen. Zum Erreichen dieses Ziels schlug Levi vier umfassende Prinzipien vor, wobei für den Umgang mit Stress vor allem das erste Prinzip – der Grundsatz einer holistischen Betrachtungsweise – von Bedeutung ist: „Das *erste* Prinzip“, so hielt Levi fest, „ist die *Integration von psychosozialen Faktoren in anderen Umweltfaktoren*. Also man muss holistisch *und* ökologisch arbeiten – holistisch und ökologisch, um einen Gesamtüberblick bei der Beurteilung von Schwierigkeiten und Problemen und bei den Massnahmen zu haben. Nicht nur das Psychologische, nicht nur das Soziale, nicht nur das Ökonomische, nicht nur das Technische, nicht nur das Medizinische, sondern eine Integration von

48 Alle Zitate: Levi in der Sektion: Sozialtherapeutische Massnahmen und sozialpolitische Konsequenzen, in: Halhuber, Psychosozialer „Stress“ und koronare Herzkrankheit, S. 177.

49 Ebd., S. 176f.

allen diesen Faktoren. Das ist zwar schwer, aber notwendig."[50] Diesem integrativen Ansatz, der wohl den holistischen Ansätzen Cannons geschuldet war, entsprach auch Levis Ansicht, dass die Ärzte „die Lösung der grossen Gesellschaftsfragen" nicht kennen würden. Er glaubte aber, „dass wir [Ärzte] ein kleines bescheidenes Stück zum grossen komplizierten Muster beizufügen haben."[51] Er verlangte also, dass zur Förderung einer hohen Lebensqualität alle Aspekte integriert werden müssten, die auf das Individuum einwirken. Die Befindlichkeit des Menschen sollte in der Totalität seiner Umwelt analysiert und das Wohlbefinden aus dieser Perspektive gefördert werden. Dabei gilt es zu betonen, dass Levi mit den Begriffen „Umweltfaktoren" und „Umwelt" nicht primär auf umweltpolitische Fragen in einem *engen* ökologischen Sinn fokussierte, sondern die gesamte Umwelt des Menschen, insbesondere die soziale, im Blick hatte.

Als zweites Prinzip, das zu einer hohen Lebensqualität beitragen sollte, nannte Levi die „Bewusstmachung". Damit meinte er die „Aufklärung" und „Information" der Menschen über psychosoziale Zusammenhänge und die „Motivation" des Einzelnen für psychosoziale Problemlagen. Die Förderung von interdisziplinärer Forschung, deren Resultate in angemessener Form einer breiten Bevölkerung zugänglich gemacht werden sollten, stellte für ihn das dritte Prinzip dar.[52] Als viertes nannte er das Prinzip „der Auswertung und der Rückverbindung in die Sozialpolitik", also die Evaluation sozial-, umwelt- und gesundheitspolitischer Reformen sowie das Ziehen entsprechender Konsequenzen. Mit dem fünften Prinzip, dem „Monitoring", plädierte Levi schliesslich für die systematische Beobachtung von Umweltvorgängen sowie sozialen und medizinischen Prozessen, wobei hier auf die Mitarbeit der Bürgerinnen und Bürger gesetzt werden sollte.[53]

Anleitung zur Selbstführung

Mit seinem umfassenden, aber vagen Programm zur Förderung der Lebensqualität ging es Levi weniger um von oben diktierte, staatliche Interventionen in gesellschaftlichen und gesundheitlichen Belangen, denn um eine Form der Lenkung, die auf Anleitungen zur Selbstführung setzte. So hielt er fest: „Ich glaube, dass es besser ist, den Menschen klarzumachen, dass sie sich bewusst werden über die verschiedenen Proble-

50 Ebd., S. 177 (Hervorhebungen im Original).
51 Ebd., S. 181.
52 Alle Angaben und Zitate: ebd., S. 178f.
53 Ebd., S. 179f.

me, dass sie motiviert werden für die verschiedenen Probleme und dass sie selbst was machen wollen. Dass sie selbst z.B. sich mehr bewegen wollen, weniger Fett essen wollen, weniger Rauchen wollen, weniger Alkohol trinken usw. usw., eine bessere Balance haben zwischen dem Arbeitsleben und dem Familienleben, sich fragen, was wichtiger ist, einen neuen Paragraphen im Recht zu schreiben, oder ein guter Vater zu sein, wenn man nicht beides gleichzeitig kann. Also der kleine Mann soll als Subjekt und nicht nur als Objekt behandelt werden.“[54] Mit Michel Foucault kann hier von einer Lenkungsstrategie gesprochen werden, einer „Führung der Führungen“, wobei sich der Subjektstatus des Individuums freilich nicht von dessen Objektstatus trennen lässt – wie Levi suggerierte.[55]

Welche Rolle nahm nun das psychosoziale Stresskonzept in Levis Programm ein? Der Wissenschaftler definierte Stress ganz allgemein als „schlechte Passform zwischen Mensch und Umwelt“. So unterschied er drei Formen von „schlechten Passformen“: „a) zwischen den Fähigkeiten des Menschen und den Anforderungen der Umwelt, b) den Bedürfnissen des Menschen und den Möglichkeiten der Umwelt, und c) den Erwartungen des Menschen und der erlebten Wirklichkeit, nicht der objektiven Wirklichkeit.“[56] Dem Stress als Negativfolie von Lebensqualität kam somit eine zentrale Rolle zu. Nach Levi war er Indikator und zugleich Sammelbezeichnung für all jene Faktoren, die einer vermeintlich hohen Lebensqualität abträglich seien: Stress bildete eine Art „Universalstressor“ von Lebensqualität. Umgekehrt galt für ihn die Steigerung der Lebensqualität als Präventivmassnahme gegen Stress. Während etwa der bekannte deutsche Sozialmediziner Hans Schaefer Stress als „Inbegriff“ dessen bezeichnete, „was unser Leben verkürzt“, und ihn damit in einem umfassenden saluto-genetischen Sinn beschrieb,[57] ging Levi folglich noch einen Schritt weiter. Der schwedische Sozialmediziner verstand Stress als universellen Störfaktor des menschlichen Wohlbefindens, wobei die gesamte natürliche und soziale Umwelt berücksichtigt werden sollte. Dabei handelt sich um eine Deutung, die einem gegenwärtigen populären Stressverständnis sehr nahe kommt.

Gleichzeitig forderte er an anderer Stelle, dass die Grenzen der individuellen Anpassung ernst genommen werden müssen: „Die Gesellschaft muss sich systematisch an das Individuum, an dessen biologisch be-

54 Ebd., S. 180.

55 Vgl. hierzu: Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Paul, Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, S. 255.

56 Levi in der Sektion: Stressoren im Arbeitsleben? Partnerschaft und Familie als Stressor? in: Halhuber, Psychosozialer „Stress“ und koronare Herzkrankheit, S. 79.

57 Streß. Neue Krankheit des Jahrhunderts, in: Der Spiegel, 19. Februar 1976, S. 47.

gründete psychische und körperliche Fähigkeiten und Bedürfnisse anpassen und nicht nur die ständige Forderung an das Individuum erheben, sich an ein immer komplizierteres und an Stressfaktoren reicheres Gemeinwesen anzugleichen. Es genügt hier nicht mehr mit einigen gelegentlichen losgelösten Massnahmen auf dem einen oder anderen sozialpolitischen Gebiet. Hier ist ein breit angelegtes sozialpolitisches Arbeitsprogramm notwendig mit dem Ziel, *Sicherheit und Wohlbefinden auf psychischer Ebene als wichtige Ergänzung zu der bereits bestehenden finanziellen Sicherheit zu schaffen*."[58] Die Hintergründe für Levis gesellschaftspolitisches Anliegen sind erstens in den Prämissen der schwedischen Sozialstaatspolitik der Nachkriegszeit zu suchen, zweitens, und eng damit verbunden, in einer sozialmedizinischen Forschung, die ein besonderes Interesse an arbeitsmedizinischen und psychosomatischen Fragen besass. Levis Engagement für die Popularisierung des psychosozialen Stresskonzepts war unterschiedlich erfolgreich. Während Stress heute in aller Munde ist und psychosozialer Stress sowohl als Ursache von persönlichem Unbehagen wie verschiedenster gesundheitlicher Störungen gilt, greifen staatliche und transnationale Massnahmen zur Reduktion der Stressfaktoren bisher nicht.

Seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert wird dem psychosozialen Stress von Sozialmedizinerinnen und Psychologen eine rasch wachsende Bedeutung bei der Entstehung von Krankheiten und Gesundheitsstörungen zugedacht. So hielt der „Europäische Gesundheitsbericht" der WHO aus dem Jahr 2002 fest: „Psychosozialer Stress gilt zunehmend als Schlüsselfaktor für eine Reihe von Leiden, darunter Erkrankungen des Herzens, Bluthochdruck, Alkoholpsychosen, Neurosen, Tötungsdelikte, Selbstmord, Unfälle, Geschwüre und Leberzirrhosen."[59] Die gesundheitlichen Gefahren von psychosozialem Stress bei der Arbeit hob im Jahr 2000 auch die Generaldirektion Beschäftigung und Soziales der Europäischen Kommission hervor. Ein Leitfaden mit dem Titel „Stress am Arbeitsplatz", dessen Verfasser kein Geringerer als Levi war, sollte die Mitgliedstaaten der EU und insbesondere die Sozialpartner der jeweiligen Staaten für das Problem des arbeitsbezogenen Stresses sensibilisieren. Die Schrift forderte die Mitgliedstaaten auf, ihre Rechts- und Verwaltungsvorschriften so anzupassen, dass die Ursachen von Stress verringert und zugleich die Gesundheit und Sicherheit am Arbeitsplatz verbessert werden.[60] Wie die sozialpolitischen Hinweise der WHO bewegten sich jedoch auch die arbeitspolitischen Ratschläge der EU allein auf der Ebene von Empfehlungen. Der Umgang mit Stress, die Stressbewältigung

58 Levi, Stress, Körper, Seele und Krankheit, S. 79f. (Hervorhebung im Original).
59 WHO-Regionalbüro, Gesundheitsbericht, S. 71f.
60 Europäische Kommission, Stress am Arbeitsplatz.

obliegt ganz der Verantwortung der Einzelnen und einer ständig wachsenden Beratungsindustrie. Der rasche Anstieg psychischer Erkrankungen, die auf die Zunahme von Stressfaktoren zurückgeführt werden, zeigt, dass staatliche und transnationale Massnahmen zur Reduktion von Stressfaktoren und somit zur Steigerung der Lebensqualität vonnöten wären.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Bernard, Claude, Leçon sur les propriétés physiologiques et les altérations pathologiques des liquides de l’organisme, Bd. 2, Paris 1859.

Bernard, Claude, Leçon sur les phénomènes de la vie communs aux animaux et aux végétaux, Bd. 1, Paris 1878.

Bettendorf, Gerhard (Hrsg.), Zur Geschichte der Endokrinologie und Reproduktionsmedizin, Berlin etc. 1995.

Bronner, Kurt/Levi, Lennart, Stress im Arbeitsleben. Ursachen und Folgen, Möglichkeiten zur Vorbeugung und Heilung, Göttingen etc. 1973.

Brooks, Chandler M./Koizumi, Kiyomi et al. (Hrsg.), The Life and Contributions of Walter Bradford Cannon 1874–1945, New York 1975.

Cannon, W[alter] B., The Interrelations of Emotions as Suggested by Recent Physiological Researches, in: *American Journal of Psychology* 25 (1914), S. 256–282.

Cannon, Walter B., The Wisdom of the Body, New York 1939[2] (erstmals London 1932).

Cannon, W[alter] B., Stresses and Strains of Homeostasis, in: *American Journal of the Medical Sciences* 189 (1935), S. 1–14.

Cannon, Walter B., Der Weg eines Forschers. Erlebnisse und Erfahrungen eines Mediziners, München 1945 (erstmals New York 1945).

Cooper, Cary L./Dewe, Philip, Stress. A Brief History, Malden 2004.

Dreyfus, Hubert L./Rabinow, Raul, Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Frankfurt a. M. 1987.

Eiff, A[ugust] W. von (Hrsg.), Seelische und körperliche Störungen durch Streß, Stuttgart etc. 1976.

Europäische Kommission, Generaldirektion Beschäftigung und Soziales, Stress am Arbeitsplatz – ein Leitfaden. „Würze des Lebens – oder Gifthauch des Todes?“, Luxemburg 2000.

Grinker, Roy R./Spiegel, John P., Men under Stress, Philadelphia 1945.

Halhuber, M[ax] J. (Hrsg.), Psychosozialer „Stress“ und koronare Herzkrankheit, Verhandlungsbericht vom Werkstattgespräch am 8. und 9. Juli 1976 in der Klinik Höhenried, Berlin etc. 1977.

Halhuber, M[ax] J. (Hrsg.), Psychosozialer „Stress“ und koronare Herzkrankheit 2., Therapie und Prävention, Verhandlungsbericht vom 2. Werkstattgespräch am 7. und 8. Juli 1977 in Höhenried, Berlin etc. 1978.

Helfer, Ruedi, „Interview – Stresst Stress?” (mit Lennart Levi), in: *NZZ Folio* 4/1994, http://www.nzzfolio.ch/www/d80bd71b-b264-4db4-afd0-277884b93470/showarticle/2b520598-d8e4-4638-bd91-dff57c534540.aspx, 10.5.2012.

Kunitz, Stephen J., Holism and the Idea of General Susceptibility to Disease, in: *International Journal of Epidemiology* 31 (2002), S. 722–729.

Kury, Patrick, Zivilisationskrankheiten an der Schwelle zur Konsumgesellschaft. Das Beispiel der „Managerkrankheit“, in: Overath, Petra (Hrsg.), Die vergangene Zukunft Europas. Bevölkerungsforschung und -prognosen im 20. und 21. Jahrhundert, Köln 2011, S. 185–207.

Kury, Patrick, Selbsttechniken zwischen Tradition und Innovation. Die ersten deutschsprachigen Stress-Ratgeber der 1970er-Jahre, in: Maasen, Sabine et al. (Hrsg.), Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den „langen“ Siebzigern, Bielefeld 2011, S. 139–158.

Kury, Patrick, Der überforderte Mensch. Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout, Frankfurt a.M. 2012.

Levi, Lennart, Kropp, själ och sjukdom, en introduktion i psykosomatisk medicin, Stockholm 1959.

Levi, Lennart, Stress, Körper, Seele und Krankheit. Eine Einführung in die psychosomatische Medizin, Göttingen etc. 1964 (erstmals Stockholm 1959).

Levi, Lennart (Hrsg.), Society, Stress and Disease. Proceedings of an International Interdisciplinary Symposium, 5 Bde., London etc. 1970–1981.

Maasen, Sabine, Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den „langen“ Siebzigern. Eine Perspektivierung, in: dies. et al. (Hrsg.), Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den „langen“ Siebzigern, Bielefeld 2011, S. 7-33.

Moser, Tilman, Die Unfähigkeit zu trauern – eine taugliche Diagnose?, in: *Psyche* 46 (1992), S. 389–405.

Organisation de Coopération et de Développement Economiques, Programme d’élaboration des indicateurs sociaux de l’OCDE. Liste des préoccupations sociales communes à la plupart des pays membres de l’OCDE, Paris 1973.

Rabinbach, Anson, Motor Mensch. Kraft, Ermüdung und die Ursprünge der Moderne, Wien 2001 (erstmals New York 1990).

Sarasin, Philipp, Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914, Frankfurt a.M. 2001.

Schaefer, Hans/Blohmke, Maria, Herzkrank durch psychosozialen Stress, Heidelberg 1977.

Selye, Hans, A Syndrome Produced by Diverse Nocuous Agents, in: *Nature* 138 (1936).

Selye, Hans, The Physiology and Pathology of Exposure to Stress. A Treatise Based on the Concepts of the General-Adaptation-Syndrome and the Diseases of Adaptation, Montreal 1950.

Streß. Neue Krankheit des Jahrhunderts, in: *Der Spiegel* 7, 19. Februar 1976, S. 46–59.

Tanner, Jakob, „Weisheit des Körpers“ und soziale Homöostase. Physiologie und das Konzept der Selbstregulation, in: Sarasin, Philipp/ders. (Hrsg.), Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1998, S. 129–169.

Theorell, T[öres], Introduction to Future Worklife – Special Issue, in Honor of Lennart Levi, in: *Scandinavian Journal of Work, Environment and Health* 23 (1997), Suppl. 4, http://www.sjweh.fi/show_abstract.php?abstract_id=253, 24.3.2010.

Vester, Frederic, Phänomen Stress. Wo liegt sein Ursprung, warum ist er lebenswichtig, wodurch ist er entartet? Stuttgart 1976.

Wainwright, David/Calnan, Michael, Work Stress. The Making of a Modern Epidemic, London 2002.

WHO-Regionalbüro für Europa, Der Europäische Gesundheitsbericht 2002, Kopenhagen 2002.

Wright, David G., Operational Strain. Stress in Combat Flyers. Inter-allied Conferences on War Medicine 1942–1945, London 1947, S. 244–246.

Wolff, Harold G./Wolf, Stewart G. et al. (Hrsg.), Life Stress and Bodily Disease. Proceedings of the Association for Research in Nervous and Mental Disease, December 2 and 3, 1949, New York, Baltimore 1950.
Wolff, Harold G., Stress and Disease, Springfield 1953.

Patrick Kury, Kontakt: Historisches Institut der Universität Bern, Länggassstrasse 49, CH-3012 Bern; patrick.kury@hist.unibe.ch. Historiker, Privatdozent, lehrt an den Universitäten Bern und Luzern. Forschungsschwerpunkte: Migrationsgeschichte, Jüdische Geschichte, Geschichte des Zionismus, Sozial-, Kultur- und Diskursgeschichte des Politischen und des Staates, Konstruktion des Nationalen, Wissenschaftsgeschichte der Bevölkerung, Medizin und Gesundheit. Neueste Publikation zum Thema: Der überforderte Mensch. Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout, Frankfurt 2012.

Body Politics 1 (2013), Heft 1, S. 139-157

Leistungsfähig, attraktiv, erfolgreich, jung und gesund: Der fitte Körper in post-fordistischen Verhältnissen

Simon Graf

English abstract: In the last forty years, fitness has evolved into a popular sportive practice that has been accompanied by fundamental social and economic changes. Not surprisingly, the fit body is therefore often characterized as a post-Fordist body. Assuming that the fit body represents the concurrence of being fit and keeping fit, the article describes the hegemonic position of the fit body in post-Fordist conditions. Furthermore, with reference to the example of the Lebensreformbewegung ("life reform movement"), it outlines a non-linear and partial genealogy of the fit body. In so doing, it points to the continuities and transformations between concepts of the "fit" body in Fordist and post-Fordist discourses and practices.

Fitness entwickelte sich in den letzten vierzig Jahren zu einer populären Körperpraxis. Ausgehend von den USA wurden Work-outs und Bilder des fitten Körpers alsbald auch in Europa mittels VHS oder Fernsehserien wie *Enorm in Form* (ZDF 1983/84) in den Wohnzimmern bekannt gemacht. Fitnesscenter etablierten sich als Teil des Stadtbildes und Fitness wurde zu einem Breitensport.[1] Insbesondere in den urbanen Ballungsräumen entstand ein rentabler Markt, in welchem zahlreiche Fitnesscenter untereinander konkurrierten[2] und das Angebot an Fitnesspraktiken sich ständig ausdifferenzierte. Fitnesstraining ist keine uniforme sportive Praktik, sondern eine Ansammlung unterschiedlicher Trainingsarten wie zum Beispiel Aerobic, Bodyforming, Power Yoga, LatinFit, Fitnessboxen, Pilates, Aqua-Fitness oder Power-Walking (vgl. Sassatelli 2006; Trachsel 2003).

Der kleinste gemeinsame Nenner von Fitness lässt sich als Gleichzeitigkeit von „keeping fit" und „being fit" beschreiben. Bei Roberta Sassatelli (2006) bezieht sich „keeping fit" auf den trainierenden Körper, während „being fit" den physischen Status, den fitten Körper, bezeichnet. Diese dichotome Unterscheidung begründet sich in ihrer Konzeption des Fitnessstudios als einer Welt an sich (Sassatelli 2000:229f., 244). Dagegen möchte ich die Gleichzeitigkeit von Fit-Sein und Fit-Bleiben be-

1 Heute trainieren 14% der Schweizer Bevölkerung in Fitness-Centern, die Tendenz zeigt weiterhin nach oben (Lamprecht, Fischer und Stamm 2008; für Deutschland siehe Wedemeyer-Kolwe 2003).

2 Zur Situation in Zürich siehe Mijuk 2008.

tonen. Fitness im Sinne von Fit-Sein impliziert immer schon ein Fit-Bleiben, eine ständige Arbeit und Sorge um sich und seinen Körper (vgl. auch Lamprecht und Stamm 2002:77; Bauman 1995, 1997:187–194). Der fitte Körper symbolisiert daher nicht nur einen physischen Zustand, sondern immer auch den Willen, an sich zu arbeiten, um fit zu bleiben. Sogar während des eigentlichen Trainings spielt die Präsentation der eigenen Fitness eine zentrale Rolle. Die Kleidung ist nicht einfach auf Bequemlichkeit gerichtet, sondern soll immer auch die Durchbildung des Körpers und den Status der eigenen Fitness ästhetisieren und repräsentieren (Graf 2010:44f.; Walpen 1993:73).

In dieser Gleichzeitigkeit lässt sich (kommerzielles) Fitnesstraining von anderen modernen sportiven Praktiken wie beispielsweise dem Mannschaftssport oder der Betätigung im Turnverein unterscheiden. Im Zentrum der Fitness steht nicht der Wettkampf, die Fairness, die sportliche Leistung und das individuelle Vermögen, sondern Sportlichkeit als Konglomerat an Werten wie Gesundheit, Wohlbefinden, Authentizität und Natürlichkeit, Leistungs- und Belastungsfähigkeit, (Selbst-)Disziplin, Attraktivität und Jugendlichkeit.[3] Das heisst, dass Fitness als Körperpraxis innerhalb eines heute wirkmächtigen Körper- und Schönheitsdiskurses zu verorten ist, der über die eigentliche Fitnessindustrie hinausweist und den fitten Körper als hegemoniales (Körper-)Ideal mitkonstituiert. Ebenso wie vom Vereinssport sollte daher Fitness von reinem Muskelaufbau und Bodybuilding unterschieden werden. Fitnesssportler_innen teilen mit den Bodybuilder_innen höchstens den gemeinsamen Trainingsraum und letztere sind, wie Jörg Scheller (2012:46) und Alan M. Klein (1993:43) betonen, eher Künstler_innen denn Sportler_innen.

Der Fitnessboom der letzten vierzig Jahre geht mit tiefgreifenden gesellschaftlichen Transformationen einher, deren Ausgangspunkt von vielen Autor_innen in der „Krise des Fordismus“ (Hirsch und Roth 1986:78ff.) der 1970er Jahren verortet wird. Ohne die Bedeutung dieser ökonomischen Umstrukturierungen zu negieren, werde ich im Folgenden die These eines gesellschaftlichen Bruchs, wie ihn beispielsweise regulationstheoretische Ansätze vertreten, am Beispiel des fitten als post-fordistischen Körper problematisieren (zur Kritik der Bruchthese: Holloway 2004: 194ff.). Der Ausgangspunkt meiner Problematisierung ist die Verschiebung in der Körperpolitik, die Michel Foucault damals in einem Interview feststellte: Der Zugriff auf den Körper präsentiere sich „nicht mehr in Form von repressiver Kontrolle, sondern als stimulieren-

3 Der Sinn und Zweck des Fitnesssports ist nach Lamprecht und Stamm (2002:74) auf ein klar außersportliches Ziel festgelegt: „Der Körper wird nicht mehr in den Sport investiert, sondern der Sport in den Körper.“ Zum Sport als Praxis der Leistung und des Wettkampfs vgl. auch den Beitrag von Noyan Dinçkal in diesem Heft.

de Kontrolle […]: ‚Entkleide dich… aber sei schlank, schön, gebräunt!'" (Foucault 1976:107). In den kultur- und sozialwissenschaftlichen Diskussionen der letzten Jahre wurde vielfach darauf hingewiesen, dass sich die stimulierende Kontrolle nicht selten im fitten Körper materialisiere.

Für eine solche Art der körpertheoretischen Auseinandersetzung stehen exemplarisch der „postmoderne Körper" in den Publikationen von Zygmunt Bauman (1995, 1997:187–194), der „neoliberale Idealkörper" bei Eva Kreisky (2008) und die Studie von Emily Martin (2002) zum „flexiblen Körper". Diese Arbeiten beschreiben eindrücklich die hegemoniale Durchsetzung des flexiblen, leistungsfähigen, fitten und konsumierenden Körpers in postfordistischen Verhältnissen. Im Unterschied etwa zu Wolfgang Fritz Haug (2011:164f.), der den Begriff „postfordistisch" ablehnt, da die Vorsilbe „post" unfähig sei, etwas Neues in seiner eigenen Qualität zu benennen, argumentiere ich, dass zwar ein Transformationsprozess stattfand, nicht aber etwas Neues geschaffen wurde. Vielmehr entstand eine spezifische Form kapitalistischer Produktionsweisen, die historisch und strukturell mit dem Fordismus in Beziehung steht. Genau dies macht meiner Ansicht nach die Stärke der „terminologischen Krücke Postfordismus" (Hachtmann 2011) aus.[4] In diesem Sinne kann etwas pointiert gesagt werden, dass, auch wenn der fitte Körper eng an postfordistische Verhältnisse geknüpft ist, es eine Geschichte des „Fit-Seins" gibt, die bis zu Darwins *survival of the fittest*[5] ins 19. Jahrhundert zurückreicht und den Alltag kapitalistischer Gesellschaften durchzieht (vgl. Haug 2011:152).

Dabei gehe ich von der Annahme aus, dass sich ein zentrales Moment der körperlichen Repräsentation von Fitness als Fit-Sein *und* Fit-Bleiben in der Abgrenzung von anderen Körpern äussert und diese beispielsweise als dicke, alte und/oder kranke Körper festschreibt. Insbesondere die Nacktkörperkultur mit ihrem Primat der Sichtbarkeit spielte in diesem

4 In Bezug auf postfordistische Produktionsverhältnisse ist es wichtig zu betonen, dass auf dem globalen Arbeitsmarkt eine Vielzahl verschiedener Arbeitsverhältnisse gleichzeitig präsent sind und die „Unterscheidung Fordismus/Postfordismus […] im Wesentlichen nur auf die Länder der Metropolen zutrifft" (Connell 1999:39; auch Hachtmann 2011). Wie Chakrabarty (2010) im Zusammenhang mit Begriffen wie „kapitalistisch" oder „bürgerlich" argumentiert, ist auch (post-)fordistisch häufig nur eine Chiffre für europäisch beziehungsweise westlich. Auch das viel erwähnte „Ende des Normalarbeitsverhältnis" (zum Beispiel Schöni 2000:5) als zentrales Charakteristikum in diesem Zusammenhang zeigt sich als unzulänglich. Denn dieses war schon in den letzten zwei Jahrhunderten „historisch und räumlich eher ‚anormal'", wie van der Linden (2004) ausführt.

5 Gerade als *survival of the fittest* im Sinne des am besten Angepassten, des Flexiblen und Tüchtigen.

historischen Prozess eine zentrale Rolle. Gleichzeitig ist der fitte Körper auch als Klassenkörper der Mittelklassen (Wedemeyer-Kolwe 2003:48) zu beschreiben. Diese Klassenposition setzte sich hierzulande durch die Realisierung der fordistischen Vision der Massenkonsumgesellschaft in den Nachkriegsjahren (Hachtmann 2011:14), die Auslagerung weiter Teile der industriellen Produktion in nicht-westliche Länder und die Multiplizierung der ökonomischen Klassenspaltung (Hirsch und Roth 1986:136) als hegemoniale Klassenposition durch. Die Frage, wie sich der fitte *postfordistische* Körper konstituiert und sich darin von Formen „fitter" *fordistischer* Körper unterscheidet, ist folglich mit der Frage zu verknüpfen, an wen Fitness genau adressiert wird und wer außen vor bleibt.

Mit Bezug auf empirisches Datenmaterial[6], welches ich im Rahmen einer *Ethnographie des fitten Männer-Körpers* (Graf 2010) erhoben habe, skizziere ich im ersten Teil des Aufsatzes den fitten Körper im postfordistischen Alltag. Ich argumentiere, dass Fitness als Körperpraxis erstens über das eigentliche Fitnessstudio hinausweist und zweitens als Leitbild aktueller Subjektkonstitutionen gelesen werden muss. Als „Technologie des Selbst" (Foucault 1993) zielt Fitness als Körperpraxis immer auch direkt auf das Selbstverhältnis (dazu Möhring 2006, Duttweiler 2004:137ff.) ab.[7] Im zweiten Teil des Artikels wende ich mich der Geschichte dieses fitten Körpers zu, wobei ich hauptsächlich auf die 1920er Jahre fokussiere. Im Mittelpunkt meiner Auseinandersetzung mit dieser Thematik steht die Freikörperkultur. In der Lebensreformbewegung entwickelte sich ein Körperideal, in dem sich Werte wie „natürliche Schönheit", „Schlankheit", „Machbarkeit", „Gesundheit", „Jugendlichkeit", „Sportlichkeit" und „Leistungsfähigkeit" überkreuzten – ein Wertekanon, der sich im heutigen Fitnessdiskurs wiederfindet. Diese Kontinuität dürfte nicht zuletzt auf die in der Lebensreformbewegung sichtbar werdende Verschiebung von disziplinierenden und repressiven zu stimulierenden Formen der Körperkontrolle zurückzuführen sein. Vor allem die Freikörperkultur hat, nicht zuletzt in Abgrenzung von den Turnvereinen und von herkömmlichen Formen der Körperdisziplinierung, das Selbststudium, die Selbstbeobachtung, die Selbstdisziplinierung und die permanente Arbeit an sich selbst propagiert (Möhring 2006, für die USA: Martschukat 2011). Im dritten Teil fasse ich die Dis-

6 Das Datenmaterial besteht aus Interviews mit Männern, die regelmässig in einem Fitnessstudio trainieren, aus Beobachtungsprotokollen aus einem Fitnessstudio in Zürich sowie einer Analyse von Fitness-Magazinen und von Internetauftritten kommerzieller Studios in Zürich.

7 Zum Verhältnis von Körperpraktiken und Formen der Subjektkonstitution siehe Bänziger und Graf (2012:103f.).

kussionen zusammen. Ich argumentiere, dass die aufgezeigten Kontinuitäten und Verschiebungen nicht als lineare aufgefasst werden dürfen, wenn die Frage beantwortet werden soll, inwiefern vom fitten Körper als einem je spezifisch postfordistischem oder fordistischem gesprochen werden kann.

Fitte Körper im postfordistischen (Arbeits-)Alltag

Während in der unmittelbaren Nachkriegszeit nur eine kleine Anzahl kommerzieller Fitnessanbieter mit vorwiegend männlichen Bodybuildern als Klientel existierten, wurden letztere ab den 1970er Jahren zunehmend aus den Fitnessstudios ausgegrenzt. Dadurch veränderte sich auch die soziale Herkunft ihrer Besucher_innen. War Bodybuilding zu jener Zeit vor allem in der Arbeiterklasse verankert, stammte das neue Klientel aus den mittleren und höheren Klassen (dazu Wedemeyer-Kolwe 2003:47f.). Fitness etablierte sich nicht einfach als beliebte sportive Körperpraxis, vielmehr ging ihr Aufstieg mit einer zunehmenden Hegemonie des Diskurses über Selbstverantwortung und die Sorge um sich und seinen Körper einher. Insbesondere im postfordistischen Arbeitsalltag werden die Arbeitssubjekte angerufen, fit zu sein und fit zu bleiben. Sowohl der „Arbeitskraftunternehmer" (Pongratz und Voss 1998) als auch der „Unternehmer seiner Selbst" (Bröckling 2000) verlangen nach genügend Fitness, um innerhalb der Produktionsverhältnisse bestehen zu können.

Doch nicht nur der individuelle Körper ist angerufen, vielmehr müssen auch „kollektive Körper wie öffentliche Verwaltungen, Universitäten, Unternehmen und Staaten ‚schlank' und ‚fit', ‚flexibel' und ‚autonom' sein" (Lemke, Krasmann und Bröckling 2000:32; auch Kreisky 2008). Wolfgang Fritz Haug (2011:168, 150f.) meint gar, dass sich Fitness zu einer neuen „Meta-Normalität" entwickelt habe, die quer zur Pluralität von Kulturen und Identitäten stehe. Innerhalb postfordistischer Verhältnisse[8] bleibe der „neue Kult des leistungsfähig-gesund-schönen-Körpers […] nicht auf die Konsumsphäre beschränkt", vielmehr träfen sich „in der Vision der ‚Fitness'" Lohnarbeiter_innen und Kapitalist_innen in je *spezifischer* Weise.

Für die Mitarbeitenden wird Fitness zur formulierten oder latenten Anforderung, wie die Erzählungen von Konrad (44)[9] und Andreas (33) zeigen. Konrad arbeitet in einer Privatbank im Bankenviertel Zürichs

8 Wolfgang Fritz Haug (2011:165) spricht vom HighTech-Kapitalismus statt vom Postfordismus.

9 Alle Namen wurden anonymisiert.

und erzählte im Gespräch, dass sie zurzeit keinen einzigen übergewichtigen Mitarbeitenden hätten:

„Wir hatten einen, der wurde entlassen. Nicht wegen dem Übergewicht, aber wer weiss, […]. Alle machen in irgendeiner Form Sport oder Fitness."

Auch Andreas ist überzeugt, dass er dank diesem Sport ab und zu einen 14-stündigen Arbeitstag einlegen kann, was er „mit Übergewicht [...] so nicht hinkriegen" würde.[10] Der athletische Körper als Signum für Leistungsfähigkeit wird auch von den Fitnessmagazinen aufgenommen und als Gebrauchswert innerhalb ökonomischer Krisen propagiert. Die Dauerkrise im postfordistischen Kapitalismus wird als Herausforderung und Chance begriffen, denn in Krisenzeiten ist „es wichtiger denn je, sich um sich selbst zu kümmern!", wie das Fitness- und Lifestyle-Magazin *Men's Health* (09/09) verkündete. Im Unisex-Magazin *Fit for Fun* (10/09) hiess es zur selben Zeit, dass Routine, Finanzkrise und die steigende Belastung durch Optimismus, Selbstmotivation und mindestens drei Mal Sport pro Woche gemeistert werden können. Damit gelinge es, im Job nochmals richtig durchzustarten.

Interessant ist hierbei die Bemerkung in der *Sport Revue* (09/09), einem Bodybuilding-Magazin: „*In diesen ökonomisch schwierigen Zeiten ist eine Unterbrechung weder im Job noch beim Training gut.* Wir können Sie nicht bei der beruflichen Karriere unterstützen, aber wir können Ihnen helfen, wieder ins Training einzusteigen […]." (Herv. i.O.) Ähnlich wie die Fitnessmagazine rekurriert der Autor auf die Wirtschaftskrise, doch die Folgerungen sehen anders aus: Für den Arbeitsmarkt ist und kann das Magazin nicht zuständig sein. Darin verdeutlicht sich nicht nur der Unterschied zwischen Bodybuilding und Fitness, sondern auch der klassenspezifische Charakter der beiden Praktiken. Die enge Verzahnung zwischen Fitness und Leistungsfähigkeit wirkt sich auch auf die Marketingstrategie einzelner Fitnessstudios aus, die gezielt und durchaus erfolgreich die Arbeitgeber_innen ansprechen. Das Fitnesscenter Silhouette etwa bietet Unternehmen spezielle „Corporate-Angebote" an, durch welches eine Art „Win-win-Situation" für alle Beteiligten entstehe. Für ein entsprechendes Angebot wird mit folgenden Worten geworben:

„Arbeitnehmer, die über ihr Unternehmen einen privilegierten Zugang zu sportlichen oder anderen Freizeitaktivitäten haben, geben im Allgemeinen die Werte und

10 Fett-Sein und Fit-Sein als Gegensatzpaar ist ein tiefsitzendes Dogma, welches die heutigen Körperpolitiken dominiert und strukturiert. Bei genauerem Hinsehen entpuppt es sich aber als eine Scheinkorrelation, die daher rührt, dass übergewichtige oder adipöse Personen tendenziell weniger Sport treiben als nicht-adipöse (vgl. Schorb 2008a:72).

das Wohlbefinden, die sie hierdurch erwerben, durch ihr Verhalten bei der Arbeit an das Unternehmen zurück.“[11]

Für die Mitarbeitenden heisst das in erster Linie, dass sie Unternehmer_innen ihrer Selbst werden, ihren Arbeitgeber_innen dankbar sein und in ihren freien Stunden sich und ihrem Körper Sorge tragen sollen. Wer dann dem Leistungsdruck nicht mehr Stand hält, Absenzen hat und der gesteigerten Rentabilität im Wege steht, bleibt außen vor. Am Schluss offenbart sich weniger eine „Win-win-Situation“ als eine „Be-fit-or-get-sacked-Situation“, wie das Beispiel von Peter (46) verdeutlicht. An einem Burnout erkrankt, war er zum Zeitpunkt des Interviews arbeitslos. Davor arbeitete er als Informatiker in einer Versicherungsgesellschaft und wurde durch ein firmeninternes Weiterbildungsangebot im Bereich der Gesundheitsvorsorge motiviert, mit Fitness anzufangen. Auf die Frage, wie er das Engagement seines ehemaligen Arbeitgebers einschätze, antwortete er zögerlich:

„Äh… schwierig… oh-uh, äh… Nein, eigentlich, für mich war es gut. Also für mich kam es im richtigen Moment, nein eigentlich kam es zu spät, sonst wäre ich vielleicht nicht krank geworden. […] Also das Gesundheitsmanagement unserer Firma geht recht weit. Das geht so weit, also ein nicht ganz unumstrittenes Ampelsystem, dass wenn jemand mehrmals krank ist im Jahr […], genügt das, dass dein Vorgesetzter mit dir ein Gespräch führen muss. […] Das Problem, das ich gesehen habe, ist das mit dem direkten Vorgesetzten, weil dem wirst du niemals erzählen, was du für Probleme hast, weil du viel zu grosse Angst hast, dass es direkte, also dass du mit Repression rechnen musst.“

Seine Erzählung bringt die Ambivalenz und Gleichursprünglichkeit der durch Fitness als Körper- und Subjektivierungspraxis bewirkten Selbstunterwerfung und Selbstermächtigung (dazu Villa 2008:268) in aller Deutlichkeit zum Vorschein. Der fitte Körper erscheint als Versprechen, nicht zu erkranken, und Fitness wird zu einer Strategie der Selbstermächtigung, um ein Burnout zu überwinden. Eine Hoffnung, die in der Konsequenz mit einem Diskurs über Selbstverantwortung und Selbstverschulden zusammenfällt und impliziert, dass Arbeitslosigkeit und Karriere, Erfolg und Misserfolg in den Händen eines jeden Einzelnen liegen (Walpen 1993:74; Bröckling 2000:156). Die Geschichte von Peter verdeutlicht jedoch auch, wie Subjekte nicht einfach passiv „geformt werden und sich über die ihnen zugeteilte Arbeit selbst formen“ (Walpen 1993:71), sondern sich innerhalb eines hegemonialen Diskurses aktive und selbstermächtigende Strategien aneignen (dazu Wolff 2010).

11 Vgl. http://www.silhouette.ch/de/vereinbarungen-unternehmen, zuletzt 18.11.2012.

Und auch die eigene Klassenposition verliert Peter nicht aus den Augen: Am Schluss droht für die Angestellten stets die Repression.

Die drei Erzählungen veranschaulichen, dass der fitte Körper „als ästhetisches Gebrauchswertversprechen" (Haug 2011:164) innerhalb eines Diskurses hervorgebracht wird, der vorwiegend von einer urbanen Mittelschicht repräsentiert wie auch reproduziert wird; also von der Klasse, die den zeitgenössischen Diskurs über Leistungsfähigkeit, Selbstverantwortung und -kontrolle aktiv mitprägt und ohne deren Hilfe die „Hegemonie managerialen Denkens" (Bröckling 2000:131) nicht durchsetzbar gewesen wäre. Fitness erweist sich damit als ein nicht zu unterschätzendes Leitmotiv der postfordistischen Subjektkonstitution, die mehr Autonomie und Freiheit verspricht, aber gleichzeitig eine ganze Klasse von Prekarisierten und nicht-urbane Lebensentwürfe negiert (vgl. auch Mümken 2006:149). Ein fitter Körper ist gefordert, um an Erfolg, Karriere, Gesundheit und Liebe partizipieren zu können (zu letzterem Graf 2012).

Das Gebot der Fitness ist dabei Motiv unternehmerischer Leitkultur, Ziel staatlicher Präventionskampagnen wie auch zentraler Bezugspunkt einer klassenspezifischen Subjektivierungspraxis einzelner Akteur_innen selbst. Die Bedeutung des Klassencharakters des fitten Körpers begründet sich insbesondere in der Konzeption von Fitness als Fit-Sein *und* Fit-Bleiben, die sich vom Training als reinem Muskelaufbau unterscheidet (dazu Bourdieu 1986:107f., 1987:334f.; Merta 2003:522; Wedemeyer-Kolwe 2003:47ff.; Möhring 2004:144). Die Konstruktion des fitten Körpers als normalisiertem Mittelschichtskörper hilft, das marktwirtschaftliche Ideal der Selbstverantwortung durchzusetzen: Der fitte Körper ist nicht nur jung, schön und schlank, sondern zieht seine Attraktivität auch aus dem Umstand, dass er für Willenskraft, Leistungsstärke und Gesundheit steht und damit ökonomische Verwertbarkeit verkörpert. Er versinnbildlicht eine_n Akteur_in, der/die sich selbst und den eigenen Körper optimal managen kann (dazu Sassatelli 2006; Duttweiler 2003).

Die Anrufung an den Körper, fit zu sein und zu bleiben, bringt jedoch nicht nur einen wirkmächtigen Mittelschichtskörper hervor, sondern zeichnet gleichzeitig den unfitten als anderen, marginalisierten Körper (Junge und Schmincke 2007). Und weil der fitte, gesunde, jugendliche und erfolgreiche Körper als machbar gilt, ist der kranke, alte oder dicke Körper selbstverschuldet, wie sich am Beispiel des alten Körpers zeigen lässt. Denn fit zu bleiben geht mit der Anstrengung einher, „nicht alt und rostig und verbraucht zu werden" (Bauman 1995). Im *Men's Health* vom Juli 2009 etwa finden sich gleich 35 Tipps, welche „die (fast) ewige Jugend" garantieren und „einen Vorsprung gegenüber dem Sensenmann

verschaffen“. Die Vorschläge reichen von Pfefferminztee schlürfen, Essig trinken, Jasminkerzen anzünden, Sport treiben, positiv Denken bis hin zum HIV-Test. Sie schreiben sich damit nicht nur in die lange Geschichte des Traums von der „ewigen Jugend“ (Stoff 2004) ein, sondern konstituieren gleichzeitig den alten Körper als Problem (dazu Stoff 2007), das zur Bedrohung und Gefahr wird (dazu Reinegger und Daum 2007). Die Fitness – so wird zumindest suggeriert – erscheint als Rettungsanker, mit welchem diese Bedrohung gemeistert und die Gebrechlichkeit des Alters überwunden werden kann.

Dies zeigt sich auch in der Erzählung von Bert (50). Das Altern des Körpers zeichnet sich für ihn langsam am Horizont ab und löst ein gewisses Unbehagen aus:

„Nur ein Beispiel: […] Ich habe ein Haus, das hat ziemlich richtige Hecken. Also, die eine ist so eine Hecke, die ist etwa zehn Meter lang gegen die Strasse und ungefähr sechs Meter hoch, und die muss ich einmal im Jahr im September zurückschneiden. Das mache ich noch selber. Ich sagte zwar letzten Samstag, in zehn Jahren weiss ich nicht mehr, ob ich das noch machen kann. […] Und mein Resultat von Fitness ist, dass ich da vier Stunden lang eine Heckenschere über meinem Kopf schwingen kann, auf sechs Meter Höhe noch abhacken muss und so, und am anderen Tag nicht Wehwehchen habe. Das ist mir wichtig, eigentlich.“

In der Bemerkung, dass ihm das eigentlich wichtig sei, zeigt sich, dass die Vorstellung, eines Tages den eigenen Garten nicht mehr pflegen zu können, mit einer Angst vor dem Verlust der Selbstständigkeit einhergeht, die er sich durch genügend Fitness zu erhalten erhofft. Als Vorbild gilt ihm dabei sein Vater, der noch immer Fitness betreibt und für Bert das ideale Altern verkörpert: „Also ich möchte mit 80 so fit sein wie mein Vater. Das ist eigentlich so mein Ziel.“ Der alte Körper ist bei ihm also weniger eine Bedrohung, denn eine Herausforderung, die es zu meistern gilt. Und so ähnelt die „(fast) ewige Jugend“ im heutigen Fitnessdiskurs den Verjüngungskonzepten und den Diskursen über die „ewige Jugend“ anfangs des 20. Jahrhunderts. In beiden wird der alte Körper zum Problem und die (fast) ewige Jugend zum machbaren und zu machenden Ideal (Stoff 2007:113).

So wird der fitte Körper, vermeintlich für alle erreichbar, zum sozialen Distinktionsmerkmal gegenüber den Anderen, den „Faulen“, „Untätigen“ und „Unfitten“. Die Fitnessbegeisterten ordnen sich selbst in eine gesellschaftliche Klasse ein, deren Mitglieder sich um sich selbst und die Gesellschaft sorgen, während der unfitte oder übergewichtige Körper mit den Anderen assoziiert wird, die sich selbst und damit auch der Gesellschaft schaden (dazu Gosch 2008:100f.). Diese Vorstellungen, die durch den medialen und politischen Diskurs aktiv mitgetragen werden,

zeichnen das Bild einer Klasse von Arbeitslosen und Sozialhilfe- oder Hartz IV-Empfänger_innen, die sich durch körperliche Untätigkeit, Fast Food-Ernährung und exzessiven Medienkonsum auszeichnen (vgl. Schorb 2008b). Körperfett – so schliesst sich der Kreis – wird schliesslich zum Stigma der Armen und Ungebildeten (Günter 2012; Merta 2004: 513f.). Ein Stigma, das in seiner Konsequenz der marktwirtschaftlichen Anrufung dient: Armut, Arbeitslosigkeit, beruflicher aber auch sexueller Misserfolg sind selbst verschuldet; wer etwas erreichen will, muss an sich arbeiten und um sich Sorge tragen.

Ist der fitte Körper folglich ein Spezifikum des postfordistischen Alltags? Oder kann er auf Formen fordistischer Körperpolitiken rekurrieren? Neben der Geschichte der kommerziellen Fitnessstudios (Wedemeyer-Kolwe 2003) verweisen die Diskurse und Praktiken der Lebensreformbewegung mit ihren Idealen der Gesundheit, Leistungsfähigkeit, natürlichen Schönheit und Jugendlichkeit auf die Bedeutung bestimmter Aspekte von Fitness im Fordismus. Auch wenn die Lebensreformbewegung von einer gesellschaftlichen Minderheit getragen wurde, hatte sie einen bedeutenden Anteil an der Entwicklung eines neuen Blicks auf den Körper und „viele ihrer Ideen wie ökologischer Landbau, Vollwerternährung, Sonnen-, Körper-, Fitness- und Schlankheitskult [diffundierten] in das praktische Alltagsleben, die heute wie moderne Trends erscheinen“ (Merta 2003:515).

Der „fitte“ Körper in der Nacktkulturbewegung der 1920er Jahre

Während sich der schlanke Körper im 19. Jahrhundert lediglich im Bürgertum zu einem Schönheitsideal entwickelte, wurde er in den 1920er Jahren hegemonial. In Abgrenzung gegenüber den – fern vom Tageslicht – schlechten und ungesunden Arbeitsbedingungen in den fordistischen Fabriken etablierte sich der braungebrannte und athletische Körper nun zum neuen Schönheitsideal, das zugleich als soziales Distinktionsmerkmal der urbanen Mittelklassen gegenüber der Arbeiterklasse diente (vgl. Merta 2003:513, 522). Schlankheit, Fitness, Schönheit, Gesundheit und Leistungsfähigkeit wurden als untrennbare Attribute dargestellt. Besonders wirkungsmächtig war dieser Diskurs in der organisierten Lebensreformbewegung, und hier wohl am sichtbarsten in der Nacktkulturbewegung: „Nacktheit war schliesslich das unbestechliche Mittel, um den hässlichen vom schönen Menschen zu scheiden. Der unverhüllte Leib, so lautete die naturistische Bestimmung, sei die Grundquelle der Schönheit, das Meisterwerk der Natur.“ (Stoff 2004:310; dazu auch Möhring 2002)

Und so durchkreuzten sich in der Nacktgymnastik „protonormalistische“ und „flexibel-normalistische Strategien“ (dazu Link 1998:75-82): Die Authentizität des selbstdisziplinierten, nackten Körpers markierte die symbolischen Grenzen zum ausgeschlossenen, devianten, anderen Körper.

Die „naturistische Bestimmung“ lehnte dabei „künstliche“ Techniken zur Körperperfektionierung, wie schönheitschirurgische Eingriffe (dazu Ramsbrock 2011, Lundin 2005, Rothman und Rothman 2003) oder auch Praktiken des Schminkens, ab. Schönheit sollte vielmehr durch Selbstbeherrschung, Gymnastik und Diätetik erarbeitet werden. Begehrenswert war der natürliche und authentische Körper, was an das philosophische und moralische Prinzip der Antike erinnert, „dass eine Lust nur rechtmässig ist, wenn das Objekt, dass sie erweckt, wirklich ist“ (Foucault 1989:286). So wurde das Korsett von der Lebensreformbewegung als künstlich und ungesund abgelehnt und durch ein „natürliches“ Muskelkorsett in Form einer muskelstraffen Schlankheit ersetzt (Möhring 2004:84f., 2003:82f.).

Die Nacktheit fungierte dabei „als Signifikant für Natürlichkeit“ (Möhring 2002:151). Der (unvermittelte) Blick ist als „biopolitisch modifizierte Disziplinierung“ zu lesen, in der durch die Nacktheit und die Sichtbarmachung des Körpers eine „disziplinäre, normalisierende Macht- und Wissenstechnik“ etabliert wurde. Durch Vorher-Nachher-Fotografien, Training in der Gruppe und vor dem Spiegel wurde der Körper ständig normalisierenden und verifizierenden Blicken ausgesetzt und zur Kritik und (Selbst-)Kontrolle freigegeben (ebenda:155f.).[12] Die Lebensreformbewegung der „ersten fordistischen Welle“ (Hachtmann 2011) spielte folglich bei der Produktion des normalen Naturkörpers eine zentrale Rolle, der bis heute ein wirkungsmächtiges Körperkonzept ist – nicht zuletzt innerhalb des Fitness-Diskurses (dazu Graf 2012). Die Disziplinierungseffekte der Gymnastik waren im Gegensatz zur Massendisziplinierung der Turnbewegung von Anfang an individuell ausgerichtet und enthielten insbesondere für Frauen auch Momente der Selbstermächtigung. Praktiken der Selbstbeobachtung am eigenen Körper wurden genutzt, um den männlichen Expertenblick in Frage zu stellen (Möhring 2006:3).[13] Doch die Kehrseite der geforderten Selbstdis-

12 Der Umgang mit der Nacktheit in der Lebensreformbewegung unterscheidet sich von Disziplinierungstechniken in anderen Nacktkulturen, wie zum Beispiel dem gemeinsamen Nacktbaden in Japan, das Hans Peter Duerr (1988:121) für das 19. Jahrhundert beschreibt: „[D]ie Augen desjenigen, der schaute, glitten über die anderen Badenden hinweg oder durch sie hindurch, er ‚sah‘, aber nahm nicht zur Kenntnis.“

13 Eine sexistische und kulturpessimistische Kritik am Sport als Körperkultur formulierte Brecht (1968:28), wenn er sich „gegen alle Bemühungen“ aussprach, „die den Sport zu einem Kulturgut“ machen und ihn nur schätzte, „solange er riskant (ungesund),

ziplin war, dass Schlankheit und Gesundheit als machbar betrachtet werden konnten und folglich auch zu machen waren. Schon der „fitte“ Körper der Nacktkulturbewegung verweist daher auf das konstitutive Verhältnis von Fit-Sein und Fit-Bleiben, indem ein Diskurs etabliert wurde, der Gesundheit, Attraktivität, Jugendlichkeit und Erfolg als für alle erreichbar erklärte (zur Jugendlichkeit vgl. Stoff 2004) und der den anderen, den „unfitten“ Körper, als selbstverschuldetes Problem hervorbrachte.

Durch die Verbindung ästhetischer und gesundheitlicher Momente wurde der „fitte“ Körper zum Repräsentanten einer selbstdisziplinierten Person, die nicht nur sich und ihrem Körper gegenüber Sorge trägt, sondern auch Verantwortung gegenüber der „Gemeinschaft“ und der eigenen Nation symbolisierte. Gesundheit, Schönheit und Kraft repräsentierten Wehr- und Zeugungskraft (Möhring 2004: 145). Gleichzeitig war die Nacktgymnastik auch an die „tayloristischen und fordistischen Rationalisierungsdebatten der 1920er Jahre“ geknüpft (ebenda: 103). Denn auch wenn innerhalb der Nacktgymnastik das moderne Berufsleben mehrheitlich als ungesund und einseitig kritisiert wurde,[14] darf sie nicht als Gegenbewegung zur Taylorisierung des Körpers dargestellt werden. Zwar folgten nach Maren Möhring (ebenda: 104f.) die Taylorisierung des Körpers und die Nacktgymnastik unterschiedlichen Prämissen, doch bewegten sie sich innerhalb derselben diskursiven Grundstruktur. Sie verfolgten gemeinsam das Ziel, bestimmte Gesundheits- und Leistungsnormen zu erreichen und zu verbessern. So unterschieden sich zwar nacktgymnastische und tayloristische Körpernormalisierungen, doch stellten sie zwei zusammenhängende Arten der Rationalisierung dar, die sich im „Manövrier-Feld des Normalismus“ (Link 1998:79) bewegten: In beiden durchkreuzten sich protonormalistische und flexibel-normalistische Strategien, doch in spezifischer Art und Weise. Während die Nacktgymnastik mit der Selbst-Disziplinierung und der Selbst-Adjustierung flexibel-normalistische Subjektivierungstaktiken verfolgte, war sie in strategischer Hinsicht zu grossen Teilen protonormalistisch

unkultiviert (also nicht gesellschaftsfähig) und Selbstzweck ist“. Seine Kritik richtete sich auch gegen all „die Damen“, die nur Sport treiben, „weil ihre Männer in ihrem erotischen Interesse nachgelassen haben“. Sie irrten sich, denn „je mehr sie Sport treiben, desto mehr werden diese Männer nachlassen“.

14 Mitunter wurde gar die innerhalb der Nacktgymnastik umstrittene Forderung laut, anatomische Bewegungen zu üben, die aus der täglichen Arbeit entstammen, um – ganz im Sinne von Taylor – Bewegungsabläufe innerhalb der Betriebsführung zu optimieren. Doch in erster Linie konzipierte sich die Nacktgymnastik als gesundheitliche und ästhetische Kompensation zum Arbeitsalltag (vgl. Möhring 2004:103f.). Vgl. zu diesen Themen auch die Beiträge von Karin Harrasser und Noyan Dinçkal in diesem Heft.

und auf „organisch"-nationalistische und rassistische Formen der Gemeinschaft, auf den „gesunden Volkskörper" gerichtet (dazu Scheller 2012:126-157). Die taylorsche Strategie besass nach Jürgen Link (1998:296) zwar modellartigen protonormalistischen Charakter, doch bestand sie tatsächlich aus lauter dynamischen und flexiblen Faktoren. Exemplarisch steht für ihn die „Motivation" als ein Faktor der Betriebspsychologie, der sich für die Leistungssteigerung und die Ausbeutung der Arbeiter_innen als äusserst effizient erwies.

Der fitte als post-fordistischer Körper

Innerhalb der Lebensreformbewegung begann sich also ein „fitter" Körper abzuzeichnen, der zum heutigen urbanen Mittelschichtskörper sowohl in ästhetischer Hinsicht als auch bezüglich der Form des „Körpermanagements" erstaunliche Parallelen aufweist: „Die FKK-Bewegung ist vor allem *insofern* als Vorläufer heutiger Körperkonzepte und -praktiken anzusehen, als sie Schönheit und Gesundheit für machbar erklärte und ihren Mangel als selbstverschuldet interpretierte. Die Vorstellung, dass eine eiserne Selbstdisziplin zum gewünschten Idealkörper führte, ist heute mit Sicherheit nicht weniger verbreitet." (Möhring 2004:285; Herv. d. A.)

Doch auch wenn die „bärenstarken Männer des Fordismus" nicht erst von der „Bauchlosigkeit" postfordistischer Ökonomien (Kreisky 2008:152) herausgefordert wurden, war die Lebensreformbewegung doch stark an fordistisch-tayloristische Rationalisierungslogiken geknüpft (Möhring 2004:103ff.; Stoff 2004:293; Merta 2003:536), die von postfordistischen Verwertungszusammenhängen zu unterscheiden sind. Anhand zweier Aspekte, die sich gegenseitig überschneiden, bedingen und unterstützen, möchte ich zum Schluss die Differenzen und Verschiebungen des „fitten" Körpers zwischen fordistischen und postfordistischen Verhältnissen skizzieren.

Erstens ging die hegemoniale Durchsetzung des fitten Körpers nicht per Zufall mit der Umstrukturierung der Produktionsverhältnisse einher. Nicht unbedeutend ist in diesem historischen Prozess der Klassencharakter des fitten Körpers. Die Krise der fordistischen Produktionsverhältnisse und der Bedeutungsverlust hoch standardisierter Massenmärkte hatte auch Auswirkungen auf die Körper postfordistischer Subjektivitäten. Joachim Hirsch und Roland Roth (1986:136) sprechen von einer erheblichen Heterogenisierung der Arbeitsverhältnisse, von einer Gesellschaft als „Mischung von ‚neuen Produktionsintelligenzen' und ‚Software-Aristokratien', von Yuppies, neuer Rentner- und Boutiquen-

Bourgeoisie, von (durchaus nicht verschwindenden) dequalifizierten Massenarbeitern, Alternativen und ‚neuen Selbständigen', Marginalisierten und Aussteigern, von Überausgebeuteten, avancierten ‚Workaholics' und Arbeitslosen". Die entsprechende Form der Arbeitskraft ist dabei der/die Arbeitskraftunternehmer_in, die durch Selbstkontrolle, Ökonomisierung der eigenen Arbeitsfähigkeit und Verbetrieblichung der alltäglichen Lebensführung charakterisiert ist (vgl. Pongratz und Voss 1998:140). Fitness wird innerhalb dieser Konzeption der Arbeitskraft zur Anforderung an jede und jeden Einzelne_n, der Körper wird zum Feld, auf dem der Konkurrenzmarkt zwischen Arbeitskräften ausgetragen wird (Kreisky 2008:155).

Der postfordistische fitte Körper ist damit gleichzeitig Leitbild und Effekt eines neoliberalen Individualisierungsdiskurses.[15] Im Gegensatz zur protonormalistischen Konzeption des fordistischen „fitten" Körpers in der Nacktgymnastik prüft er Differenzen auf ihre Verwertbarkeit und versucht, sie gewinnbringend zu integrieren. Daher lässt sich kritisch fragen, ob der häufig konstatierte Übergang vom produktiven zum konsumierenden Körper (Bauman 1997:188) nicht die Produktivität und Verwertbarkeit des fitten konsumierenden Körpers als arbeitendem Körper verkennt. Das Gebrauchswertversprechen des fitten Körpers in postfordistischen Ökonomien sollte nicht unter den Tisch gekehrt werden; allzu schnell wird er zum symbolischen Kapital, welches den beruflichen Erfolg zu garantieren vermag (Kreisky 2008:148). In der Lebensreformbewegung repräsentierte der trainierte Körper zwar ebenfalls Gesundheit und Leistungswillen, doch war er weniger direkt mit dem Produktionsprozess verknüpft. Die Gymnastikübungen wurden eher als Kompensation zum als ungesund wahrgenommenen Arbeitsleben konzipiert, denn als Mittel zur Karrierengestaltung. Gesundheit und Leistungswille repräsentierten viel stärker eine „gesunde" Nation und Gemeinschaft, sie standen für Zeugungs- und Wehrkraft.

Zweitens eignet sich Fitness als zeitgenössische Körper- und Subjektvierungspraxis, „um den gouvernementalen Konnex von Selbst- und Fremdführung in modernen Gesellschaften herauszuarbeiten" (Möhring 2006:4) und auf Verschiebungen in dessen Geschichte hinzuweisen. Auch wenn sowohl die heutige Fitnessbewegung als auch die Körperkulturbewegung der Zwischenkriegszeit auf stimulierender Kontrolle und Selbstbeobachtung beruhen, gibt es zahlreiche Differenzen. Der (bio-)politische Zugriff auf den Körper hat sich weiter individualisiert

15 Das Studio *West Side Fitness* aus einem Zürcher Trendquartier beschreibt seine Philosophie: „Es gibt die breite Masse und es gibt Individualisten. Es gibt Massenabfertigung und es gibt West Side Fitness. Anti-Mainstream seit 2004." (http://www.fitness1.ch – über uns, zuletzt 18.11.2012)

und perfektioniert. Aktuelle staatliche und nicht-staatliche Kampagnen gegen das Rauchen oder die Fettleibigkeit sind eindrückliche Beispiele der stimulierenden Kontrolle als gouvernementale Technik. Als Form der Machtausübung zielen sie auf die einzelnen Subjekte, damit sie „sich selbst und die Gesellschaft nach gewissen Vorstellungen denken und folglich bestimmte Handlungen ausüben und andere unterlassen“ (Bagretz und Ludwig 2007:179). Und so sind bevölkerungspolitische Konzepte der 1920er Jahre wie das der „Volksgesundheit“ und Utopien des neuen Menschen oder gar Übermenschen in den Hintergrund getreten. Das Begehren ist heute eher auf unauffällige, arbeitende Konsument_innen und normalisierte Wunschkörper ausgerichtet (Stoff 2004:514; dazu auch Villa 2008:263; Bänziger 2010:226f.; Graf 2012:247ff.).

Fazit und Ausblick

Auch wenn der post-fordistische fitte Körper innerhalb der kapitalistischen Gesellschaften des 20. Jahrhunderts auf eine bestimmte Kontinuität verweisen kann, bedeutet das also nicht, dass keine Unterschiede zwischen fordistischen und postfordistischen Körpern festgestellt werden könnten. Die Bezeichnung des fitten als post-fordistischen Körper erlaubt es, die Kontinuität der Fitness innerhalb des kapitalistischen Alltags im 20. Jahrhundert zu betonen, ohne dabei reduktionistisch einer grossen Erzählung zu folgen. Aus dieser Perspektive ist auch die Definition von Postfordismus zu verstehen, die ich als eng an den Fordismus geknüpft skizziert habe. Dabei rückt der fitte Körper als urbaner Mittelschichtskörper in den Blickpunkt, der besonders in der US-amerikanischen und in (west-)europäischen Gesellschaften eine hegemoniale Position hat und dessen physischer Status, sein Fit-Sein, ständig auf den Willen zum Training, auf das Fit-Bleiben, verweist. Er verkörpert damit die marktwirtschaftliche Logik der Mach- und Erreichbarkeit. Aus körpergeschichtlicher Perspektive sind also durchaus Verschiebungen in der Genealogie des fitten Körpers festzustellen, die stark von den gesellschaftlichen Transformationen seit den 1970er Jahren geprägt sind, wie ich an den Beispielen des/der Arbeitskraftunternehmers_in und der heutigen Regierungstechniken argumentiert habe.

Inmitten der aktuellen Krise und der stets andauernden Umstrukturierungen der Arbeits- und Produktionsverhältnisse lässt sich abschliessend fragen, welche Auswirkungen dies für eine körpertheoretische Perspektive hat. Stehen wir an der Schwelle zu einem „Taylorismus 3.0“ (Marcks 2012), der durch liquide Arbeitsverhältnisse und ein Arbeitsmodell gezeichnet ist, das freiberufliche Spezialist_innen und kreative

Freelancer_innen als Arbeitskräfte forciert? Welche Auswirkungen hat der virtuelle Markt, in dem sich *crowd workers* auf „Ebay für Arbeitskräfte" feilbieten und *people clouds* zu einer zentralen Produktivitätsressource entwickeln (ebenda), auf eine körpertheoretische Perspektive? Verliert der (fitte) Körper in den *people clouds* an Bedeutung? Wird die Arbeitskraft zum Avatar und ist *crowdworking* entkörperlicht? Kaum. Vielleicht kann sich der *crowd worker* dem fitten Körper als Gebrauchswertversprechen ein Stück weit entziehen, doch geht dies mit einer gesteigerten Flexibilisierung einher. Er_sie ist eher ein_e „Cyborg" (Haraway 1995) als eine virtuelle Arbeitskraft. Doch auch wenn der „Taylorismus 3.0" neue Formen der Selbst-Kontrolle und Selbst-Disziplinierung entwickelt, sich gar als „Rückkehr zum Taglöhnertum" (Marcks 2010) entpuppen sollte, dürfen die (politischen) Möglichkeiten der Cyborgwelt nicht übersehen werden. Gleichzeitig handelt es sich auch hier um eine bestimmte Klassenposition der „Software-Aristokratien" und „neuen Selbständigen" (s.o.), die – zwar immer globaler – sich trotzdem nicht universell durchsetzen wird; auch weil bei aller Zukunftsmusik die materiellen Produktionsbedingungen in virtuellen Verhältnissen nicht verschwinden werden.

Bibliographie

Bagretz, Brigitte und Gundula Ludwig (2007). Die Politisierung des Alltäglichen. Stellungskrieg um Subjektformen. In: A.G. Gender-Killer (Hrsg.). Das gute Leben. Linke Perspektiven auf einen besseren Alltag. Münster, Unrast: 175-193.

Bänziger, Peter-Paul (2010). Sex als Problem. Körper und Intimbeziehungen in Briefen an die „Liebe Marta". Frankfurt am Main: Campus Verlag.

Bänziger, Peter-Paul und Simon Graf (2012). Körpergeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Eine „materielle" Geschichte der Industrie- und Konsumgesellschaften zwischen Wissensproduktion und Differenzdiskursen. *Traverse* 1: 101–118.

Bauman, Zygmunt (1997). Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen. Hamburg: Hamburger Edition.

Bauman, Zygmunt (1995). Philosophie der Fitness. *taz*, 25. März 1995: 19–21.

Bourdieu, Pierre (1987). Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1986). Historische und soziale Voraussetzungen modernen Sports. In: Gerd Hortleder und Gunter Gebauer (Hrsg.). Sport – Eros – Tod. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 91-112.

Brecht, Bertolt (1968). Die Krise des Sportes. In: Schriften zur Politik und Gesellschaft. Gesammelte Werke, Bd. 20. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 26-28.

Bröckling, Ulrich (2000). Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement. In: Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann, und Thomas Lemke (Hrsg.). Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 131-167.

Chakrabarty, Dipesh (2010). Europa provinzialisieren. Postkolonialität und die Kritik der Geschichte. In: Europa als Provinz. Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung. Frankfurt am Main, Campus Verlag: 41-65.

Connell, Robert W. (1999). „Politicial Movement of One". Interview mit dem Männlichkeits-Forscher Robert W. „Bob" Connell. *Männerrundbrief* 13: 36–40.

Duerr, Hans Peter (1988). Nacktheit und Scham. Der Mythos vom Zivilisationsprozess I. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Duttweiler, Stefanie (2004). Ein völlig neuer Mensch werden. Aktuelle Körpertechnologien als Medien der Subjektivierung. In: Karl Brunner, Daniela Hammer-Tugendhat und Andrea Griesebner (Hrsg.). Verkörperte Differenzen. Wien, Turia + Kant: 130-146.

Duttweiler, Stefanie (2003). Body-Consciousness – Fitness – Wellness. Körpertechnologien als Technologien des Selbst. *Widersprüche* 87(1): 31–43. Online: http://www.widersprueche-zeitschrift.de/article1027.html [20.12.2012]

Foucault, Michel (1993). Technologien des Selbst. In: Luther H. Martin, Huck Gutman, und Patrick H. Hutton (Hrsg.). Technologien des Selbst. Frankfurt am Main, S. Fischer: 24-62.

Foucault, Michel (1989). Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit III. Suhrkamp Verlag.

Foucault, Michel (1976). Macht und Körper. Ein Gespräch mit der Zeitschrift „Quel Corps?" In: Mikrophysik der Macht. Michel Foucault über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin. Berlin, Merve: 105-113.

Gosch, Petra (2008). Frauen im Fitness-Sport – ein Spiegel unserer Zeit? Momentaufnahme sozialer Anforderungen aus körpersoziologischer Perspektive. *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 69: 87–117.

Graf, Simon (2012). Natürlich! Schön normale Männerkörper. Begehren, Fitness und Männlichkeit. In: Dagmar Filter und Jana Reich (Hrsg.). „Bei mir bist du schön…" Kritische Reflexionen über Konzepte von Schönheit und Körperlichkeit. Freiburg, Centaurus Verlag: 239-257.

Graf, Simon (2010). Eine Ethnographie des fitten Männer-Körpers. Lizentiatsarbeit, Philosophische Fakultät der Universität Zürich.

Günter, Sandra (2012). Fitness als Inklusionsprämisse? Eine Diskursanalyse zur Problematisierung adipöser Kinder- und Jugendkörper in sportwissenschaftlichen Gesundheitsdiskursen. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research* 14(1). Online: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs130198 [20.112.2012].

Hachtmann, Rüdiger (2011). Fordismus. Version 1.0. Online: http://docupedia.de/zg/Fordismus [21.02.2012].

Haug, Wolfgang Fritz (2011). Die kulturelle Unterscheidung. Hamburg, Argument Verlag.

Hirsch, Joachim und Roland Roth (1986). Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Post-Fordismus. Hamburg, VSA.

Holloway, John (2004). Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen. Münster, Westfälisches Dampfboot.

Junge, Torsten und Imke Schmincke (Hrsg.) (2007). Marginalisierte Körper. Zur Soziologie und Geschichte des anderen Körpers. Münster, Unrast.

Klein, Alan M. (1993). Little Big Men: Bodybuilding Subculture and Gender Construction. Albany, SUNY.

Kreisky, Eva (2008). Fitte Wirtschaft und schlanker Staat. Das neoliberale Regime über die Bäuche. In: Henning Schmidt-Semisch und Friedrich Schorb (Hrsg.). Kreuzzug gegen Fette. Wiesbaden, VS Verlag: 143-161.

Lamprecht, Markus, Adrian Fischer und Hanspeter Stamm (2008). Sport Schweiz 2008. Das Sportverhalten der Schweizer Bevölkerung. Magglingen, Bundesamt für Sport BASPO.

Lamprecht, Markus und Hanspeter Stamm (2002). Sport zwischen Kultur, Kult und Kommerz. Zürich, Seismo.

Lemke, Thomas, Susanne Krasmann und Ulrich Bröckling (2000). Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung. In: Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann, und Thomas Lemke (Hrsg.). Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 7-40.

Linden, Marcel van der (2004). Normalarbeit – das Ende einer Fiktion. Wie der „Proletarier" verschwand und wieder zurück kehrte. *Fantômas* 6: 26–29.

Link, Jürgen (1998). Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen/Wiesbaden, Westdeutscher Verlag.

Lundin, Susanne (2005). Investitionen in den Körper zahlen sich aus. In: Beate Binder u.a. (Hrsg.). Ort, Arbeit, Körper. Ethnografie europäischer Modernen. Münster, Waxmann: 403-411.

Marcks, Holger (2012). Taylorismus 3.0. Die flexibilisierte Arbeitsorganisation stellt die Gewerkschaft vor besondere Herausforderungen. *Direkte Aktion* Mai/Juni 2012.

Martin, Emily (2002). Flexible Körper. Wissenschaft und Industrie im Zeitalter des flexiblen Kapitalismus. In: Barbara Duden und Dorothee Noeres (Hrsg.). Auf den Spuren des Körpers in der technogenen Welt. Opladen, Leske & Budrich: 32-53.

Martschukat, Jürgen (2011). „The Necessity for Better Bodies to Perpetuate Our Institutions, Insure a Higher Development of the Individual, and Advanced the Conditions of the Race." Physical Culture and the Formation of the Self in the Late Nineteenth and Early Twentieth Century USA. *Journal of Historical Sociology* 24(4): 472–493.

Merta, Sabine (2003). Wege und Irrwege zum modernen Schlankheitskult. Diätkost und Körperkultur als Suche nach neuen Lebensstilformen 1880-1930. Stuttgart, Franz Steiner Verlag.

Mijuk, Gordana (2008). Die Grossen zeigen Muskeln – die Kleinen schwitzen. Im Raum Zürich verschärft sich der Konkurrenzkampf im Fitnessmarkt weiter. *Neue Zürcher Zeitung*, 14. Mai 2008. Online: http://www.nzz.ch/nachrichten/zuerich/die_grossen_zeigen_muskeln__die_kleinen_schwitzen_1.732888.html [27.02.2012].

Möhring, Maren (2006). Die Regierung der Körper. „Gouvernementalität" und „Techniken des Selbst". *Zeithistorische Forschungen/ Studies in Contemporary History, Online Ausgabe* 2(3). Online: http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Moehring-2-2006 [10.12.2011].

Möhring, Maren (2004). Marmorleiber. Körperbildung in der deutschen Nacktkultur. Köln, Böhlau.

Möhring, Maren (2003). Das Müllern. Systematisches Fitness-Training zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Andreas Schwab und Ronny Trachsel (Hrsg.). Fitness. Schönheit kommt von aussen. Bern, Palma-3-Verlag: 73-83.

Möhring, Maren (2002). Nacktheit und Sichtbarkeit. In: Jürgen Martschukat (Hrsg.). Geschichte schreiben mit Foucault. Frankfurt/New York, Campus Verlag: 151-169.

Mümken, Jürgen (2006). Schöne neue Arbeitswelt! Die neoliberale Transformation der Arbeit. In: FAU-MAT (Hrsg.). Gender und Arbeit. Geschlechterverhältnisse im Kapitalismus. Lich/Hessen, Edition AV: 53-65.

Pongratz, Hans J. und Günter G. Voss (1998). Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50: 131–158.

Ramsbrock, Annelie (2011). Korrigierte Körper. Eine Geschichte künstlicher Schönheit in der Moderne. Göttingen, Wallstein.

Reinegger, Eva Lia und Timo Daum (2007). Ageism, Gerontophobie und das Altern ab zwanzig. In: A.G. Gender-Killer (Hrsg.), Das gute Leben. Linke Perspektiven auf einen besseren Alltag. Münster, Unrast: 115-127.

Rothman, Sheila M. und David J. Rothman (2003). The Pursiut of Perfection. The Promise and Perils of Medical Enhancement. New York, Pantheon Books.

Sassatelli, Roberta (2006). Fit Bodies. Fitness Culture and the Gym. In: Francesco Bonami, Stefano Tonchi, und Maria Luisa Frisa (Hrsg.). Human Game. Winner and Losers. Milano, Charta: 252-261.

Sassatelli, Roberta (2000). Interaction Order and Beyond. A Field Analysis of Body Culture within Fitness Gyms. In: Mike Featherstone (Hrsg.). Body Modification. London, Sage: 227-248.

Scheller, Jörg (2010). No Sports! Zur Ästhetik des Bodybuildings. Stuttgart, Franz Steiner Verlag.

Schöni, Walter (2000). Die unternehmerische Arbeitskraft. Eine neue Leitfigur neoliberaler Wirtschaftspolitik. *Widerspruch* 39: 5-12.

Schorb, Friedrich (2008a). Adipositas in Form gebracht. Vier Problemwahrnehmungen. In: Henning Schmidt-Semisch und Friedrich Schorb (Hrsg.). Kreuzzug gegen Fette. Wiesbaden, VS Verlag: 57-77.

Schorb, Friedrich (2008b). Keine „Happy Meals" für die Unterschicht! Zur symbolischen Bekämpfung der Armut. In: Henning Schmidt-Semisch und Friedrich Schorb (Hrsg.). Kreuzzug gegen Fette. Wiesbaden, VS Verlag: 107-124.

Stoff, Heiko (2007). „Firnisschichten auf verfaultem Holz". Eine Geschichte des Alters zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Torsten Junge und Imke Schmincke (Hrsg.). Marginalisierte Körper. Münster, Unrast: 97-116.

Stoff, Heiko (2004). Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten neunzehnten Jahrhundert bis ins Dritte Reich. Köln, Böhlau.

Trachsel, Ronny (2003). Fitness und Körperkult. Entwicklungen des Körperbewusstseins im 20. Jahrhundert. In: Andreas Schwab und Ronny Trachsel (Hrsg.). Fitness. Schönheit kommt von aussen. Bern, Palma-3-Verlag: 13-34.

Villa, Paula-Irene (2008). Habe den Mut, Dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung. In: Paula-Irene Villa (Hrsg.). Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld, transcript: 245-272.

Walpen, Bernhard (1993). „Multikultur" und „Fitness". In: Schweizerische Vereinigung für marxistische Studien (Hrsg.). Das neue Gesicht des Rassismus. Bern, VMS-Verlag: 61-80.

Wedemeyer-Kolwe, Bernd (2003). Zwischen „Beruf" und „Berufung". Zur Geschichte der kommerziellen Fitnessanbieter. In: Andreas Schwab und Ronny Trachsel (Hrsg.). Fitness. Schönheit kommt von aussen. Bern, Palma-3-Verlag: 35-51.

Wolff, Eberhard (2010). Moderne Diätetik als präventive Selbsttechnologie. Zum Verhältnis heteronomer und autonomer Selbstdisziplinierung zwischen Lebensreformbewegung und heutigem Gesundheitsboom. In: Martin Lengwiler und Jeannette Madarász (Hrsg.). Das präventive Selbst. Eine Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik. Bielefeld, transcript: 169-201.

Simon Graf, Kontakt: simon.graf (at) zhdk.ch; Assistent der „Vertiefung Theorie", BA Medien & Kunst an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK). Studium der Ethnologie, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und Soziologie an der Universität Zürich. Forschungsschwerpunkte: Ethnographisches Arbeiten, Männlichkeit, Körper und Fitness.